

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

1 8 0 7

Nr. 27 bis 52.

---

Sechster Band.

---

Herausgegeben

von

Joh. Friedr. Necke.

---

Mitau, 1807.

Bei Joh. Friedr. Steffenhagen und Sohn.

BIBLIOTH  
ACADEM:  
DORPAT

Mit Bewilligung der Kaiserlichen Censur-Committee zu Dorpat.

2t.

1864

1564

---

## Übersicht des Inhalts.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

---

### I. Abhandlungen. Vermischte größere Aufsätze.

Baldohn. 6, 51, 73, 138 und 276.

Maczewski über Herrn Pastor Elverfelds Bemerkungen  
im 12ten, 14ten und 16ten Stück der W. U. von  
diesem Jahre. 20 u. 33.

Pädagogische Fragmente. 65, 262 u. 307.

Antwort des Recensenten vom neuen lettischen Gesang-  
buch auf die in No. 21. der W. U. eingerückten  
Bemerkungen über die Einleitung zu gedachter  
Recension. 99 u. 113.

Einige Worte über den Aufsatz in No. 23. der W. U.  
„Philosophenungerechtigkeit betitelt.“ 123.

Gefühl und Grundsätze. 166.

Etwas über vergleichende Beurtheilung in der schönen Kunst überhaupt, und Parallelen zwischen einigen Dichtern und Musikern insbesondere. 177 u. 215.

Etwas über den Aufsatz des Herrn Superint. Maczewski in No. 28. der W. U. 194 u. 244.

Herodotus und die Neuern. 231.

Etwas über die Kometen. 299.

Hauptzüge von den Fortschritten, welche die Naturforscher Rußlands in der Kenntniß vaterländischer Naturerzeugnisse gethan haben, und von denen, welche noch zu thun übrig sind. 359.

Kurze Übersicht der Meinungen über die Natur der Kometen von den Zeiten der Chaldäer an bis auf Newton; nebst Beobachtungen des lezthin erschienenen Kometen, von Bettler. 372, 388 u. 405.

## II L i t e r a t u r.

Krebsgängiges Gedicht des heil. Mönchs Ambrosius (in neugriechischer Sprache). 1.

Kirchners kurzer Entwurf eines praktischen Handbuchs der Forstökonomie. 49.

Über den obersten Grundsatz der politischen Ökonomie, von Lang. 81 u. 129.

Anfangsgründe der Metaphysik, von Eugenius Bulgarius (in neugriechischer Sprache). 161.

- Kristigas Mahzibas Grammata, farakstita no Bursy. 193.
- Die Statuten des deutschen Ordens — herausgegeben von D. Hennig. 209, 225 u. 257.
- Sammlung acht lettischer Sinngedichte. 241.
- Die Meinungen der Philosophen über die Natur der Dinge — von Eugenius Bulgarus (in neugriechischer Sprache). 273.
- Nachrichten von den ehemaligen Schulen in Dorpat, von Herrmann. 289.
- Die Vereinigung aller Religionen unter der Alleinherrschaft des Katholizismus. 321.
- Kurzer Begriff vom Weltssysteme — von Eugenius Bulgarus (in neugriechischer Sprache. 337.
- Tacouets Anfangsgründe der Geometrie, ins Griechische übersetzt von Eugenius Bulgarus. 338.
- Sammlung von Zusätzen und Erklärungen zum 4ten Buche der Grammatik des Theodorus Gaza (in neugriechischer Sprache). 339.
- Iconologie des jetzigen Zeitalters, von Schlippenbach. 353.
- Rufi Ephesii opuscula et fragmenta. Edidit Matthaei. 369.
- Mafais Luttera Katkismus, no W. G. Maczewski. 385.
- Kristiga mahziba — farakstita no G. F. Stender — wai-  
rota no A. J. Stender. 385.
- Koschansky Illustratio mythi de Pandora. 401.
- Verzeichniß der Pflanzen des botanischen Gartens zu Dorpat. 418.

III. Miscellen. Vermischte Notizen.  
Kurze Nachrichten.

An Julius Antonius. Horazens 2te Ode des 4ten Buchs. 18. — Vaterländische Notizen. 27. — Die Karaimen. 30. — Zwen mikrologische Berichtigungen. 60. — Anfrage (wegen einer Stelle aus einer kurländischen Chronik). 63. — Das Salzbergwerk zu Hallein im Churfürstenthum Salzburg. 91. — Berichtigende Anzeige (eine Stelle in der Recension des 1sten Bandes der Ruthenia betreffend). 125. — Abentheuer in der Sierra Morena. 145 u. 326. — Pindaros zwölfter olympischer Siegeshymnos. 157. — Anonymes Schreiben einer Dame an den Redakteur. 172. — Haben die Gewächse Sinne? 187. — Berichtigung der berichtigenden Anzeige in No. 33. der W. U. 189. — Eine literarische Merkwürdigkeit. 206. — Gedanken. 208 u. 333. — Der dießjährige Michaelistag in Goldingen. 223. — Bitte an einheimische Geschichtsforscher. 239. — Orkan in Kurland am 27sten August d. J. 269. — Klagen eines Kartenfreundes im Sommer 1807. 283. — Idiotes Schreiben an den Redakteur (in Betreff des in den W. U. geführten philosophischen Streits). 286. — Letztliches *Te Deum* auf den Frieden. 292. — Kleine Beyträge zur kurländischen Geschichte. 316 u. 340. — Horazens 12te Ode des ersten Buchs. 323. — Notiz (über das, was man vor 30 Jahren Armeen und Schlachten nannte). 351. — Schrei-

ben an den Herrn Idiotes in No. 43. der W. U.  
415. — Popen und Angermünde. (Aus v. Schlip-  
penbachs noch ungedruckter Reise.) 426. — Warum  
haben schöne Frauenzimmer gemeinhin wenig Ver-  
stand? 429. — Muster zu einer Todesanzeige. 430.

#### IV. Edle Handlungen.

Patriotische Geschenke. 127.

#### V. Musik.

Six Caprices pour Violon et Violoncelle composés par  
les freres Evrard et Charles de Nolde. 97.

Zwey Lieder in Balldohn am Brunnen zu singen, in  
Musik gesetzt von Jenisch. 97.

Six Romances françaises avec accompagnement de Cla-  
vecin — composées par Eisrich. 305.

Bolonoise mit Gesang; die Musik von Jenisch. 305.

Musikalische Bemerkungen. 397.

#### VI. Gedichte.

An den Schlaf. 16. — An Alexander den Ersten.  
17. — Als Olga sang und spielte. 32. — Der  
Kampf. 64. — Die Überraschung. 80. — An  
den verliebten K. 96. — An die Häuslichkeit. 112.  
— Dem Andenken der Frau Bürgermeisterin Neu-  
mann aus Libau. 128. — Auf einen berühmten  
Küchenkritiker. 144. — Das Wagniß. 160. —

Die Kunst als Mutter. 192. — Pädagogischer Rath. 192. — Der Liebhaber der hohen Jagd 192. — Der reuige Schwelger. 192. — Die Klage der Wittwe. 224. — Trauergesang auf den Tod der Frau A. v. d. Kopp. 272. — Melittastimmen. 319. — Der vom Sturm gebrochene Bergamottenbaum. 335. — Grabschrift auf ein geliebtes Kind. 336. — Grabschrift. 352. — Verlorne Mühe. 352. — An einen groben Epikuräer. 352. — An Chōrilos. 368. — Der schlafende Eros. 384. — Auf einen betrunken Gestorbenen. 400. — An den Hrn. General-Gouverneur Grafen v. Bughowden. 417. — Die Geschenke der Psychis an Mädchen. 431. — Als ein freundschaftlicher Zirkel sich Abends trennte. 432.

## VII. Anekdoten.

Der Tonkünstler Rameau auf dem Todtbette. 191.  
 — Anekdote von Garrik. 191.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 27. Mitau, den 8. July 1807.

---

## Neu = Griechische Literatur.

ΠΟΙΗΜΑ ΚΑΡΚΙΝΙΚΟΝ Ἀμβροσίου Ἱερομοναχοῦ τοῦ Παμπερείου. Μετὰ σχολίων, καὶ τῶν ἐμπεριεχομένων αὐτῶ ἰστοριῶν, εἰς πλείστην ὠφελείαν τοῖς ἀκριβῶς καὶ μετὰ προσηκουσῆς προσοχῆς αὐτομετιούσι, Νυν πρῶτον τυποῖς ἐκδόθεν. Α, Ω Β. (1802). Ἐν Βιεννῇ τῆς Αὐστρίας. Ἐν τῇ ἑλληνικῇ τοπογραφίᾳ Γεωργίου Βενδοῦ. (Krebsgängiges Gedicht (carmen carcinum) des heil. Mönchs Ambrosius, des Pamperiten. Mit Erläuterungen unter dem Texte, und angehängten Geschichten, worauf im Texte angespielt wird; zum größten Nutzen derer, welche das Gedicht genau und mit der erforderlichen Aufmerksamkeit lesen wollen, jetzt zum erstenmale gedruckt. 1802. Wien, in der griechischen Druckerei Georg Wendt's. 152 S. 8.)

Dieses neu-griechische poetische Produkt, mit dem wir, wenn gleich dessen Erscheinung außerhalb des Zeitraums der W. U. liegt, seiner Sonderbarkeit wegen, unsre Leser bekannt machen

zu müssen glauben, ist Er. Kaiserlichen Majestät, unserm allgeliebten Monarchen, von dem Verfasser gewidmet.

Der Titel des Gedichts: *ποίημα καρκινικόν* (carmen cancrinum) bezieht sich nicht auf den Inhalt desselben; denn es ist darin von nichts weniger, als von Krebsen, die Rede, sondern auf die Art der darin gebrauchten Verse, welche man auch rückwärts lesen kann, und die gewöhnlich versus retrogradi, oder auch versus cancrini genannt werden: eine metrische Künsteley, oder vielmehr Spielerey, die nebst vielen anderen ähnlichen aus den Zeiten des verderbten Geschmacks in der Poesie sich herschreibt. Wie der Verf. in dem Vorberichte (*προδοικησις*) sagt, so machte er das Gedicht zu seinem eignen Vergnügen, und ward erst hernach von seinen Freunden zur Herausgabe desselben aufgemuntert. Er beschwört dieses sogar bey dem Gedichte selbst, an welchem er sich doch nicht gerne durch einen Meineid versündigen möge (*ομνυμι τας λογας αυτας, & ουκ αν ασμενος ἐπιορκησαιμι*). Auch versichert er, alles gethan zu haben, was er zur Vollen- dung und Erklärung des Gedichts habe thun können. Da es aber mit seinem Alter und mit seinem ganzen Zustande ebenfalls schon den Krebs- gang, oder wie wir zu reden pflegen, Bergun- ter, auf die Neige, gehe, und er also an wichtigere Dinge, als an seine versus cancrinos,

zu denken habe; so fehle dem Gedichte vielleicht die Vollkommenheit, die der Leser fodre, und die er gerne demselben gegeben hätte. (Και ηγαγον αν παντως το σιχηρηγμα των τε τεκοντος ευχων ως εγγισα, „εε μπι δυναμεις γε παρειη.“ Αλλα γε το της ηλικιας παρκινοβοατην ηδη, και αυτω τω ολικω διακοσμη Χαιρε επαπειλξης το εσχατον, παντος μαλλον, η παρκινων, προμεριμναν, την εμην βιαζεται πολιαν.)

Der Inhalt des Gedichtes selbst ist in der That höchst sonderbar. Nec. will und kann ihn nur im Allgemeinen anzeigen, weil eine Anzeige einzelner Merkwürdigkeiten und Sonderbarkeiten desselben hier nicht zulässig ist. Die große Kaiserin Katharina II. wird eingeführt in dem Momente, da Sie die Nachricht von dem Überfalle der russischen Truppen in Warschau bey der polnischen Revolution empfangen hat. In gerechtem Unwillen läßt sie die hohen Staatsbeamten zu einer Konferenz berufen, und hält der Versammlung derselben eine Rede über die vorgefallene Begebenheit. Diese Rede ist einzig und allein der Inhalt (ὑποθεσις) des Gedichtes, das gleichwohl aus 400 Versen besteht. Und was läßt der Verf. die unsterbliche Regentin in 400 Versen sagen? — Er läßt Sie zuerst sich über den Urheber der polnischen Revolution, und insbesondere des Vorfalls in Warschau lebhaft und bitter beklagen, und zwar so, daß Sie ihn nicht namentlich nennt, sondern mit den Namen und Attributen verschiedener Per-

sonen aus der alten Mythologie und Geschichte, auch aus der neueren fabelhaften Geschichte (denn Vers 20 heißt er Λεχός χελών, *Lechus, Testudo*) bezeichnet. Unter andern nennt sie ihn auch einmal *Sinon*, dessen List, wie unsern Lesern schon aus der *Aeneis* des Virgil bekannt seyn wird, die Trojaner verführte, das sogenannte trojanische Pferd in Troja hereinzubringen. Dann (Vers 70) redet die Monarchin den Feldmarschall Suworow an, und befiehlt ihm, mit dem russischen Heere in Polen einzudringen, und die verübten Frevel nachdrücklich zu bestrafen. Sie äußert Ihr Vertrauen zu dem Helden, und rühmt die Verdienste, die er bisher nicht bloß als Feldherr zu Lande, sondern auch als Admiral zur See sich erworben habe:

B. 89. Ἐν γὰρ ἄλι εὖς, ἠδ' αἰεὶ ὅη σὺ εἰλαρ ἄγνε,  
 Αἰζᾶς ἀρ' ἐπὶ τὶ περὰς ἀζία,  
 Αἶνα εἰμαῖα σάσαι, ἅ μ' ἐάννια.

Du tapfer auf dem Meere, und Du  
 edle Schutzwehr zu Lande,  
 Erhoben an Würde zur höchsten  
 Stufe,  
 Räche die Beleidigungen, die mich  
 schmerzen.

Nachher wendet sich die Monarchin noch an andere, als gegenwärtig vorgestellte, erhabene Personen, welche Nec. aus Ehrfurcht hier nicht nennt, und äußert ihre Gesinnungen über die Gerechtigkeit ihrer Sache, und dahin gehörige Mari-

men für die Zukunft, die Rec. ebenfalls hier nicht auszeichnen kann.

Das Gedicht hat an sich selbst nicht den geringsten poetischen Werth. Die der weisen geistvollen Monarchin in den Mund gelegte Rede enthält meistens, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, triviale Gedanken. Mühsam hat sie der Verf. überdem mit gelehrten, gesuchten, oft naiven und komischen, Anspielungen auf die alte Mythologie und Geschichte, zuweilen Vers für Vers, vollgestopft, und sowohl dadurch, als durch die durchaus fehlerhafte Konstruktion, durch eingemischte, auch im Neu-Griechischen ungewöhnliche, Wörter, das ganze Gedicht dunkel und räthselhaft gemacht; so daß der vertrauteste Kenner des alten und neuen Griechischen, bey den meisten Versen, nicht würde entziffern können, was der gute alte Mann hat sagen oder andeuten wollen, wenn es nicht aus den unter den Text gesetzten, in neu-griechischer Prose, abgefaßten Anmerkungen und den hinten angehängten sogenannten *ισορραϊς εμπειριεχομεναις* sich errathen ließe. So viel hat der Verf. indeß, mehr durch seine Anmerkungen, als durch das Gedicht selbst, bewiesen, daß er, was ihm Ehre macht, mit der alten griechischen Literatur und einigen der besten griechischen Schriftsteller bekannt ist. Wie er aber, oder wie seine Freunde haben glauben können, daß die Herausgabe des Gedichts ungemainen Nutzen in irgend einer Hinsicht

(ΟΥΗΣΙΝ & ΤΗΝ ΤΥΧΟΥΣΑΝ) stiften werde, ist nicht einzusehen. Das vorgesezte Dedikationsgedicht an Se. Kaiserliche Majestät, unsern erhabenen Monarchen, ist dem Rec. völlig hieroglyphisch, und wird es wohl auch allerhöchsten Orts gewesen seyn. Einige am Ende beygefügte Epigramme des Verf. sind meistens Wortspiele, und für Leser, welche nicht einerley Liebhaberey mit ihm haben, ohne alles Interesse.

Moskwa.

Buhle.

### Baldohn.

(Auszug aus einem Briefe.)

Gerne befolge ich deine Aufforderung, mein geliebter Freund, Dir ein kleines Gemälde von Baldohn zu entwerfen, da Du mir dein Wort giebst, in diesem Sommer einige Wochen dort mit mir zu verleben. Der Wunsch, dich zu diesem Entschluß erst zu bestimmen, wird nun nicht mehr auf mich einwürfen, der Phantasie nachgebend zu folgen, wenn sie zu lebhafteste Farben auftragen wollte; und so wird es leicht seyn, der Wahrheit treu zu bleiben, da ihr nicht mehr der Eigennuß entgegen steht, der, auch gefesselt, wie ein Proteus, sie durch List und Täuschungen befehdet.

Den Umriß zu dem verlangten Gemälde giebst Du mir in den zwey Fragen: was der Kranke für

seine Genesung, was der Gesunde für seine Unterhaltung hier zu erwarten habe? Beyde alles — oder nichts. Nicht jeder Kranke wird Heilung, nicht jeder Gesunde Unterhaltung hier finden; auch muß der Eine noch überhaupt zu heilen, der Andere noch zu erfreuen seyn. Reichte gleich Hygea hier schon vielen den neubelebenden Trank, so mußte sie doch einige mit freundlicher Belehrung zu einer andern Quelle hinbescheiden, oder mit der bitteren Erinnerung abfertigen: daß für sie die Panacee nur in dem Lande zu suchen sey, wo der Stein der Weisen gefunden wird und die Todten erweckt werden. — Und wenn die Göttin der Freude hier auch willig genug ihre Gaben spendet, so kann ihr Zauberstab doch nicht unter jedem harten Fußtritt Blumen aufsprießen lassen, und nicht jedem, der bey den lieblichen Ufern der *R e c t a u* anlangt, kann sie den ersten Becher aus der Quelle zu einem Trank aus dem Lethé einsegnen, oder ihn, für das dargereichte Fährgeld, in die elysäischen Gefilde hinübersteuern. Viele sind nun aber einmal geneigt, ihre erfüllte oder getäuschte Hoffnung Andern als eine Regel ohne Ausnahme aufzudringen; und wenn der mißglückte Versuch die Folge eigener Schuld war, wer spendet dann nicht gerne einige Schlußfolgen zum Beweise, daß die Schuld außer uns zu suchen sey, um für diese, aus nie versiegenden Minen leicht geprägte, Münze beruhigenden Ablaß bey sich und Andern einzukaufen. Wer

ohne kundigen Rath hier Heilung suchte und keine fand; wer durch willenloses Hingeben in jedes Gelüste ein Siechling ward, und alle Kraft verlor, eine Regel zu befolgen, und dem Zwange der Ordnung nur wenige Wochen sich zu unterwerfen; wer das letzte Aufflackern der ausgebrannten Lebenslampe nicht wieder zur hellausschlagenden Flamme ansachen konnte — spricht vielleicht von der Unwirksamkeit der Quelle, und folgt, wie jeder Glaube, der nichts auf gute Werke hält, dem Verufe, Proselyten zu machen. Wer seine Sorgen hier nicht abladen konnte, und mit gekrümmtem Rücken die wohl bedungene Fracht weiter tragen muß; wen die Langeweile, mit umgewandtem Zügel und gleicher Geißel, wieder von hier treibt, so wie sie ihn hierher traben ließ; wer leichtfüßig, wie die Freude, diese immer verfolgt und immer ereilt, und, Aug' in Aug', ihr doch wieder den Rücken wendet — der wird, wäre er auch so gut, nichts böses nachzusagen, doch niemand anders hierher zu Tagen der Freude einladen. Mögen aber immer diese und jene uns einige Grämlinge entführen, und einigen Schwerblütigen die Reue bereiten, ein Jahr später zu uns gekommen zu seyn: die Erinnerung an froh verlebte Stunden wird aus einem funkelnden Auge und in einer herzlichen Ausrufung beredter sprechen und glücklicher werben, und außer denen, die der Rath ihrer Galene hierher führt, in unsren Zirkel auch diejenigen

sammeln, die die Freude lieben und von ihr geliebt werden. Mit den ersten Blumen des Frühlings wird auch sie die immer neuen Blüthen an ihre Freunde hier vertheilen.

Welche Übel hier Heilung erwarten können, darüber belehren dich die unten genannten Schriften \*). Zum Nutzen für viele Kranke und für den Ruf der Quelle wäre zu wünschen, daß die Belehungen dieser Schriften durch einen Auszug gemeinnütziger gemacht würden. — Dieser, von einer kundigen Hand gefertigt, müßte, mit Anführung der Autorität, eine kurze Anzeige enthalten: über die chemischen Bestandtheile der Quelle, über die daraus gefolgerten Heilkräfte, über die zu beobachtende Diät, und über einige bemerkenswerthe Fälle, wo schwere, vieljährige Übel hier vollständige Genesung fanden. Dem auswärtigen Arzt, an den jene Schriften nicht gelangen, würde dieser Auszug zur Anleitung dienen, seinen Rath zu ertheilen; allen übrigen aber, die jene Schriften nicht nutzen wollen, muß es gewiß angenehm und dienlich seyn, den nöthigen Rath durch Imperative zu erhalten. So will es ihr Glaube, der irre wird, wenn man ihn zum Mitdenken auffor-

---

\*) J. H. Eckhoff's Beschreibung des Baldohnschen und Bar-  
 bernischen Mineral-Wassers. Mitau, 1795. 8. — Baldohn  
 von R. C. Schiemann. Mitau, 1799. 8. — Groschke's  
 Untersuchung des Baldohnschen Wassers (in der Beschrei-  
 bung der Provinz Kurland. Mitau, 1805. 4.  
 S. 55.).

dert; so will es ihre Bequemlichkeit, die lieber der dunkeln Eingebung, dem herüberschallenden Hörensagen, dem gelegentlich ausgesprochenen Anrathen sich anvertraut, als die nöthige Vorschrift aus mehreren Schriften sammelt. — Eine Aufzählung bewährter Beyspiele wirkt besonders mehr, als alles übrige. Der Glaube der Menge, der bey der Dämmerung scheu um sich blickt, folgt im tiefen Dunkel mit Vertrauen, oder er fordert Wunder und Zeichen. Und ist es nicht selbst der Ausspruch der Ärzte: daß die Erfahrung oft mehr für die Heilkräfte einer Quelle beweist, als aus der chemischen Prüfung gefolgert werden konnte? Der Geist ist nicht zu bannen, und wie gelehrt ihn auch die Kunst zu beschwören weiß — er entweicht, und wir müssen auch hier, wie sonst, aus seiner Hülle auf seine Kräfte folgern, und glauben an diese nur in so fern und so viel, als uns die Erfahrung darüber belehrt. Diese kleine jährlich durch einen Nachtrag zu vermehrende Tabelle würde bey den Brunnengästen sichere Abnahme finden. Außerdem wäre noch ein besonderer Auszug in Rücksicht der Diät, als ein freundlicher Ermahner und Rathgeber, bey der Quelle, in der Promenade und in dem Brunnensaale aufzustellen. Immer zweckmäßig genug, wenn auch nur einige auf eigene Erinnerung, oder indem sie sich alle Versammelten als Richter und die aufgestellte Warnung als den gesetzlichen Ausspruch über ihren

Leichtsinn denken, dadurch abgehalten werden, die für ihre Genesung unwiederbringlichen Stunden der Schwelgerey hinzugeben. Mit diesem Wunsche verbinde ich noch den, daß Baldohn bald seinen bestimmten Brunnenarzt erhalten möge. Von Zeit zu Zeit wechseln zwar unsre Ärzte ihren Aufenthalt dort, und wir wissen, daß, wenn nur einer von ihnen anwesend ist, gewiß kein Gesundbrunnen in dieser Hinsicht besser versorgt seyn kann. Der beständige Arzt aber wäre nicht nur allen Brunnen-  
 gästen willkommen, sondern würde auch wirklich sehr nützlich werden. Die über verschiedene Fälle gleichzeitig und durch mehrere Jahre fortgesetzte Beobachtung würde mit Bemerkungen bereichern, welche den scharfsinnigsten bloß auf die chemische Untersuchung begründeten Folgerungen, wie der unterbrochenen Beobachtung immer entgehen müssen. Den unbemittelten Kranken würde seine Hülfe und liebevolle Vertretung eine sichere Zuflucht seyn, da der auf einige Tage anwesende Arzt eben so wenig von ihnen weiß, als sie etwas von ihm erfahren. Auch die übrigen eröffnen sich dem bestimmten Brunnenarzt mit mehr Vertrauen, und dieß Vertrauen ist da nothwendig, wo die Bekenntnisse oft so treuherzig, wie bey der Ohrenbeichte seyn müssen. Dem Brunnenarzt steht es auch eher an, jedem eine nöthige Warnung zuzurufen, — und diese, von ihm mit Wohlwollen ausgesprochen, wird immer eine dankbare Annahme finden,

da in jedem Brunnenorte ohnehin mit der eigenen Stimmung zur Theilnahme auch der Glaube daran sich findet. Wie wir aber diesen gemeinschaftlichen Freund, der uns mit seinem Beyspiele, helfende Theilnahme auf jeden zu übertragen, vorleuchten soll, dort uns sichern werden? diese Frage weiß ich jetzt durch keinen Vorschlag zu lösen; meine Hoffnung aber will, daß ich an der Erfüllung meines Wunsches glauben soll. Der Edelmuth der Unternehmer, die Du näher kennen und achten lernen sollst, wird, wie für vieles andere, auch dafür Rath zu finden wissen. Der gemeinnützigte Eifer, der mit so großer Liberalität in wenigen Monaten alles verwirklichte, was viele Jahre hindurch vergebens gewünscht wurde, berechtigt zu dieser Hoffnung.

Im Jahre 1795 veranlaßte der damalige Generalgouverneur, Graf von der Pahlen, die erste chemische Untersuchung; ihm werde dafür hier bey jedem Dankopfer die erste Blume geweiht. — Diese Untersuchung erregte Aufmerksamkeit und machte den Glauben an der Kraft der Quelle schon willig. — Wohlwollen bestimmte den Generalgouverneur, Fürsten Sergej Fedorowitsch Goltzin, durch sein Beyspiel zu wirken. Er besuchte die Quelle, ließ eine Wohnung für sich und einen kleinen Brunnensaal erbauen. Dieser vom Wirbeltanz wiederhallende Saal verbreitete den Ruf der Quelle, und der Bericht von einigen fro-

hen Eossaisen bewieß mehr für ihre Wirksamkeit, als der chemische Kolben. Die Gluth, die dieser mittheilt, vertreibt und tödtet den Geist, die aber, welche im fliegenden Tanze sich entzündet, erweckt das innigste Leben. Wie in jener grauen Zeit übte auch hier Orpheus holde Kunst ihre süße unwiderstehliche Gewalt über die Schatten; sie folgten und eilten hierher, so wie seine Töne erklangen, und neues Leben ward ihr Lohn. Die Hornmusik, die der Fürst mitbrachte, verdient den Orphischen Tönen verglichen zu werden — wenn es gleich als omids erscheint, daß an dieser Quelle die Harmonie der Hörner zuerst die Schmerzen der Podagriften besänftigen und die Hallen der Freude einweihen mußte. Von dem Zauber dieser Melodien ergriffen, schrieb — — begeistert mir damals: „Wenn die weichen und dumpfen Glockentöne, in sanft und eilend überschlagenden Wellen, vom tiefen Thal hinauf, das Lannengebüsch durchrauschen, und die umgränzenden Hügel hinanschwellen; so erfassen Schauer unnennbarer Wonne die Seele. Dem Nahen eines himmlischen Wesens entweichen die irdischen Sorgen; die Ahnungen des Überirdischen, der tief in der Seele ersehnten ewigen Dauer und Zukunft, werden beglückende, truglose Wahrheit. Es theilt sich in lieblicher Täuschung die melodische Fluth, und wir erblicken die Gestalt und vernehmen die Stimme des emporsteigenden und tröstend zrusenden Geistes:

Unsterblich bist du befreundete Seele; laß ab von deinem Kummer; dort, wo nur die Allmacht und die ewige Harmonie dein Gedanke ist, nur dort lebt auch die Freundschaft in ewig treuem Bunde, und mit ungebrochenen Eiden die Krone des Lebens — die Liebe!“ —

Wir beurfundeten indeß auch hier unsere deutsche Abkunft, nur fremdes Beyspiel belehrte uns, das Gute bey uns anzuerkennen. Die Einladung des Fürsten versammelte mehrere angesehenere Familien aus dem Reiche, und dieß erst bekräftigte bey uns den Glauben, daß ein wohlthätiger Geist, dem die mütterliche Natur es übertrug, den von ihr geheim zubereiteten Heiltrank zu vertheilen, sein Amt hier eben so liebeich verwalte, als da, wo die bekannten schönen Stahlsachen gefertigt werden; wo, neben dem Gemäuer der verfallenen Burge, die köstlichen Trauben wachsen; oder in dem Lande, woher wir die immer neuen Moden und auch manche Übel erhalten, die diesen Heiltrank nothwendig machen. —

Wer auch einst eine dankende Erinnerung unserer Quelle weihet, schließe das Andenken ein an K —, der, da es noch an allem fehlte, durch seine theilnehmende Besorgniß, jedem den Aufenthalt angenehm zu machen suchte, und an G —, der durch sein Beyspiel wirklich viel dazu bestrug, den Glauben an der Kraft der Quelle zu verbreiten; der, nach dem Besuche auswärtiger Bäder, unserer

Quelle den Vorzug zusprach, sich zuerst hier eine eigene Wohnung einrichtete, und mit der Kraft, die seinem Charakter und Verstande eigen ist, es angemessener fand, das Gute in seinem Vaterlande anzuerkennen, als dem noch immer nicht seltenen kleinen Wahn nachzugeben: daß das Lob des Fremden und die vorschlagende Neigung dafür uns zur erhebenden Folie diene. Aber der Mangel an Mitteln für den vielfachen Bedarf der verwdhnten Bequemlichkeit hielt noch immer viele zurück; sie sind nicht selten, die den Kampf mit ihren Leiden lieber fortsetzen, als den der Entbehrung übernehmen. Viele verweilten immer nur mit Unzufriedenheit hier, und verließen, selbst genesen, mit dieser Stimmung den Ort, der ihnen so viele Entsagungen nothwendig gemacht hatte. Es fehlte für manche Anstalten an einer höhern Bewilligung und Unterstützung, und für andere an entschlossene und liberaldenkende Unternehmer. Die Gebrüder Gerhard Heinrich und Friedrich Gotthard von Korff, Subarrendatoren des Krongutes Baldohn, leisteten in dieser Hinsicht mehr, als man erwarten konnte, und fanden in der Unterstützung des ehemaligen Generalgouverneurs, Grafen v. Buxhöden, so wie in dem Wohlwollen des Kurländischen Civilgouverneurs v. Arsenieff die nöthige Beyhülfe. —

(Die Fortsetzung folgt.)

## A u d e n S c h l a f.

Du, der Du oft dem trauernden Elend schon  
Die feuchte Wimper schlossst, und ehemals  
Auch mir in deiner Mohnsaftschale  
Milderung jeglichen Kummers reichtest.

Ach! warum fliehst Du jezo mein Lager, Freund?  
Nach Dir verlangend schließ' ich mein Aug' umsonst.  
Es schleichen in der Nächte Dunkel  
Bleyernen Gangs mir die bangen Stunden.

Auf, kehre wieder zu dem Verlassenen!  
Entrücke mich der düstern Wirklichkeit,  
Dem Grabe hingeshied'nen Glückes,  
Und der unnachteten Zukunft Schrecken.

Der Welt voll Wahns und flügelnder Wissenen,  
Der finstern Schaar lictthassender Dummlinge,  
Dem Jammer unterdrückter Tugend,  
Und den Triumphen des frechen Lasters.

In and're Welten trage mich, Göttersohn,  
In deren Kreis, zu deren Gespräch zurück,  
Die einst mich liebten, die des Schicksals  
Eherne Rechte von mir getrennt hat.

Und willst Du, o! so gieb mich dem Schlummer hin,  
Der diese Hüll' in tiefere Ruhe wiegt,  
Und den besreyten Geist zu lichtern  
Welten auf immer hinüberrettet.

Maczewski.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre  
in Rußland.

---

No. 28. Mitau, den 15. July 1807.

---

An Alexander den Ersten.

Am 30sten Junius 1807.

Mit dem Hhlzweig kehrest Du wieder, Sohn des  
Himmels, und sein Schatten erquicket Deine  
Völker. Ach! Sie leben nur Dir, sie sterben —  
Kinder dem Vater. —

Sicher wird nun wandeln der Stier in dem Ge-  
filde; sicher fliegen der Schiffer durch die  
Fluthen; sicher ruhen Dein Krieger in dem  
Schatten der Lorbeern.

Auf, und an des Vaterland's Altar! Spendet,  
Brüder, die gelobeten Opfer! — Unser  
Vater kehrt uns segnender wieder als dem  
Römer Augustus \*).

\* \* \*

---

\*) Die nun folgende Ode sang der römische Dyrifer als Augustus die Gallier, Hispanier und Germanen beruhigt hatte, und nach einer dreijährigen Abwesenheit, im Jahre Roms 741, in seine Hauptstadt zurückkehrte. — Mag der Leser einige treffende Züge für unsere Zeit selbst finden.

Anmerk. d. Übers.

## An Julius Antonius.

Horazens zweyte Ode des vierten Buchs.

Wer dem Pindarus nachzueifern ringet,  
Strebet, Julius, empor auf Dädals Flügeln,  
Um der dunkelen Fluth des Meeres seinen  
Namen zu geben.

Wie vom Berge der Strom sich stürzt, wenn des  
Himmels Fluthen ihn aus den Ufern trieben,  
Brauset Pindarus unaufhaltsam her im  
Wogenden Liede.

Ihm gebühret Apollons Lorbeer, wenn durch  
Dithyramben er neue Worte kühn da=  
hinwälzt, schwebend im Rhythmus, der die Fesseln  
Stürmend zerbrochen;

Oder singet er Götter und Heroen,  
Göttersproßlinge, denen im verdienten  
Tod Centauren erlagen, sank Cchimäras  
Schreckendes Feuer;

Oder preist er den Kämpfer und das Ross, die  
Elis Palme, gleich Göttern, heimgeleitet,  
Ihnen spendend ein Kleinod, welchem hundert  
Statuen weichen.

In die Thränen der Braut um den entrißnen  
Jüngling weinet er, hebet zu den Sternen  
Kraft und goldene Sitt' und Muth, dem dunkeln  
Orkus sie neidend.

Mächt'ger Luftstrom erhebt den Schwan von Dirce,  
Wenn, Antonius, hoch zum Wolkenraume  
Er sich schwinget, doch ich, an Sitt' und Weise,  
Gleiche der Biene,

Die mit Emsigkeit am Martinus süßen  
 Thymus sammelt, ein niedrer Sänger, sinn' im  
 Hain, an quelligen Ufern Tiburs, ich auf  
 Mühevoller Lieder.

Deine höhere Lyra preise Cäsar'n  
 Wenn im Schmucke des selbst errung'nen Lorbeers  
 Er die wilden Sygambern nun den heil'gen  
 Hügel hinanführt.

Größers, Besseres nicht als Jhn gab  
 Schicksal  
 Uns und Götterhuld, wird es nimmer  
 geben,  
 Wandelt unsere Zeit sich auch zur alten  
 Goldenen wieder.

Du wirst preisen die frohen Tag' und Roma's  
 Spiele, daß wir des Helden, Cäsars Heimkehr  
 Uns erschiet und daß die Streitsucht auf dem  
 Markte verstummte.

Laut erhebet dann auch sich meine Stimme —  
 Tönt nur lieblich dem Ohr mein Lied — o Tag, du  
 Schöner, preiswürd'ger, du! sing' ich, durch Cäsars  
 Heimkehr beseligt.

Und du wandelst voran; nicht einmal jauchzen  
 Wir nur, So Triumph! es jauchzen alle  
 Bürger, So Triumph! und Weihrauch dampft den  
 gütigen Göttern.

Zehen Stiere, sie lösen dich und gleichviel  
 Kühe, aber mich löst ein zartes Kalb, das,  
 Schon entwöhnet, für mein Gelübde wächst auf  
 Äppiger Weide.

Luna's Abbild erglänzt ihm an der Stirne,  
 Wie die Sichel zum drittenmal uns aufstrahlt,  
 Schneeweiß wo es das Zeichen trägt, das Andre  
 Siehest du bräunlich.

Liebau.

Über Herrn Pastor Elverfelds letztere, im  
 12ten, 14ten und 16ten Stücke der W. U.  
 von diesem Jahre, gegen mich gerichtete  
 Bemerkungen.

Gott wohnt in einem unzugänglichen  
 Lichte. Keiner unter den Menschen  
 hat ihn gesehen, noch kann ihn einer  
 sehen. Paulus der Apostel im ersten Briefe  
 an den Timotheus im 1ten Kapitel im 17ten  
 Verse.

In allem, was ich hier über Herrn P. E. letztere Bemerkungen gegen mich, theils um der Wahrheit, theils um meiner willen bezubringen mich gedrungen fühle, werde ich alle überflüssige Weitläufigkeit vermeiden, und das zur Sache Gehörige so kurz, als möglich, fassen. Dieses Versprechen glaube ich den unseres Disput's wohl schon müden Lesern der W. U. schuldig zu seyn.

Schon an dem von mir aus Gottern genommenen Motto findet Herr E. manches zu tadeln. Er gesteht ihm in dessen erstem Theile unwidersprechliche Wahrheit zu, erkennt gute Versifikation und gute Absicht, seinem ganzen Inhalte nach, darin an; fällt aber doch das Urtheil, daß es kein

Werk der schönen Kunst sey. — Fürwahr, ein sehr sonderbares Urtheil! — Als ob einige aus dem Ganzen eines Dichterprodukts \*) genommene Verse, die man zum Motto, d. i., um das kurz anzudeuten, was man in der Folge ausführlicher entwickeln will, wählt, schon ein Kunstwerk seyn müßten! — Über das, was Gotter mit dem „sich ins Meer der Gottheit stürzen“ meine, muß ich Herrn V. E. auf die Epistel jenes liebenswürdigen Dichters über die Starkgeisteren selbst verweisen, und namentlich auf die Stelle: Der hält die Welt für Gott u. s. w.; woraus denn erhellet, daß er unter jenem Ausdrucke so viel verstehe, als das An sich, das Wesen der Gottheit, und die Art ihrer Wirksamkeit erforschen wollen. Ob mein gewähltes Motto auf den vorliegenden Gegenstand passe, darüber dürfte, so lange adhuc sub iudice lis est, auch wohl nicht einseitig und gleichsam anticipando abzusprechen seyn.

---

\*) Jenes Dichterprodukt selbst soll aber doch nach dem Geschmacke unbefangener Leser recht sehr schön seyn. Und warum sollte nicht auch Wahres und Gutes in gefallender Form dargestellt schön genannt werden dürfen? Etwa deswegen nicht, weil es keine Schöpfung der neuesten Aesthetik ist, deren Produkte häufig nur durch die ungewöhnliche Mißgestalt einer ungezügelter Phantasie, dem Schicksale, übersehen, und durch das Schellengeklänge ihrer Affonanzen, dem Schicksale, überhört zu werden, entgehen? Ob übrigens Herr E. zu absprechenden Urtheilen über einen sehr geistvollen Dichter berechtigt sey, darüber möge das Publikum selbst entscheiden.

Ich halte mich nicht bey dem nun folgenden Widerspruche auf, wo behauptet wird, daß die menschliche Vernunft sich täusche, wenn sie an der Leiter des Bedingten hinaufsteigend das unbedingte Wesen gefunden zu haben glaubt (fühlen, betasten, schauen, in diesem Sinne finden — kann sie es freylich nicht); dann aber doch auch zugegeben wird, die Vernunft schliesse nicht unrichtig, daß der Reihe des Bedingten irgend etwas Unbedingtes zum Grunde liegen müsse. Ich will hier nur meinen eigenen Ausdruck noch einmal hersehen. Dieser heißt, Seite 102 des 7ten Stückes der B. U. von diesem Jahre, so: „daß die menschliche Vernunft, an der Leiter des Bedingten hinaufsteigend, zuletzt, zu ihrer Selbstbefriedigung, bey einem unbedingten Wesen, als dem Urgrunde alles Bedingten, stehen bleiben müsse, ist ihrer Natur gemäß.“ Der angeführte Ausdruck soll nichts mehr und nichts weniger sagen, als: daß der Mensch bey dem Bedingten und Abhängigen, welches er, bey dem Fortschreiten in seinen Erfahrungen, im Kreise der letztern überall wahrnimmt, sich nicht begnügen könne, sondern, vermöge seiner Vernunft, ein Unbedingtes, als Grund desselben, annehmen müsse, nicht aber aus dem Unbedingten heraus die Art des Ursprungs und Daseyns des Bedingten deduciren könne. Daß ich in dem unbedingten Wesen einen vernünft-

tigen, wollenden und handelnden Geist verehere, dazu liegen die Gründe nicht in der Idee des Unbedingten überhaupt, sondern auch noch anderswo, und ich habe nicht unterlassen, einige jener Gründe für aufmerksame Leser in meinem Aufsätze weiterhin anzudeuten, z. B. auf der zweyten Hälfte der 104ten Seite des 7ten Stückes der W. U. von 1807.

Es bedarf demnach von meiner Seite keiner weitern Bemerkungen über das, was Herr V. E. auf der 182sten Seite des 12ten Stückes der W. U. von 1807 sagt, auch keiner über den Inhalt der 183sten Seite, wo Manches allbekannt ist, und von mir nicht geleugnet wird, manches Andere nur in vorläufig und ohne nähere Begründung aufgestellten Behauptungen des Schellingianismus besteht, die in der Folge wiederholt werden. Indessen muß ich doch bey Gelegenheit der sehr überflüssigen Glossen über das Nachschaffen der göttlichen Schöpfung anmerken, daß ich in meinem Aufsätze Seite 103 nur von einem Gleichsamnachschaffen geredet habe; und daß Herrn E--s Verwandlung dieses Gleichsamnachschaffens in ein wirkliches Nachschaffen mir um so mehr aufgefallen ist, da das, was dem von mir gebrauchten Ausdrucke des Gleichsamnachschaffens der göttlichen Schöpfung unmittelbar vorhergeht, keinen Zweifel daran übrig

läßt, was ich durch jenen Ausdruck verstanden habe; nämlich, das Bedingte aus dem Unbedingten, die Art und Weise des Daseyns der Welt aus der Gottheit erklären wolle.

Ausfälle auf frühere Systeme von den Anhängern späterer Philosophien sind ganz in der Ordnung. — — Wie sollte man auch sein System, als das einzig wahre, anders stützen und halten können, als auf den Trümmern aller andern philosophischen Lehrgebäude? Herr P. E., ehemals ein enthusiastischer Anhänger, (besonders des praktischen Theils) des Kriticismus, läßt nunmehr keine Gelegenheit vorbey, die Vorwürfe, die er ihm macht, aber- und abermals zu wiederholen. Er erlaube mir hier nur Eine Frage und Eine Bitte an ihn. Die Frage ist folgende: Wenn Kant behauptet, daß bey den Objecten unsrer Erkenntniß, die nur nach den Gesetzen unsres Vorstellungs- und Erkenntnißvermögens von uns erkannt werden können, das, was sie an sich, d. i. was sie abgesondert von jenen Gesetzen sind, uns unerforschlich sey, und zwar eben deswegen, weil wir ohne das medium unsrer Vorstellungsgesetze gar nichts zu erkennen vermögen, — wenn Kant dieses behauptet, führt er damit einen Zwiespalt (soll doch wohl heißen, Widerspruch?) zwischen den Dingen und dem menschlichen Geiste ein? — Unerforschlich mag es uns immer seyn, was jene Dinge, abgesehen von un-

frer Art, sie uns vorzustellen, seyn mögen; unbegreiflich mag es seyn, wie sie, wenn sie von uns verschieden und unabhängig existiren, doch auf uns wirken, uns afficiren, und Vorstellungen von sich in uns erwecken; — aber ist es denn widersprechend, ist es unmöglich, daß sie es thun? — Meine Bitte besteht darin, daß Herr P. E. nach seinem biedern Charakter den Manen des ehrwürdigen Kant, so wie mehrern vernünftigen und nüchternen Anhängern desselben, das Unrecht abbitten wolle, welches er an ihnen begeht, wenn er behauptet, der ächte Criticismus würdige die Religion zur bloßen Dienerin der Moral herab. — Religion zum Theil auf die moralischen Anlagen des Menschen gründen \*) (gesetzt, dieß wäre auch vom Criticismus allzu ausschließend, und mit Hintansetzung andrer Tendenzen des menschlichen Geistes zur Religion geschehen) heißt doch wohl nicht, die Religion zur bloßen Dienerin der Moral machen? Allerdings unterstützt der Glaube an einen heiligen Gott, ohne welchen es gar keine wahre Religion, sondern allenfalls nur Götzenglauben und Götzendienst giebt \*\*), ich

---

\*) Ich sage, zum Theil. Denn eigentlich gründet der Criticismus die Religion auf die Idee des höchsten Guts, als dem nothwendigen Ziele des Strebens der menschlichen Natur; zu welcher Idee aber nicht bloß sittliche Güte, sondern auch eine derselben anaemessene, von einem höchsten Wesen zu bewerkstelligende, Glückseligkeit gehört.

\*\*\*) Bey Schelling und seinen Anhängern ist Religion freylich etwas ganz anders, als bey uns übrigen Erdensohnen; sie

sage, der Glaube an einen heiligen Gott, und an die Unsterblichkeit der Menschenseelen unterstützt den Menschen auch zur Pflichterfüllung. Aber er thut noch mehr. Er, nur Er, befriedigt die Postulate der praktischen Vernunft, beruhigt den Gutgesinnten, läßt den Bösen Strafe fürchten; so wie er auch dem kontemplativen Interesse zusagt, und Einheit in die Betrachtung des Menschen und der Welt bringt. Und schließt denn der Kriticismus die durch den Religionsglauben gewirkten Gefüh'le der Ehrfurcht, der Liebe, der Dankbarkeit gegen Gott, der Zuversicht zu ihm, der Freude über unsre hohe gottähnliche Menschennatur, der Achtung für das Bild Gottes in uns, aus? — Gott verhüte indessen die Ausbreitung einer bloßen Gefühlsreligion auf Kosten einer vernünftig-sittlichen. Selbst die vox conscientiae, als bloßes Gefühl, reicht nicht hin, traurigen Verirrungen vorzubeugen. Der Mörder Heinrichs IV., die Menschenopferer, die Inquisitoren, die Henker und Scharfrichter in majorem dei gloriam, mögen bey ihren Unthaten ihrer Conscientia gefolgt seyn und

---

ist ihnen Anschauen des Universums, und jede besondere Religion, Polytheismus, wie Monotheismus, eine gleich unschuldige Ansicht des Universums. Diese schönen Neuigkeiten werden denn zum Theil in heiligen Reden nach Schellingschen Principien vorgetragen. Sollte man von solchen Helfern im Ernste Rettung der sinkenden Religiosität erwarten dürfen?

noch folgen. Die Conscientia bedarf also der Aufklärung durch Vernunft. Wenn übrige die mystisch=theosophischen Ausdrücke vom Schauen Gottes, vom Ausziehen unse- res Ichs, vom Eintauchen in die Gott- heit u. dergl. (wie verlauten will) auch in Religionsvorträge vor dem Volke übergehen soll- ten, so können und werden solche Tiraden und Floskeln (was man auch immer aus der wohlge- meinten Absicht, der Religion durch Phantasie und Gefühl aufzuhelfen, dafür sagen möge) doch nur zu schwärmelnden Tändeleien führen, die man fälschlich für Religion halten, und bey denen die ächte Religion des guten Sinns und Wandels höchstens nur eine subordinirte Rolle spielen wird. Der aufrichtig Gottgläubige bedarf wahrlich sol- cher Stützen nicht, um auch religiös zu em- pfinden.

(Der Beschluß in der Beilage.)

---

### Vaterländische Notizen.

In unserm Vaterlande sind gewiß manche für die Geschichte, in politischer, merkantilischer und moralischer Hinsicht, höchst wichtige Dokumente, in den Archiven der Städte und den Briefladen der Güter zerstreuet, und liegen in Vergessenheit, Staub und Dunkelheit begraben. Von der Wahr- heit dieser Behauptung hatte Einsender dieses kürz-

lich Gelegenheit sich zu überzeugen, indem er durch die Gefälligkeit eines Freundes einen kleinen Theil des Goldingschen Stadtarchivs zum Durchblättern erhielt.

Die Windau stört den geselligen Verkehr der Stadt Goldingen und deren Handel mit Mitau und Riga. Wie oft ist nicht der Wunsch von Goldingens Einwohnern, von der Nachbarschaft und so manchem Kaufmann und Reisenden geäußert worden, daß die Stadt doch eine Brücke haben möchte. Man bezweifelt allgemein die Möglichkeit der Realisirung dieses Wunsches. Das dasige Stadtarchiv widerlegt aber diesen Zweifel, indem es beweiset, daß Goldingen ehemals wirklich eine Brücke über die reißende Windau hatte. Die Art und Weise, wie diese Wohlthat, die unstreitig zu dem ehemals größern Flor der Stadt beytrug, ihr entrissen wurde, erzählen folgende aus dem Archiv entlehnten Worte:

„Anno 1615, im Monat Marty, hat sich allhier zu Goldingen ein groß Wasser ergossen, also daß die Windau die Brücke ganz und gar rein hinweg getrieben, daß nur die gemaurte Pfeiler sind bestehen geblieben; und ist das Wasser so hoch gewesen, daß es zum Schloßthor eingestiegen, ohungefähr einer Ellen tief.“

Dasselbe Jahr supplicirte die Bürgerschaft um die Wiederherstellung der Brücke, weil die Stadt durch deren Mangel verarmen müsse, da sie weder

ihren Holzbedarf aus dem am rechten Windauer ufer belegenen Walde zu jederzeit haben, noch von der Stapelgerechtigkeit in Windau den vorigen Vortheil ziehen könne, indem die Kommunikation mit den Städten Mitau und Riga unterbrochen wäre. — Wo war aber diese Brücke vorhanden? Das läßt sich jezo schwerer ausmitteln als ihre ehemalige Existenz. Wahrscheinlich nahe bey der jetzigen Durchfahrtstelle unweit der sogenannten kleinen Kummel; wenigstens finden sich noch daselbst mehrere Vertiefungen und Löcher in dem Kalkfelsen des Flußbettes, die vielleicht zu dem Fundamente der Brückenpfeiler gemacht worden sind. Auch bemerkt man auf dem rechten Ufer noch mehrere Granitblöcke, die eine Spur von Bearbeitung an sich tragen, und die, da alles rundumher Kalkfelsen ist, wahrscheinlich zum Behuf der Brücke herbeygeschafft wurden. Daß Goldingen vormals sehr wohlhabende Bürger und einen bedeutenden Handel hatte, beweisen mehrere Akten des erwähnten Archivs, unter andern das Inventarium eines Kaufmanns, Namens Johann Schulz, dessen Konkursmasse an vorhandenen Waaren, nach Einkaufspreisen, 36119 Fl., an liegenden Gründen 10000 Fl. betrug. Sezen wir nun, nach einer 50 Jahr später angefertigte Stadttaxe, wo unter andern das Hof Roggenmehl zu 1 Fl. angesetzt ist, den Werth eines Florens nur auf 1 Dukaten für jetzige Zeiten fest (offenbar ist

dieß zu gering, denn 50 Jahre früher galt 1 Loß Roggenmehl gewiß weniger als 1 Fl.); so käme die Summe von 46119 Dukaten heraus. Und der Mann machte Banquerot mit einem solchen noch, laut gerichtlichem Inventarium, vorhandenen Fonds. Wie groß mußte seine Handelsverbindung seyn!

Auch Industrie blühte in frühern Zeiten in Kurland; unter dem unsterblichen Herzoge Jakob war in Schründen eine Salpeterfabrike, in Rönönen eine Glashütte, wovon wahrscheinlich der noch jetzt bestehende Beyhoff Glahseßmuischa seinen Namen hat.

Möchten doch diese Noticen, die der Aufmerksamkeit nicht unwerth zu seyn scheinen, und die aus einem reichen Schatz alter Dokumente, unter denen mehrere mit Mönchsschrift geschrieben waren, zufällig ausgehoben wurden, so manchen Besitzer alter Papiere und Dokumente aufmuntern, sie, in Hinsicht auf vaterländische Geschichte, durchzusehen! Gewiß die Mühe des Durchblätterns und Entzifferns würde manche schöne Frucht tragen.

— t —

---

### Die Karaimen.

Man würde es sich bisweilen kaum erklären können, wie es möglich sey, daß sich so viele Ber-

nunft und so viele Unvernunft in einem und demselben Kopfe beysammen befände, wenn man nicht wüßte, daß es sich die wenigsten Menschen zur Maxime gemacht haben, in allen Stücken selbst zu denken, selbst zu prüfen und nach eigener Einsicht zu urtheilen.

In Halicz, einer Stadt in Galizien, lebt eine jüdische Sekte, die sich sehr von andern Juden unterscheidet, die sich bloß an das alte Testament hält, alles mit eigener Vernunft untersucht, sich aber sorgfältig hütet, Eines ihrer Mitglieder sterben zu sehen, weil jeder durch einen solchen Anblick verunreinigt zu werden glaubt. Ist ein Karaim, trotz aller seiner Vorsicht dennoch so unglücklich gewesen, das Ende eines Sterbenden mit anzusehen, so muß er, der hergebrachten Sitte gemäß, sogleich nach dem Dniester laufen und sich in diesem Fluß bis an den Hals ins Wasser tauchen. Von dieser auffallenden Gewohnheit sind nicht einmal die Weiber ausgenommen; auch sie müssen in den Fluß hinein. Aus diesem Grunde flieht jeder Karaim selbst seine Schwestern und Brüder, sobald sie in den letzten Zügen zu liegen scheinen. Eilig sucht er einen talmudischen Juden auf, und zahlt ihm 2, 3 bis 4 Dukaten, damit er den Kranken- und Todtenwärter mache. Kaum sind 24 Stunden verflossen, so treibt der Karaim den talmudischen Juden, den Leichnam in einen Sarg zu legen und ihn zu begraben. Höchstens

blickt der erstere in der Entfernung durch einen  
 Zaun, ob sein verstorbener Mitbruder auch wirklich  
 auf dem Karaimen-Todtenacker beygesetzt worden.

---

Als Olga sang und spielte.

Ein Improptu, in der Melodie des gesungenen Liedes.

Werdet wach,  
 Holde Phantasien,  
 Hallet nach,  
 Werdet Melodien,  
 Daß im süßen Tone bebt,  
 Was die Seele mir erhebt.

Tragt mich hin  
 Über Welt und Erde,  
 Daß mein Sinn  
 Loßgebunden werde.  
 Brust, du athmest frey und weit  
 Ather schon der Ewigkeit.

Ha! wie schön,  
 Auf des Wohltauttschwingen  
 Zu den Höh'n  
 Jener Welt zu dringen,  
 Wo ein Ton die Seele ist  
 Und in Seelen überfließt.

U. Freyh. v. Schlippenbach.

---

Beilage.

## Beilage

zu No. 28 der Wöchentlichen Unterhaltungen.

---

Über Herrn Pastor Elverfelds letztere, im  
12ten, 14ten und 16ten Stücke der W. U.  
von diesem Jahre, gegen mich gerichtete  
Bemerkungen.

(Beschluß.)

Abermals übergehe ich das auf der 185sten Seite der 12ten Nummer der W. U. über den ungeflügelten Dogmaticismus und den bloß verständigen Kriticismus Vorkommende, nebst der Behauptung, daß die Vernunft viel weiter reiche, da das alles die alten schon häufig vorgebrachten Aussprüche des Herrn Verfassers sind. Ich nähere mich nun dem ariadnischen Knäuel, den Herr P. E. dem philosophirenden Publikum und mir entgegen reicht, um uns durch das Labyrinth der neuesten Philosophie hindurch zu führen, der mir aber schon vorher aus Schellings Ideen zu einer Philosophie der Natur, zweyter Auflage von 1803, und namentlich aus dem Zusätze zu der Einleitung in dieses Buch, bekannt war. — Indessen will ich auch hier dem philosophirenden Leser nur Folgendes zur Beurtheilung vorlegen:

ob bey der Schellingschen Hineinbildung  
des Unendlichen ins Endliche, der

Zurückbildung des letztern ins erstere, und der Indifferenziirung (in Einsbildung) dieser beyden (sonderbar genug sogenannten) Einheiten, sich etwas Bestimmtes und Deutliches denken lasse;

ob, wenn sich etwas dabey denken ließe, das ursprünglich und ewig mit sich selbst im Widerstreite begriffene unendlich=endliche (!) unbeschränkt=beschränkte (!!)

Absolute des neuesten Systems, das seine eigene unendliche Thätigkeit hemmen soll, lediglich, um nicht müßig, um thätig seyn zu können, mehr thue, als daß es, indem es sich selbst gleichsam aus- und einathmet, mit sich selbst ein läppisches Spiel treibt;

ob ihm demnach das Prädikat der höchsten Vernunft wirklich zukommen könne;

und ob es nicht gerader und ehrlicher seyn würde, wenn die neueste Philosophie sich folgendermaßen vernehmen ließe: Im Universum ist alles, und außer ihm nichts: — das Universum ist ein ewiges Spiel von Kräften, von Erscheinen und Verschwinden, von Werden und Vergehen; — ergo — \*).

---

\*) Daß in der Natur sich Kräfte gegenseitig bedingen und beschränken, beweiset keinesweges, daß diese Kräfte nichts anders, als die sich selbst beschränkende Gottheit, oder, nach

Gott, schreibt Herr E., strömt aus sich das ganze Universum — strömt aus sich und strömt doch auch nicht aus sich; denn er ist ja zugleich im Universum, oder vielmehr, das Universum

---

Epinozistischer Vorstellung, Modifikationen der Gottheit sind. Sie sind, wenn man z. B. in der materiellen Natur ein vom Geiste wesentlich verschiedenes Substrat der Erscheinungen annimmt, nur von Gott in die Materie gelegt, und werden durch ihn in ihrer Wirksamkeit erhalten, und zu höhern Zwecken, die wir nicht immer bestimmt einsehen, regiert. — Auch darf man die Außerweltlichkeit Gottes nicht so übertreiben, daß man ihm einen eigentlich örtlichen Aufenthalt jenseits oder über der Welt anweist, da bey ihm Raum und Zeit nicht statt finden. Es ist genug, wenn man die Welt als wesentlich von ihm verschieden, aber von ihm abhängig, durch ihn erhalten und regiert, und von seiner Wirksamkeit durchdrungen denkt, ohne doch die Materie selbst mit ihm zu vermischen und ihn den Veränderungen und Beschränkungen derselben zu unterwerfen. Auch das Geistige z. B. im Menschen darf keinesweges ein eigentlicher Ausfluß aus Gott seyn. Es ist durch Gott, nicht aus Gott da, wird von ihm erhalten, ist zwar seiner Natur nach ihm verwandter, als die Materie, gehört aber doch nicht zum Wesen Gottes selbst. — Würde denn Gottes Allmacht nicht auch durch seine eigene Natur beschränkt, wenn diese das Substrat seiner Schöpfungen wäre? Oder soll das Absolute (Gott) nur etwas Unbestimmtes (in diesem Sinne Unendliches) seyn, aus dem, und zwar dennoch Er selbst, Gott, alles nach Belieben machen könnte? Bravo! oder vielmehr, hinweg, mit einer solchen Weisheit, welche die vollendetste Albernheit ist. Nichts existirt unbestimmt; es ist und bleibt, als unbestimmt, ein baarres leeres Nichts; und eine Philosophie, die ein unbestimmtes reales, noch dazu an sich (absolut) reales Wesen behauptet, ist in alle Wege eine Nichtsphilosophie, die ihr eignes Hirngespinnst, ein bloßes Abstraktum, aus dem sie alles Besondere und Bestimmte weggenommen hat, zu einem wirklichen Wesen stempelt.

ist die verendlichte Gottheit selbst, die dennoch unendlich ist. — Solche Behauptungen, lieben Leser, sind euch doch wohl sehr einleuchtend, widerspruchlos, begreiflich; — ein wahrer ariadnischer Faden? — — Nach Schelling bildet sich ein unendlicher Erkenntnißakt ins Endliche. Das kann doch wohl in einem idealistischen Systeme nichts anders heißen, als: der unendliche Erkenntnißakt, der sich selbst, d. i. sein eigenes Erkennen, erkennt,erspaltet sich in unendlich viele beschränkte Erkenntnißakte, die abermals nur ein Erkennen erkennen? In einem solchen Systeme wird doch wirklich nur zum Späße von einem Realen geredet; alles zerflattert in einen leeren Dunst von bloßen Vorstellungen, wo Schauen und Träumen, Erkennen und Phantasiren Eins und Dasselbe sind; in die leere Form des Schlechthinerkennens, ohne Erkennendes, dem es inhärrt (Subjekt) und Erkanntes (Objekt); — in Nichts \*).

Wozu denn nun alle jene Kunstankalten der neuesten Systeme? Zum Behufe eines Ein-

---

\*) So erklärt z. B. schon der Fichtianismus auf keine Weise den Unterschied zwischen Anschauungen wirklich vor mir vorhandener Gegenstände und zwischen bloßen Anschauungen der Phantasie. Er antwortet mir einem Nachspruche: ich muß mir manches als wirklich gegenwärtig und vor mir vorhanden, anderes als abwesend oder nicht gegenwärtig

heitsprincipß, aus dem die Welt und die Philosophie abgeleitet werden können; zur Erklärung, wie es in unsrer Erkenntniß zu einem Objekt komme? Warum gesteht man denn aber nicht lieber sogleich und ohne Umschweife, daß dieses Hinzukommen äußerer Objekte unsrer Erkenntniß, und die Art, wie sie unsre Sinnlichkeit afficiren, und Vorstellungen von sich in uns erwecken, unbegreiflich ist, und nie, auch nur hypothetisch befriedigend erklärt, geschweige denn unwidersprechlich dargethan werden könne; — warum gesteht man dieß nicht sogleich, sondern verstrickt sich lieber, bey dem Bestreben, dieß Eine Unbegreifliche zu deduciren, d. i. begreiflich zu machen, in eine Kette von neuen Unbegreiflichkeiten? Antwort: weil man nun einmal seine geliebte Identitäts- und Indifferenz-Philosophie nicht aufgeben will.

Wir kommen zur intellektuellen Anschauung, als dem seynsollenden Fundamente der neuen Lehre. Wir übergehen Herrn E—s Lobrede auf sie, als die köstlichste Mitgabe der göttlichen Weisheit, weil diese Lobrede

---

tig vorstellen, schlechtthin, weil ich muß. Der eigentliche Realismus erklärt dieß weit besser so: ich muß mir manche Gegenstände als wirklich vor mir gegenwärtig vorstellen, weil sie es sind, weil sie selbst mich afficiren; andere muß ich als abwesend denken, weil ich die Vorstellung von ihnen bloß durch meine eigene Einbildungskraft reproducire.

kein Gewicht hat, so lange die Wirklichkeit einer solchen Anschauung noch nicht ausgemacht ist. Was ist nun also jene intellektuelle Anschauung, und was soll sie seyn? Wer das Afficirtwerden des äußern und innern Sinnes, das freylich dem Bewußtseyn vorhergehen muß, intellektuelles Anschauen nennen will, der verantworte diesen Sprachgebrauch vor sich selbst. Nur behaupte er nicht mit Fichte, daß ihn dieses Anschauen unmittelbar lehre, auch die äußern Objekte der Erkenntniß seyen nichts anders und nichts mehr, als das bloße objektivirte Subjekt, das sich selbst, seine eigenen Operationen, beschaut, ohne daß diesen Operationen äußere Gegenstände korrespondirten. Noch weniger demonstrire er uns mit Schelling, daß unser vorstellendes (erkennendes) Subjekt nebst dem ganzen Universum wieder nur Modifikationen (Beschränkungen) eines absoluten Ichs, eines ursprünglichen, ewigen Erkenntnißakts, oder der Gottheit, seyen. Denn jenes hat die Wissenschaftslehre, dieses die Schellingslehre durch nichts erwiesen, und wird es nimmermehr erweisen. Wie in aller Welt kann erwiesen oder geschaut werden, daß \*) Selbstbewußtseyn bloß und lediglich dadurch möglich sey, daß ich meine eigene ursprünglich unbe-

---

\*) Siehe S. 219 in Nr. 14 der B. U. von diesem Jahre.

beschränkte, aber durch Freyheit von mir selbst beschränkte, d. h. zum Produkte gemachte, also producirte Thätigkeit fühle? Kann denn nicht auch eine fremde, mich beschränkende Thätigkeit auf mein ursprünglich schon beschränktes, aber doch selbstthätiges Subjekt, das sich nur vorher nicht selbst fühlte, so wirken, daß ich genöthiget werde, mich selbst von der auf mich wirkenden Thätigkeit zu unterscheiden, und so meiner selbst bewußt zu werden? Unterscheide ich denn das Afficirtwerden von meiner bloß eigenen Thätigkeit, unterscheide ich dieß nicht deutlich von der Empfindung, die ein äußerer Gegenstand in mir erweckt? Wie könnte und warum sollte ich denn einen solchen Gegenstand doch auch nur für ein bloßes Produkt meiner eigenen Thätigkeit halten? Und wie kann nun ferner dargethan oder geschaut werden, daß mein beschränktes Subjekt wieder nichts anderes, als eine Beschränkung eines sich in mir selbstbeschränkenden Absoluten sey?

Doch Herr E. gesteht ja selbst Nr. 12 S. 182 der B. U.: „die intellektuelle Anschauung des Absoluten giebt (dem Menschen nur) eine Idee der Möglichkeit und einzigen Denkbarkeit des Werdens aller Dinge durch und aus Gott.“ Eine Idee der Möglichkeit und Denkbarkeit einer Sache nennt man sonst eine Hypothese. Warum

sollten wir nicht auch hier diesen Namen brauchen? Die Systeme, vom Fichtischen bis zum Spinozistisch = Schellingschen, sind also Hypothesen. Wenn nun insbesondere das letztere System auch nur die beste, zulässigste, annehmbarste Hypothese seyn sollte: so müßte es das leisten, was es verspricht, d. h. es müßte wirklich die einzig mögliche Denkbarkeit des Werdens aller Dinge durch Gott aufstellen. Wäre aber diese Hypothese nicht einmal denkbar, so würde sie auch nicht einmal den Namen der besten verdienen. Nun ist ja das aber eben die Frage: ob es denkbar sey, daß etwas unendlich und endlich, unbeschränkt und beschränkt zugleich sey, daß ein Unendliches (ohne Verlust seiner Unendlichkeit) aus sich ausströme, und doch mit diesem Ausgeströmten Eins und dasselbe, das Eins und Alles sey und bleibe; ob es denkbar sey, daß ein sich selbst beschränkender Erkenntnißakt etwas anderes hervorbringe, als wieder Erkenntnißakte, ob es bey allem: Differenziiren, Indifferenziiren und Potenziren denkbar sey, wie aus ihm ein Reales hervorgehe, was dieses Reale sey, wenn es nicht wieder ein Erkenntnißakt, ein bloßes Erkennen, ohne eigentlich erkannten (realen) Gegenstand, ein bloßer Dunst von Vorstellungen seyn soll. Und wenn denn dieß alles nicht denkbar, nicht begreiflich ist, was hat diese Hypothese für einen Vorzug vor

der andern, die materielle, d. i. vom Geiste verschiedene, durch Gott, nicht auß Gott, daseyende Objekte annimmt, und nur die Art, wie sie den Geist afficiren, unbegreiflich findet? Diese wird doch noch durch die äußere sinnliche Wahrnehmung bestätigt, wodurch aber jene? — Die größte aller Inkonsequenzen der absoluten Philosophen ist vollends die, daß sie von einzig möglichen Denckbarkeiten sprechen; daß sie das Daseyn der Welt auß Gott begreiflich zu machen suchen, und doch den Verstand, als das Vermögen zu denken und zu begreifen, in ihrem absoluten Gebiete alles Stimmrechts berauben.

Jetzt etwas über dasjenige, was Herr E. von den Begriffen Moralisch und Unmoralisch beybringt. Sie sollen vom Absoluten, von Gott, nicht gelten. 1) weil sie als bloße Beziehungsbegriffe sich auf ein Handelndes und Leidendes zugleich beziehen. Ist denn aber im neuesten Systeme nicht sogar die Gottheit zwar ein Handelndes, aber auch, indem sie sich selbst beschränkt, ein Leidendes zugleich \*)? 2) Weil jene Begriffe sich immer auf eine Absicht beziehen, weil keine Handlung an sich moralisch = gut oder böse ist, sondern es nur durch die Absicht wird, auß der sie geschieht. Handelt denn aber Gott,

---

\*) In einem andern Systeme sind die Leidenden die Geschöpfe Gottes.

als die höchste Vernunft, ohne alle Absicht, oder nicht vielmehr aus und zu den weisesten Absichten und Zwecken? Will indessen Herr E. das Wort Moralisch von Gott deswegen nicht gebraucht wissen, weil Gott nicht auch unmoralisch seyn kann, sondern nothwendig nur das Gute wollen und wirken, oder dem Vernunftgesetze \*) gemäß handeln muß; will er ihn deshalb, anstatt moralisch, (moralisch-gut) lieber heilig (dieß Wort im bestimmten, nicht in dem schwankenden Sinne des bloß Erhabenen genommen) nennen; so geben wir ihm die Sentenz zurück: in verbis simus faciles, modo in re conveniamus.

Wie nun aber der modernen Philosophie zu Folge ein persönliches (an Körperlichkeit wird nicht gedacht) mit Selbstbewußtseyn verbundenes Leben und Fortleben des Menschen in Gott statt finden könne, da nach ihrer Behauptung jeder Mensch ganz eigentlich ein integrierender Theil der sich selbst beschränkenden Gottheit ist; wie mit dieser Behauptung moralische Willkühr des Menschen, nach der er das Gute aber auch das Böse wählen kann, sich reimen lasse, da eine solche Willkühr in Gott nicht angenom-

---

\*) Für Gott kann dieß Gesetz kein anderes seyn, als: so zu wollen und zu wirken, daß ein Reich vernünftigerer, zur Sittlichkeit verpflichteter, Wesen bestehe, in welchem zugleich jeder erhält, was er verdient.

men werden kann; wie sich das neueste System gegen den Vorwurf schützen möge, daß es die unendliche Gottheit in endliche Wesen zerreiße, von denen einige moralisch = gut, andre moralisch = böse sind: — haec capiat, qui capere potest. Doch freylich, wie kann von capere, Begreifen, in einem Systeme die Rede seyn, welches begreiflich machen will, und doch gegen das Begreifen protestirt; welches dem Verstande die Augen aussticht, damit die Vernunft sehe. — Daß Herr P. E. für seine Person an die Lehren einer ächtmoralischen Religion, an einen heiligen und gerechten Gott, und an die Fortdauer des sich seiner Persönlichkeit bewußten Menschengeistes glaube, kann nach den Äußerungen des redlichen und würdigen Mannes nicht bezweifelt werden, obgleich bey diesen Überzeugungen seine dennoch unverbrüchliche Anhänglichkeit am Schellingianismus eine größere Inkonsequenz seyn möchte, als alle Inkonsequenzen zusammen, deren er den Kriticismus beschuldigt. Die Schellingsche Stelle über die Idee eines moralischen Gottes, auf welche ich mich in meinem Aufsatze bezogen habe, ist wörtlich folgende: „Die Idee eines moralischen Gottes hat schlechterdings keine ästhetische Seite; aber ich gehe noch weiter, sie hat nicht einmal eine philosophische Seite, sie enthält nicht nur nichts Erhabenes, sondern sie ent-

hält überhaupt Nichts, sie ist so leer, als jede andere anthropomorphistische Vorstellung.“ Es kann seyn, daß sie aus Versehen unrichtig citirt ist. Auch kann ich dieß Versehen jetzt nicht berichtigen, da ich das Buch, in welchem jene Stelle sich befindet, gerade nicht bey der Hand habe. Es ist aber auch, wie ich schon bemerkt habe, nicht einmal nöthig, auf sie Rücksicht zu nehmen.

Die in Nr. 16 der B. U. Seite 246 beyfällig erwähnte scholastische Distinktion zwischen dem nihil privativum und negativum bleibt, da, wie Herr E. selbst gesteht, es der Allmacht wohl möglich ist, dem Nichts ein Daseyn zu geben (auch ohne vorhergehendes Substrat), immer nichts weiter, als eine sich ins Übersinnliche versteigende Grille, welche wir ohne Weiteres übergehen. Der Satz ex nihilo nihil fit ist in einer Hinsicht wahr, in der andern nicht. Er ist wahr für die Erscheinungswelt, wo freylich eine Erscheinung aus der andern hervorgeht. Er ist nicht nothwendig wahr für das Substrat der Erscheinungen, wenn man mit einigen ältern Philosophen die Erhaltung der Welt für eine beständige Schöpfung hält, wo denn gleichsam in jedem Moment aus Nichts Etwas wird, und das Substrat der Sinnenwelt in demselben Augenblicke, da Gott wollte, daß es nicht sey, auch ganz eigentlich zu Nichts würde.

Herr P. E. zweifelt, S. 248 in Nr. 16 der W. U., daß *εν* für sich die Bedeutung *per*, durch, habe. Daß es im Heingriechischen nicht *per* bedeutet, weiß ich; wohl aber bedeutet es das häufig im Hellenistischen oder Hebräisch = Griechischen des neuen Testaments. Ich erinnere Herrn E. nur an die Stellen: Matth. 9, 34. *εν τῷ αρχοντι*, Act. 4, 9. *εν τινι*, Matth. 17, 21. *εν προσευχῇ*, Marc. 14, 1. *εν δούλω*, Act. 11, 14. *εν οἷς σωτησῃ*, Luc. 11, 15. 18. 20. *εν Βεελζεβουλ*, *εν δακτυλῳ θεῶ*, Joh. 15, 8. *εν τῷ*. Daß Herr E. die Übersetzung von Apostelg. 17, 24., in ihm leben, weben und sind wir, für die einzig = richtige hält, ist kein Wunder. Er thut es seinem System zu Liebe. Ich kann nicht umhin, meine Verwunderung darüber zu äußern, daß Herr P. E. mir Kants Verfahren immer wie einen Spiegel vorzuhalten scheint, um mich darin meine Irrthümer de- und wehmüthig erkennen zu lassen. Kants moralische Bibelinterpretation, die er aber doch von der eigentlichen historischen Auslegung sehr bestimmt unterscheidet, und die besser moralische Anwendung der Bibel hieße, mag immerhin, besonders in den Proben, welche er selbst davon gab, verunglückt seyn. Was geht das mich an? Unterschreibe ich denn alle seine Behauptungen; billige ich alle seine Versuche; glaube ich blind auf sein Meisterwort? Wirklich scheint Herr E. das letztere

zu wähen. Siehe Seite 249 in Nr. 16 der W. U. nach unten hin. Aber man kann sich hier auch kaum enthalten, an das bekannte *γυωδι σεαυτον* zu denken; und der übrigens brave Mann, der mir so manches großmüthig übersehen zu müssen glaubt, möchte bey dergleichen Übereilungen wohl selbst einer kleinen Nachsicht bedürfen. Übrigens wünschte ich doch auch, daß Herr E. nicht die Miene machen möchte, als ob es eine so ungeheure Mühe koste, die Principien und den Geist der neuesten Philosophie zu erforschen. Es ist doch wahrlich keine Herkulesarbeit, das Wesentliche jenes Systems durch alle Phrasen- und Wort-Gerüste, mit denen es sich umhüllt, hindurch zu erkennen.

Mit der Anwendung von Bibelstellen auf Hrn. E. bin ich sicherlich weit weniger freygebig gewesen, als er es mit Anführung derselben in seinem ersten Aufsatze war; ich habe nur eine einzige gegen ihn citirt; aber nicht, wie er meint, in einer Aufwallung des Bluts: solche Unpäßlichkeiten pflegen mir seltener zuzustoßen, als vielen andern. Auch kann ich die Anführung jenes Spruchs noch jetzt keinesweges mit Mißfallen sehen. Herr P. E. legte den Gegnern seines Systems (gleichviel, welchen) unter andern die Stelle ans Herz: prüfet alles, und das Gute behaltet; doch wohl, weil er glaubte, sie hätten nicht geprüft? Warum will er nun das

Recht, daß er sich nimmt, nicht auch andern zugestehen? Er hatte wenigstens einige von jenen Gegnern als Leute bezeichnet, die sich nicht gern aus den vier Wänden ihrer alten Überzeugungen deposcediren lassen. Sind Herrn P. E. während seines nicht mehr jugendlichen Alters, und in seiner langen Amtsführung keine Personen vorgekommen, die in ihren Meinungen von einander abwichen, ohne daß man doch einer von ihnen Bequemlichkeit oder Trägheit, die ihre alten Überzeugungen nicht verlassen will, und deren Herr E. die Bestreiter des Schellingianismus, zwar nicht wörtlich, aber doch implicite, beschuldigt, bezuzumessen Ursache hätte? Mochte der Herr Verf. immerhin seine Philosophie vertheidigen, so viel er wollte und konnte. Über die Bewegungsgründe, aus denen andre diesem Systeme widersprechen, zu urtheilen, daß — er verzeihe mir diese freymüthige Äußerung — gehörte durchaus nicht vor sein Forum. Darum, nur darum, erinnerte ich ihn an den von mir angeführten Bibelspruch: Richtet nicht u. s. w.

Über Gemeinplätze ist wenig zu sagen, eben weil es Gemeinplätze sind. Immerhin sey es wahr, daß auch eine junge Kessel schon brennt, und daß es auch einige selbstdenkende junge Männer und Jünglinge giebt. Genug, es giebt auch junge Thoren in Menge, die ganz eigentlich auf das

Wort des Meisters glauben, wohl gar, in dem Besitze ihrer vermeintlich allein wahren und allgnügenden Weisheit, andre gründliche und nöthige Kenntnisse vernachlässigen, und also gut gemeinte Warnungen wohl annehmen könnten. Wenn sie nun aber doch über Warnung und guten Rath lachen, so erregen sie in dem ernstern Manne eine sehr gemischte Empfindung, deren Ausdruck ein mitleidiges Lächeln ist. Mitleid kann ihnen auf jeden Fall nicht verweigert werden, da es ja wohl ältere Männer geben mag, die über andre zu lachen affectiren, eigentlich aber ihre eigene Inkonsequenz belachen sollten.

Befremdend war mir vollends der Schluß der Gegenbemerkungen des Herrn P. E., wo er einerseits schon selbst sieht, daß ich ihn bey jenen jungen Leuten nicht im Sinne haben konnte, andererseits es aber doch nöthig findet, das Publikum davon zu avertiren, daß er mich an Lebens- und Amtsalter (man denke!) um ein paar Jahre übertreffe. — Die Stelle im B. d. Weisheit 4 Kap. 9 B. kenne ich, und wünsche sie von allen, die Freunde der neuesten Philosophie nicht ausgenommen, wohl erwogen. Zugleich freue ich mich, daß der Herr P. E. meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren läßt, so wie ich ihn meiner gleichen fortwährenden Achtung gegen seinen Charakter versichere. Doch kaum bedarf es dieser öffentlichen Versicherung. Denn für solche, die nicht begreifen, daß man über spekulative Meinungen streiten könne, ohne in persönliche Feindschaft zu gerathen, haben wir wohl beyde nicht geschrieben.

F. G. Maczewski.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für  
Liebhaber deutscher Lektüre  
in Rußland.

---

No. 29. Mitau, den 22. July 1807.

---

## L i t e r a t u r.

Kurzer Entwurf eines praktischen Handbuches der Forstökonomie für die westlichen Provinzen des Russischen Reiches, besonders für Kur- und Liefland, von Ludwig Kirchner, Sachsen-Weimarischem Kommissions-Sekretär. Mitau, 1807, bey J. F. Steffenhagen und Sohn. 74 S. 8.

Die Bestimmung dieser kleinen Schrift ist, nach des Verf. eigener Angabe, die Besitzer von Privatgütern auf eine zweckmäßigere Behandlung ihrer Waldungen aufmerksam zu machen. Neues für den eigentlichen Forstmann enthält dieses Büchelchen nicht; aber nichts destoweniger durchweg Wahrheiten und richtige Bemerkungen, und die können nicht oft und laut genug gesagt werden: wie z. B., daß man sehr irre, wenn man durch gänzlich unterlassene Nutzung den Wald zu schonen meine; daß eine Waldvermessung und

Eintheilung ohne Forstkennntnisse eher schädlich als nützlich sey u. s. w. Die ganze Schrift besteht aus der Beschreibung der vorzüglichsten einheimischen Holzarten und einer Anleitung, wie jede gepflegt und behandelt seyn will, mit eingestreuten Bemerkungen. Jede Holzart hat ihr eignes Kapitel; das letzte handelt von der Vermessung und Eintheilung der Nadelholzwälder. Ref. bedauert nur, daß der Verfasser seinem Plane, sich bloß an Praktische zu halten, so strenge treu geblieben ist, daß er selbst die systematischen Namen bey den beschriebenen Holzarten weggelassen hat. Er bemerkt selbst, S. 43, daß in den Benennungen der Nadelhölzer, sogar bey Forstverständigen, Verwechselungen entstanden sind; bleibt aber dennoch, als zu seinem Zwecke hinlänglich, bey den Namen, Fichte und Gråne, als allgemein verständlichen, stehen. Das ist jedoch nicht der Fall; unsere Sprache ist für die Nadelhölzer so reich an Namen, daß Fichte, Kiefer, Gråne, Lanne Forstverständige und Layen in Zweifel lassen, welcher Baum denn eigentlich gemeint sey. Es ist daher Pflicht eines jeden, der über das Forstwesen schreibt, die systematischen Namen anzuführen; denn bey *pinus sylvestris* und *pinus picea* weiß jeder nur einigermaßen Sachkundige woran er ist. Auch wäre es bey uns gleich nothwendig, die lettischen Namen nicht zu übergehen, weil auch sie jene einmal allgemeine Verwechselung der deutschen Nadelholz-

namen berichtigen (wie z. B. preede und egle), vorzüglich aber, weil die Buschwächter Letten sind, und die Gutsherren ihnen lettisch sagen müssen, was im Walde zu thun und zu unterlassen sey. Sollte diese Schrift erneuerte Auflagen erleben, so wünschen wir, daß der Verf. diese unsere kleine Erinnerung, die uns bey der Gemeinnützigkeit seiner Arbeit Pflicht geschienen hat, nicht übersehen möchte.

— t —

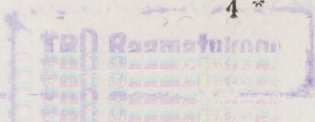
### W a l d o h n.

(Auszug aus einem Briefe.)

(Fortsetzung des in Nr. 27. abgebrochenen Aufsatzes.)

Ich besorge nicht, durch die hier folgende Liste über alle seit dem November des Jahres 1805 getroffene Veranstaltungen Dich zu ermüden; denn der Gedanke, daß ein edelmüthiges Wollen im Kampfe mit großen Schwierigkeiten und mit Gefahr eines großen Verlustes das Unternehmen wagte, zum Nutzen und Vergnügen für andere und zur wohlthätigen Hülfe für leidende Arme, wird gewiß der trocknen Aufzählung und Beschreibung ein Interesse geben. — Zu den neuen Anlagen gehören:

1) Das Brunnen- oder Gesellschaftshaus. Es enthält, unter mehrern gut meublir-



ten Zimmern, a) einen Tanzsaal von 90 Fuß Länge und 30 Fuß Breite, der bey unfreundlichem Wetter allen, welche den Brunnen trinken, zugleich zur Promenade dient. Die Erleuchtung durch Wachskerzen, so wie die Bedienung, wird auf Kosten der Unternehmer besorgt, und in einer zur Seite des Saals angebrachten Nische sind die mannigfaltigsten Erfrischungen von vorzüglicher Güte zu haben. — b) Ein Speisezimmer, in welchem zu jeder Zeit das, was man sich aus 5 bis 6 Speisen wählt, in Portionen zu 3 Fünfer, gereicht, und, bey vorhergegangener Bestellung, auch eine besondere Tafel, für bestimmte Zahlung und eine bestimmte Anzahl Personen, angerichtet wird. — c) Ein Lesezimmer, das mit einigen Zeitungen und Zeitschriften, auch mit einer Sammlung neuer Lesebücher versorgt ist. Letztere können, gegen ein geringes Abonnement, während der Brunnenzeit auf einige Tage mit ins Quartier genommen werden. — d) Ein Billiardzimmer und einige Spielzimmer. — In geringer Entfernung von diesem Gebäude ist die dazu gehörige Küche und ein Eiskeller angelegt.

2) Ein nahe an der Quelle belegenæs Haus von 16 Zimmern, welche, mit Meublen versehen, an die Brunnengäste vermietet werden. Zu gleichem Zwecke sind noch eine Anzahl Zimmer in dem nahe bey der Kirche belegenen Gasthose eingerichtet worden.

3) Ein Badehaus mit 20 Bade- und eben so viel Ankleidezimmern, nahe an der Quelle und so eingerichtet, daß durch Röhren, die zu öffnen und zu schließen sind, das kalte Wasser gerade aus dem Brunnen, das warme aber aus den in der Mitte des Gebäudes angebrachten Wärmefesseln in jede Wanne, nach Bedarf, geleitet werden kann.

4) Ein Haus für kranke Arme, die dort beherbergt werden und, auf Rechnung der Unternehmer, Kost und die nöthigen Bäder erhalten sollen.

5) Ein zur Apotheke und zur Wohnung für den Arzt eingerichtetes Haus.

6) Ein eignes Wohnhaus für den zur Besorgung der Sicherheit während der Badezeit hierher beorderten Beamten, nebst anstoßenden Wachtstuben für die unter seinem Befehle stehende Mannschaft.

7) Ein Fleischer- und Bäckerscharren, die täglich mit frischem Fleisch, so wie mit frischem Weizen- und Roggenbrod versorgt werden.

8) Einige Kaufmannsläden.

9) Eine, unter einem zierlichen Verdeck, über die Neckau geschlagene, mit Sitzen versehene, Bogenbrücke, über die der Weg von der Quelle zum Brunnenhause und in die Promenade führt. Zwei Brücken zu beyden Seiten der Quelle, die eine zur

Auffahrt bis an das Brunnenhaus, die andere zur Abfahrt, sollen noch angelegt werden. — Den Brunnen selbst hat neuerlich die Krone mit einer steinernen Einfassung versehen und über demselben, zur Bedeckung, eine offene Rotunde erbauen lassen.

10) Ein großer Küchengarten, um diejenigen, die eigne Küche halten, mit frischem Gemüse zu versehen.

Im nächsten Jahre soll auch ein Blumengarten hier hervorgehen, der an das Brunnenhaus stoßen und mit dem hügelanliegenden Gränenwäldchen zusammenhängen wird. Letzteres ist schon jetzt, so gut es sich thun ließ, zu einem Park umgeschaffen, den eine breite, mit Ruhebänken versehene, Allee durchschneidet. Zwar sind die hier gepflanzten Bäume nicht Pyrmonts hohe dichtbelaubte Linden, die über die vergangene Geschlechter, welche dort wandelten, wie über die, welche, die Tage des Bergehens zu zögern, nun unter ihre bewirthenden Schatten wandeln, die hundertjährigen Wipfel, im Gefühl der höhern Lebenskraft, mit Stolz erheben. Wir werden sie sehnend vermissen, wenn wir der Tage gedenken, wo, als auch wir dort lustwandelten, im übergelücklichen Taumel der ersten Jugendfülle, der berauschte Bahn einer endlosen Zukunft unsere Pulse beflügelte; wenn die Bilder unsrer Freuden erwachen; wenn, wie damals in der Wirklichkeit, jetzt

noch einmal in der Erinnerung ein Rosenlicht die Welt mit ihrem Leben und Weben umschimmert; wenn die damaligen Hoffnungen und Wünsche und ernste Betrachtungen, die von dem hohen rauschenden Gezweige herab das jugendliche Herz durchbebten, nun wie geliebte befreundete Wesen nach einer langen Trennung uns noch einmal umschweben. —

Doch diese Erinnerung soll uns nicht abhalten, herzlichen Dank den Männern zu sagen, die hier den hohen Schatten für die Enkel erziehen, und wir wollen für uns nur erbitten, daß der sanfte Abhang der Promenade so, wie in Pyramont, zubereitet werde, wo auch der stärkste Regen den Boden so wenig aufweicht; daß nach wenigen Minuten der leiseste Tritt einer vom Tanzen eben herhüpfenden Kamilla keine Spur zurückläßt. Als gedeihlich und schon frühe Schatten gebend empfehlen wir noch zu den neuen Anpflanzungen die Linde, die Ahorn (Kenne) und vorzüglich die kanadische Pappel. Es versteht sich übrigens, daß die Zubereitung der Erde für jeden Baum mit einiger Sorgfalt geschehen muß, da der Boden hier herum dem Buchse des Laubholzes nicht zusagt und alle Mühe sonst vergeblich gewesen seyn würde.

Du wirst gestehen, daß nur ein wohlwollender, des Eifers fürs Gemeinnützige fähiger, Sinn so viel in so kurzer und für jede Unternehmung

so ungünstiger Zeit zu Stande bringen konnte. Daß, was zum Besten der Armen geschehen ist, giebt dem Werke die deutende Überschrift — fordert einstimmigen Dank, und wird auch gewiß des höhern Beyfalls und der weitem Begünstigung nicht verfehlen.

Dieser Beschreibung folge nun der Bericht über die sonst zum bequemen Aufenthalt hier anzutreffenden Anstalten. Auf der bis nahe vor dem Brunnen anstoßenden Gränze des Privatgutes Dünhoff, befindet sich ein sehr gutes Bohnhaus, und in einer geringen Entfernung ein Gasthof, der bequeme Quartiere enthält. Außerdem liegen im nahen Umkreise der Quelle mehrere einzelne Bauernwohnungen, in deren jeder einige Zimmer auf Wochenmiethen zu haben sind. Die Versorgung der Bäder wird dann gewöhnlich mit Einbedungen, weil die Leute jede bey der Anfuhr und dem Wärmen des Brunnenwassers erforderliche Vorsicht eben so gut und treu, als es von eigener Bedienung zu erwarten wäre, beobachten. Für Wagen und Pferde findet man gleichfalls schicklichen Raum. Wer mit gemietheten Pferden hier herkömmt, erhält bey den Bauern, für billigen Preis, Pferde zum Fortkommen bis Mitau und Riga. Wem einfache und wahre Brunnenspeisen genügen, wird die eigne Versorgung der Kost nicht theurer, als in beyden genannten Städten, finden. Brod und frisches Rindfleisch sind hier für billigere

Preise, als in Mitau zu haben. Geflügel, Eyer, Lämmer und Kälber werden von den umliegenden Gütern und Bauern zugeführt. Mit Milch und Rahm wird man reichlich versorgt, weil die Bauern in dieser Gegend viel und gutes Vieh halten. Mehrere Arten Fische sind zwar feltner zu haben; aber die frischen Lächse entschädigen für diesen Mangel. Erdbeeren und Himbeeren werden in so großem Überflusse zugetragen, daß ein Freund derselben sich hier mit diesem Genusse reichlich abfinden kann. — Wer künstlich zubereitete Kost liebt, findet sie im Brunnenhause, und kann in jeder Woche zweymal sich mit allen gewünschten Leckerbissen aus Riga versorgen. Dazu dient der wöchentlich zweymal nach Riga abgefertigte Postwagen, den zugleich dort Hinreisende, und Personen, die aus Riga hierher kommen wollen, benutzen können. Gewürze und Weine sind zur Stelle zu haben. Einige Feinschmecker wollten im vorigen Jahre nicht alle Weinsorten gut finden; sie werden ihre Meinung in diesem Jahre zurücknehmen.

Besonders wichtig ist für Baldohn die getroffene Anordnung, daß von der Krone Plätze zur Erbauung von Häusern ausgetheilt werden. Bereits sind eine Anzahl solcher Plätze bezeichnet, die mehresten davon vertheilt, und auf der südwestlichen Seite, nahe am Ufer der Reckau, sechs derselben von Privatpersonen bebaut worden. Diese Ansie-

delung verschönert den Ort, und ist ein sicheres Merkmal, daß der Aufenthalt nicht ohne Reiz sey, und daß sich schon die Neigung bilde, die mit der Zeit auf viele so mächtig, wie bey den geflügelten Luftbewohnern der Reise=Instinkt, wirken wird. Die mit dem Herannahen des Sommers erwachende Unruhe wird nur bey dem Gemurmeln der Reckau zur Ruhe gewiegt werden können. Vielleicht werden auch wir zu dieser Zahl gehören, und wir wollen ohne Furcht diesen Reise=Instinkt in die Reihe unsrer Bedürfnisse aufnehmen; ist uns doch hierbey der Gewinn sicher, einige Tage zusammen zu verleben. Aber, mein theurer Freund, ich bin auch sehr geneigt, diese Reise ins Bad, nicht allein getreuten Freunden zum Wiedersehn und gegen Rheumatismen und Lähmungen, sondern selbst zur sichern Hülfe gegen manche innere Schärpen und Lähmungen, zu empfehlen. Rochefaucauld hat es so spruchreich und scharfsinnig erwiesen, daß der Egoismus uns von der ersten Jugend an aus seiner Giftschale tränke, und, wo nicht eine gute Natur, oder vom Schicksale zusammengewürfelte Umstände entgegenwirken, die von der Natur für das Mitgefühl so beweglich gebildeten Fibern lähme, und alle Neigungen in ein krampfhaftes Streben zu seinem Willen setze. Wenn nun das Leben im Bade die Eigenheit hat, die Sympathie zu erwecken; und, wo jener Gifttrank nicht das Herz zur Kohle verbrannte, oder bis

zum Starrkrampf lähmte, die zarten Saiten des Mitgefühls zu beleben; so finden wir hier das eigenste Gegengift, um auch einige innere Übel zu heilen, und uns so die süßesten unwiederbringlich verlorenen Freuden wieder zu bereiten. Sie, die holde Sympathie, von der Natur mit Mutterliebe uns zur ewig treuen und hochbeglückenden Gefährtin mitgegeben, kehrt, zehnfach verrathen und verlassen, immer mit Liebe zu uns zurück. Wenn es ihr nur einmal gelang, die um unser Ich frampfhast verschlungenen Arme loszubringen; wenn wir, durch sie ermahnt, uns in andern wieder finden lernen: so wird dieses Gefühl so beglückend, daß wir uns davon nicht trennen mögen. Wenn sie in unsrer Brust gebietend waltet, beglückt uns auch die Freude der erfüllten Pflicht und innere Zufriedenheit. Und wenn wir schon übersatt und stumpf jeden Genuß fliehen, lehrt sie unser Herz noch einmal jugendlich schlagen, lehrt sie uns noch einmal das Leben mit Liebe umfassen, weil durch sie fremdes Leiden unser Schmerz, fremde Freude auch unsre Wonne wird. — Der Gedanke, zu einem Zwecke versammelt zu seyn, für gleiches Bedürfniß gleiche Hülfe zu erwarten, wo diese, wie Licht und Wärme, vom Strahl der Sonne einem jeden ohne Abbruch werden kann, erweckt unwillkürlich gegenseitige Theilnahme, und hebt für jeden den Wunsch aus der Brust, daß auch er seinen Zweck erreiche. Es bildet sich für die, die

um uns sind, eine vorschlagende Neigung, welche ihnen den Vorzug vor dem auf Augenblicke zutretenden Fremden giebt. Schon dieses nähere Anschließen erweitert das Herz; aber nun übt es sich auch mehr zu umfassen; — hier, wo man den Bildern vielfachen Unglücks nicht ausweichen kann; wo man aus einem jubelnden Kreise wieder mitten unter Leidende tritt; wo man, von allen Geschäften losgerissen, vom Morgen bis zum Abend unter Menschen wandelt, bloß um mit ihnen zu denken, zu empfinden und zu genießen; wo man mit der Morgenröthe mit frischen Sinnen in die Natur tritt und die Empfänglichkeit für alle Eindrücke erneut und stärkt; wo selbst die Freude, die unsre Fibern höher spannt, dazu dient, dem Mitgeföhle unser Herz zu öffen; wo das Beyspiel unser Auge sieht und den Lohn unser Herz mitempfindet! — Der nahe Kreis, in der eine kleine vielfach gestaltete Welt gedrängt und in unausweichliche Verührung gebracht wird, verstärkt die Wirkung, macht sie unfehlbar, wo sie in dem weiten Geschäftsleben unbeachtet hinübergleiten würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

### Zwey mikrologische Berichtigungen.

In einem, übrigens sehr gehaltvollen, Aufsatze in der Gama für Deutsch-Rußland vom ver-

gangenen Jahre (Februar S. 136): „Über die Nützlichkeit einzurichtender Vergungsanstalten am rigaschen Meerbusen“, wird bey Erwähnung des Vorgebirges *Domesnäs* die Note hinzugefügt: „richtiger *Thomasnos*, das Vorgebirge des *Thomas*.“ — Man braucht eben nicht von dem Unglauben des heiligen Apostel *Thomas* angesteckt zu seyn, um diese Derivation, zu der kein historischer Grund vorhanden ist, in Zweifel zu ziehen, da die augenscheinlich richtigere so nahe liegt. Der jetzige *Piltensche Kreis*, zu welchem das Vorgebirge *Domesnäs*, oder *Domesness* (wie sich im Englischen gleichfalls viele eigene Namen der Vorgebirge endigen) gehört, wurde vom *Stift Piltten* — vom *kurländischen Domstift* besessen. Was ist also natürlicher, als daß die vorbeifahrenden Schiffer jenem Vorgebirge den Namen: *Vorgebirge* (*Näs*, *Nase*, ein Wort, das figürlich mehrere hervorragende Dinge bezeichnet; s. *Adelungs Wörterbuch*) des *Doms* beylegten und es *Domesnäs* nannten? — —

So lese ich auch in *Herrn von Schlippenbachs* Beschreibung einiger Gegenden *Kurlands* 2c. (*Ruthenia*, 1807, Februar S. 90): „Zu welcher Zeit das *Schloß* (*Goldingen*) den Namen *Jesus Born* (*Jesus Bronnen*) erhielt, meldet *Kelch*, der davon spricht, mit keinem Worte. Der Name indessen, welcher im Geschmacke des damaligen religiösen Zeitalters den *Kummel* zu einem göttlichen

Bronnen machte, verlor sich bald, und das Schloß ward, wie die Stadt, Goldingen genannt.“

Ich kann die Stelle beym Kelch, deren Herr von Schlippenbach gedenkt, nicht auffinden. Dem sey jedoch, wie ihm wolle: Kelch hat ohnehin dabey keine Stimme; er ist zu neu; nur Urkunden können hier entscheiden. Aus diesen aber geht hervor, daß das Schloß Goldingen nicht Jesus Born, sondern eine Zeitlang Jesusburg geheißten, auch diesen letztern Namen nicht früher, sondern später als den erstern geführt habe, in der Folge aber ununterbrochen wieder Goldingen genannt worden sey. In dem von Urndt (Livl. Chron. II. S. 46) berühmten Theilungsinstrument, worin der päpstliche Legat Wilhelm, zu Lyon am 7ten Februar 1245, dem livländischen Orden zwey Theile von Kurland und dem Bischofe den dritten Theil zugesteht, und von welcher Urkunde ich eine auf Pergament geschriebene Kopie aus dem 14ten Jahrhundert vor mir liegen habe, heißt es nämlich mit durren Worten: Castrum quod olim Goldinghen, modo Jesusborgh dicitur; ferner erscheint in einer im alten kurländischen Archiv befindlichen Verschreibung des Heermeisters Andreas, vom Jahre 1263, worin er dem kurländischen Bischof Heinrich verschiedene Besitzungen und Rechte zusichert, abermals der Name Jesusborgh; dann aber auch in keiner mir bekannt gewordenen Urkunde wieder; vielmehr finde ich in

allen spätern, namentlich von den Jahren 1290, 1301, 1331, 1338 und andern, ununterbrochen nur den Namen Goldingen. Was aber sonderbar ist, selbst in der durch die beyden oben angegebenen Urkunden begrenzten Periode zwischen 1245 und 1263, wo der Name Jesusburg im Gebrauch war, kommt der Name Goldingen gleichfalls vor; und zwar sowohl in einer Urkunde vom Jahre 1252, wo das Schloß dat Hus to Goldingen heißt, als auch in mehreren Dokumenten vom gleich darauf folgenden Jahre.

R.

---

#### A n f r a g e.

In einer Chronik von Kurland, die wahrscheinlich in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts in Libau geschrieben war, fand ich einst folgende Stelle: „Geweihete Wälder, Büsche und Haine hat man auch in Kurland gefunden, wie man denn vor einigen Jahren im Dondangenschen, in einem unter dem sogenannten Schlüterberge liegenden buschigten Thale, einen Götzen und den ihm gewidmeten gottesdienstlichen Ort entdeckt hat.“

Ist diese Nachricht gegründet, ist darüber etwas Speciellés öffentlich gesagt worden und wo ist der dort gefundene Götze hingekommen?

H—g.

## D e r K a m p f.

An Klopstock.

Wohin reißest du mich?  
 Allgewaltiger Strom!  
 Ach! ich bin nur ein Mensch,  
 Bin ohnmächtig und schwach.

Finde nirgends ich Grund,  
 Daß ich fuße und steh'?  
 Nimmt ein Ufer mich nicht  
 Auf in sichere Bucht?

Rettet, Nymphen des Thals,  
 Rettet, Musen des Hains,  
 Rettet eilig den Freund,  
 Den Skamandros entreißt,

Ach, ins unendliche Meer!  
 Himmel, Erde vergeht,  
 Alles woget, zerfließt — —  
 Ich im wogenden All.

Weiblich schöne Gestalt,  
 Nahest, Ino, dem Freund,  
 Reichst den Schleier mir dar,  
 Den ich wind' um die Brust.

Dankend werfe ich ihn  
 Dir zurück in die Fluth,  
 Schlummre auf waldiger Höh,  
 Tief versteckt im Gebüsch,

Wenn gerettet ich bin.  
 Dann, ihr Nymphen des Thals,  
 Salbet, kleidet ihr mich,  
 Führt mich ein in die Stadt.

E. Ch. Trautvetter.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 30. Mitau, den 29. July 1807.

---

## Pädagogische Fragmente.

(Fortsetzung des in Nr. 17. abgebrochenen Aufsatzes.)

### Zweytes Fragment.

#### Der Hofmeister.

Herr von A., in welchem die Leser einen Mann von Sinn und wahrer Bildung wenigstens geahnet haben müssen, war über die Grundsätze, nach welchen der junge Herr von K. in den ersten Jahren seines Lebens erzogen worden war, nicht erstaunt. Er wußte zu gut, wie leicht die besten Lehren mißverstanden werden, wie leicht der menschliche Geist, eingeengt durch die eiserne Bande des Vorurtheils, zusammenschrumpfe, und durchaus über das Gitterwerk, welches ihn umschließt, sich nicht erhebe; wie der Funke der Gottheit, welcher, angehaucht von des Himmels belebender Luft, zur hellen, fröhlichen Flamme auflodert, in der Asche des Irdischen begraben, kaum

fortzuglimmen vermöge. Er konnte also Menschen, in deren Köpfen, nach seinen Begriffen, das Unterste zu oberst gekehrt war, bedauern, nicht aber verachten, oder gar ihrem Willen zuschreiben, was eigentlich, in der verkehrten Art die Dinge anzusehen, woran sie von Jugend an gewöhnt waren, seinen Grund hatte. Daher dachte er auch von der Tante und dem Baron von Z., ihrem Sprecher, nicht schlimmer als zuvor, und da er überdieß den sehr richtigen Grundsatz hatte, daß man vor jeder Menschengestalt, als der Repräsentantin eines vernünftigen Wesens, Achtung haben müsse; so dehute seine Humanität dieses auch bis auf ihre Gedanken und geäußerten Meinungen aus. „Überhaupt,“ pflegte er zu sagen, „ist es doch besser, daß ein Mensch eine Meinung habe, als gar keine.“ Und dieß war genug, daß er eine günstige Gelegenheit abwartete, um vom Baron v. Z. den Verlauf der Erziehungsgeschichte des jungen Herrn von K. zu vernehmen, da der Erzähler neulich durch die Dazwischenkunft der Gesellschaft den Faden abzureißen gezwungen worden war. — Der Zufall wollte, daß sie bey einem ländlichen Feste, welches einer ihrer Bekannten veranstaltet hatte, zusammentrafen und mehrere Tage mit einander verlebten. Auf einem Spaziergange nahm Herr von A. Gelegenheit, die Unterhaltung mit dem Baron auf denselben Gegenstand zu setzen.

Wenn ich mich recht erinnere, Herr Baron — begann er — so sind Sie, verzeihen Sie meine Zudringlichkeit, noch mein Schuldner; — und ohne auf die verwundernde Miene desselben zu achten, fuhr er fort: Die Erziehungsgeschichte des jungen Herrn von K. Sie erinnern sich, wie sehr sie mich interessirte; die Umstände wollten, daß Sie abbrechen mußten, als sie am wichtigsten zu werden anfing.

B. v. J. Vortrefflich! Sie machen mir selbst das angenehmste Geschenk, wenn Sie meiner fernern Erzählung Ihre Aufmerksamkeit gönnen; denn ich gestehe, daß die Grundsätze, nach welchen dieser treffliche junge Mann, als einziger Sohn und die Hoffnung der Familie, erzogen wurde, mich entzücken. Die Tante hatte, wie Sie schon aus dem Vorigen bemerkt haben, den wesentlichsten Antheil daran, und es ist zum Erstaunen, welcher scharfen Blick diese Dame in allem hat, was ihren Stand und die Würde ihrer Familie betrifft. Wollte der Himmel, daß in jeder Familie nur eine Tante dieser Art sich fände, wir hätten über die Ausartung so mancher der ältesten weniger zu klagen.

Hr. v. A. Ich lasse ihren Vorzügen vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren; indessen gestehe ich doch, daß ich schüchtern werde, wenn mir die Ausdrücke, Stand, Familie, Würde der Familie, zu oft wiederkehren, und es dabey das Ansehn

gewinnt, als ob man über den Stand die bürgerliche Gesellschaft, und über die Würde der Familie die Würde des Menschen vergißt, da doch jene, als Tochter, — freylich ein seltenes Beyspiel — ihren Reiz stets von der Mutter leihet. Humanität soll der Zweck aller Erziehung seyn, und stufenweise Erhebung des Einzelnen zu ihr ist, wenn vielleicht auch nur ein Traum, doch ein so seliger, humaner, ich will nicht sagen göttlicher Traum, daß die edelsten Menschen, ohne Rücksicht auf ihren Stand und, was mehr sagen will, auf ihre Verdienste, ihn so gern geträumt haben; sie ist es, die zu jeder wahrhaft großen und schönen That Kraft und Muth und Ausdauer verleihen kann. — Die besten Fürsten und wahrhaft großen Männer hatten und haben sie stets zur Gefährtin; sie scheinen die Stände zu vergessen, wenn sie an das Wohl ihrer Völker denken. — Ein Araber, welcher von früher Jugend an nur von seinem Stande und seiner Familie reden hörte — könnte man sich darüber wundern, wenn er fragte: ob er auch ein Mensch sey? Und —

B. v. J. Erlauben Sie, ich habe von dieser Humanität auch hier und da reden gehört, aber so viel ich sehe, ist sie nicht eben für mich, und wahrscheinlich ein Ding, das von Ihren neuesten Philosophen wieder ausgebrütet — in die eigentliche Welt sich nicht hineinfügen kann. Ich halte von solchen Neuerungen überhaupt — nichts. Ein

Kind gehört der Familie; sie trägt Sorge und Kosten der Erziehung, billig, daß es nach ihrem Sinn und Gutdünken erzogen werde. Ihre Humanität scheint mir gar die Miene zu machen, als ob sie das Eigenthumsrecht, das heiligste unter der Sonne, beschränken wolle. — Mein, ich erziehe mein Kind, wie ich will, und niemand hat mir einzureden, sagte die Tante, und ich mit ihr. — — Sie sind auch (mit einer Verbeugung) ein viel zu kluger Mann, als daß ich glauben sollte, Sie hätten im Ernst geredet. — —

H. v. A. Verzeihung für die Unterbrechung — Ihre fernere Erzählung? —

B. v. J. Wir blieben, wenn ich nicht irre, bey dem Zeitpunkte stehen, wo die Familie auf die Entscheidung der Tante beschloß, es solle für den jungen Herrn ein Hofmeister angenommen werden. Der Vater selbst wandte sich an einen Professor, ich weiß nicht welcher Universität, den er daselbst in seinen Studentenjahren, auf den Bällen im Winter, kennen gelernt hatte; kurz, der Hofmeister kam. Ein feiner junger Mensch, wie man es in der Sphäre, worin er gelebt hatte, werden kann; vorzüglich war er sehr bescheiden, d. h. er kam gleich Anfangs nicht eher in die herrschaftliche Gesellschaft, bis er gerufen wurde, wußte stets von selbst die unterste Stelle am Tische zu finden, nachdem man sie ihm einmal gezeigt hatte, gab seinem jungen Herrn, wenn er mit

ihm ging, stets die rechte Seite u. s. w. „Der Mensch gefällt mir, er weiß sich zu bescheiden“ sagte die Tante. Die Zeugnisse seiner Lehrer sprachen viel von seinen vorzüglichen Kenntnissen und seiner Moralität, und er noch mehr von dem schönen und wichtigen Berufe, für die höchste Freude und, wie er sich ausdrückte, für das Glück der edlen Familie wirksam seyn zu können. In der That schien es auch, als ob er dachte wie er redete, und daß er dieser Sprache der Konvenienz einen bestimmten, eigenen Sinn unterlegte, woran ein Mann von Welt ganz natürlich nicht denkt. Dieser geringen Kenntniß der feinern Welt schrieb man es auch mit Recht zu, daß er, bey der Äußerung des Herrn vom Hause, „er werde ihn stets als den ersten Freund desselben ansehen, und bey der Bildung seines Sohnes mit ihm Hand in Hand gehen,“ in ein Entzücken gerieth, welches die ganze Hausgesellschaft in Erstaunen setzte, und ihr sogleich zeigte, mit wem sie es zu thun habe.

H. v. A. Mich dünkt, der junge Mann, dem ich nach Ihrer Beschreibung wenigstens guten Willen zutrauen muß, hatte Ursache mit dieser Erklärung zufrieden zu seyn, und wenn er sich darüber vielleicht ein wenig zu lebhaft äußerte: so setze ich dieses auf Rechnung seiner feurigen Phantasie, und traue ihm ebendaher richtige Begriffe über das Geschäft zu, welches er anfangen sollte. Denn wenn es wahr ist, daß jedes Geschäft,

welches gelingen soll, mit Liebe und einem gewissen Grade von Begeisterung unternommen und verrichtet werden muß; so scheint mir das vorzüglich von dem so höchst schwierigen, aber daher auch so verdienstlichen, Erziehungsgeschäfte zu gelten.

B. v. Z. Ach, mein Theurer, das klingt mir, als ob Sie mit diesen Leuten im Bunde ständen. Bedenken Sie doch, der Herr, welcher einen Hofmeister gagirt, mit diesem Hand in Hand gehen!!! Wo bliebe die Würde, welche der Stand fordert, und das durch die Bezahlung der Dienste hervorbrachte Verhältniß? „Nein,“ sagte die Tante, „ich mache den Plan für die Erziehung meines Kindes und schreibe vor; der Hofmeister führt aus. Wie könnte er wissen, was ein junger Herr von Stande, der seine Ahnen bis zu Kaiser Karl dem Großen hinaufzählt, bedarf? Er, ein Mensch ohne Familie und Vorfahren.“ — Und sie hat Recht!

H. v. A. Wohl mag sie Recht haben. — Aber welche Gründe hatte der Vater, sich so zu erklären, wenn er nicht die Absicht hatte, dem gemäß zu handeln?

B. v. Z. Ein Mann von Bildung und Welt, für jedes Geschäft, für jede Art von Leuten hat er eine eigene Sprache, und seine Schuld ist es nicht, wenn man mit seinen Worten andre Begriffe verbindet als er selbst. Da es ihm nun nicht unbekannt seyn kann, daß dergleichen Leute sich und ihr Geschäft für so wichtig halten, daß es sogar

einige unter ihnen geben soll, welche behaupten, der Mensch müsse, was er wird, vorzüglich durch Erziehung werden, und das Geschlecht, die Familie, habe darauf nur geringen Einfluß; so muß er, da es nun einmal zum Luxus gehört, einen Hofmeister zu halten, sich schon entschließen, in der ihm verständlichen Sprache zu reden, bis er so viel feine Bildung erhält, daß er auf Worte nicht mehr giebt, als diese lustige Waare unter Leuten von Ton werth ist. Manche unter ihnen sollen in kurzer Zeit bewundernswürdige Fortschritte hierin gemacht, und die Kunst, junge Herrn zu bilden, so vereinfacht haben, daß diese von den oberflächlichen Kenntnissen, welche man für ihren Stand erforderlich glaubte, kaum die Oberfläche erhielten.

H. v. A. Diese Ansicht der Sache hatte ich freylich bisher nicht; aber neugierig bin ich doch, wie die Tante, oder Herr von K., durch ihre Vorschriften für den Hofmeister, das ganze große, wichtige Geschäft für das Wohl ihres Kindes gehörig umfassen werden. Denn ein Mann, welcher sich hierin bestimmte, unabänderliche Vorschriften zur Befolgung geben lassen kann, erscheint mir wie ein Tagelöhner, den ich nicht würdig achten könnte, auch nur einen Tag meine Stelle bey meinem Kinde einzuräumen.

B. v. Z. Ihm Ihre Stelle einräumen? Ist es möglich?

(Die Fortsetzung folgt.)

## Baldohn.

(Auszug aus einem Briefe.)

(Fortsetzung des in Nr. 29. abgebrochenen Aufsazes.)

In jedem Lande, und also auch bey uns, wo noch einzelne Spuren des patriarchalischen Geistes, des gastfreundlichen Sinnes weilen, muß das gute, das ich von dem Leben im Bade erwarte, doppelt wirken; und wenn nur die erste Stimmung eine solche Richtung nimmt, wird alles freundlich aufgenommen werden, was dazu dienen mag, allgemeine Theilnahme zu wecken und gleichsam zur Sitte, zum Ton zu machen. Wie es jeder Brunnenort verdienen sollte, trage vorzugsweise der Eintritt zu unserm Baldohn, wie der Eintritt zu einer geweihten Halle, die Inschrift:

Willst du geweiht dem heil'gen Hayne nah,  
 So spreche feyernd das Gelübde aus:  
 Was nur die Menschen trifft, sey mir nicht fremd,  
 Der Quelle gleich, die hier im Thale rauscht,  
 Sey auch mein Herz der fremden Freude hold,  
 Und bringe hülfreich fremden Leiden Heil!

Wir, theurer Freund, wollen uns vorbereiten, dieß Gelübde mit willigem Herzen abzulegen, und wenn wir gleich schon in den letzten Tagen des Monats den Brunnen mit Nutzen brauchen könnten; so wollen wir doch, unserm Johannisfeste zu Ehren, die Reise bis zum 24sten Juny aufschieben. In diesem Tage rollet Thaliens und Melpomenens letzter Wagen von hier, mit ihren Göttern und

Helden, und mit ihrem feindlichen Gefolge, den Schifanederfchen Zaubergärten, Palläften, Wunderniren und Zauberern, die zum Zeichen der Zeit das wahre Wunder üben, daß sie, die unverföhnlichsten Feinde, dennoch nur allein Thaliens und Melpomeneus Tempel aufrecht erhalten, und ihren geweihten Priestern und Dienern das Leben fristen. Mögen sie, wenn es ihnen gelang, die Zahlungsforgen hier zu zerstreuen, nun mit gleichem Glück unsre Nachbarn in Riga über den schlechten Umsatz der Messe trösten. — Es schweigt auch der Roßmarkt mit allen von unserm Freunde — — — besungenen Künsten, und ruhig kann nun jeder zu Hause den hier angewehten wirklichen oder metaphorischen Staub sich aus den Augen reiben, um das nächstemal heller zu sehen.

Im Hoppfchen Garten packt schon der gespornte Magiker mißmüthig die Zaubergeräthe ein, weil, bey dem gesunkenen Glauben an seine Zaubergerheimnisse, jetzt die Künste der schnellen Zunge und der schnellen Finger kaum die Zinsen der vormals hier erworbenen Kapitalien zum Lohn erhielten.

Lärmend werden schon die Bänke abgebrochen, wo die neugierige Welt den centaurischen Übungen zusah, und manches verborgene Talent mit stillem Ergötzen seinen Kunstfynn in dieser Akademie des bezaubernden Muskelspiels und des fast Nackenden übte und bildete. Wenn einst eine junge Zeichne-

rin ihren Meister durch eine geistig hingehauchte Wellenlinie, oder einen der Natur kühn nachgebildeten Zug überrascht; so verwirre ihn dieß nicht, es diene ihm vielmehr zur Lehre, daß sich das Leben nur im wirklichen Leben und nicht im todten Bilde auffassen läßt. Für ihn und die Modegöttin bespreche ich nun die nächste Bank. Er wird meine Lehre bekräftigen; sie aber wird lernen, daß nicht mit jeder Blöße Reize enthüllt werden, und wird die nur zu lang gelüfteten beweglosen Pfannen und Wirbel unter einem ewigen Interdikt schnell und mit Erröthen verhüllen. —

Geschäftig rumpelt auch schon an seinen Risten und packt seine Seile ein der leichtgegliederte Waghalß, der uns, nach manchem Schaudern und Bewundern, mit der Betrachtung erfüllte, daß der Mensch, ein unerklärliches Räthsel, zehnfach seine Kraft und Mühe vergeudet, und seinen Muth in Wagstücken übt, um arbeitsscheu dem bessern Gewerbe und feige dem Ruf der Pflicht zu entweichen. Dieser Mensch, der viele Jahre hindurch jeden Tag zehnmahl in einer Stunde in halßbrechenden Seilsprüngen und im empörenden Hinüberstürzen über gezückte Schwerdter sein Leben wagt, hätte, von einem edlern Geist getrieben oder geleitet, seinen Muth erheben können, den unverwelklichen Lorbeerkranz eines Arnold Winkelried zu erringen; — und diese mit den Schwingen des Lichts sich helfende und jede Bewegung leitende

Vorsicht, welche den Evertanz so glücklich vollendet, deutet sie nicht auf ein Talent, das, anders verwendet, ihm den ersten Stuhl im Staatsrath angewiesen hätte?

Zum Trost des blauen Festes zu Altona an der Dreihe, schloß sich bereits durch ein Feuerwerk das Panathenä im Hoppischen Garten und beym Dammwächter. Schwer beladen, aber eilend und stolz, wie der Bote des Sieges, flog schon die letzte Rakette zum Monde hinan, und überbrachte die feurigen hier abgelegten Gelübde. Und Er, der verschwiegene Freund und Vertraute der dunklen, nur sein Licht liebende, Wallfahrten, verzeichnete mit freundlichem Lächeln in seinen Nachtbüchern die in diesem Jahre eingesegneten neuen Paare, die den unzertrennlichen Bund bis zum nächsten Feuerwerk schlossen. Im D\* Garten verhallen schon die letzten Töne der vielstimmigen Saiten, es erlosch die letzte Zauberlampe, und geschäftlose Hände spizen bereits die Verläumdungsgriffel, um unedel der öffentlichen Kunde zu übergeben, was im spanischen Hochgericht beym siedenden Thee die alten Basen, als gegen die Sitte der Mütter, verdammten, oder welche Schöne, vom zitternden Silberschimmer der hohen Pappeln und von dem überwogenden Lichtmeer getäuscht, in den Hesperidischen Gärten zu seyn wähnte, und am Arm eines neuen langbehoften Herkules, ihn zur eilften Arbeit des Urahns ermunternd, die goldnen Früchte brechen ließ. —

An jedem Thore wirbeln von schnell gewechselten Hufen und eilend gezogenen Gleisen die Staubwolken hinauf; alles eilet nun zur ländlichen Heimath. Hier eine junge Schöne, die das jahrelange Sehnen nach der freudereichen Stadt nur wenige Tage stillen konnte, und nun den geliebten Hänfling und das blumenreiche Gärtchen lange auf die gewohnte Pflege warten läßt, bis die sittlichen Freuden der stillen Hütte und die holden Naturscenen die Bilder von dem städtischen Schattenspiele und den schönen Rittern verdrängen.

Ihre süßen Sorgen kennt jener nicht, der ihr dort nachtrabt, mit einwärts zur Selbstumarmung gebogenen Schultern in die tiefste Ecke des Wagens gesenkt, und in die Schreibrtafel verzeichnend, um wie viel die Zinsenpresse erhöht habe, was aus einer andern Presse genommen war; und selbstgefällig der eigenen Klugheit zulächelnd, die, wenn andere über Mißärndten klagen, die reichsten Garben unter seine schneidende Sichel bringt.

Es spotten seiner, die im saufenden Galopp hinter ihm her stürmen, und, eingedenk des schnell verrinnenden Lebens, statt seiner Wissenschaft: „im Überfluß zu darben,“ die bessere Kunst erfanden, „im Mangel üppig zu schwelgen.“ Lachend erschallet ihr Ruf: Dir bleibe die Freude der schweren verschriebenen Zinsen, und uns der Genuß der halb erhaltenen klingenden Summe. Sammle nun wieder für uns emsig den Honig zur Zelle,

trage scharrend vom Kehricht jeden Heller herben zur hülfreichen Kiste. Uns wartet Diana mit ihrem Gefolge. Mag immer Bellona stürmen, und in den blutigen Kampf uns rufen: folgen wir doch auch dem Willen der Götter, wenn sie mit dem goldenen Bogen und den rasselnden Pfeilen vor uns einhertritt, und von ihrem Rufe Thal und Hügel wiedertönen. Ist's nicht auch menschlicher, den Kranz von Farrenkraut, der nur vom Blute des Löflers trieft, durch Heldenmuth erringen, als den, der dunkel von Menschenblut schimmert?

Es folgt mit gemächlicher Eile in der goldbeleisteten, auf Riemen gewiegten, mit glänzenden Nägeln zierlich befesteten Karrete ein glückliches Paar. Mit dem Knarren des aufschnellenden Schlagbaums entweichen die Bilder von dem Gewühle der Stadt und süßere edlere Sorgen nehmen die Phantasie und das Herz ein. Leicht ist der Kampf, wenn die Sehnsucht erwacht, im Kreise der Ihrigen zu seyn, und dort der holden Gewohnheit zu folgen, die in der Übung der Pflicht das Glück nur sucht und sicher findet. —

Blicke nun in die Straßen der wie vom Nachtrausch ermüdeten Stadt. Wie öde ist alles! Es rollen nicht mehr mit schmetterndem Sprunge über das höckerige Pflaster die von der Nawa verschriebenen Muschelwagen; es treiben Dich nicht mehr von einer Ecke zur andern die hin- und hergetragenen und im klingenden Wurf auf die Schulter gewor-

fenen Schätze des Plutus. Hier und da lüftet eine Zofe das vom Johannisgaste verlassene Zimmer; hier und da zerreißt die knirschende Säge das Ohr, es knarrt ein Wagen mit Korn oder Kehrigt, oder versenkt sich im tiefgehöhlten Kinnstein. Die während des Festes verzögerten Rechtsprüche eilend zu vollstrecken, wechselt nun ruhlos am erhöhten rothen Pfahl das Halseisen die Schächer; der Kuhhirt, dieser musikalische Unhold, schreckt dich mit freischend gellenden Tönen aus dem Schlaf und zerstreut deinen Mittagschlummer. In den Winkeln der Stadt halten der Affen- und Hundetanz, der Reisspringer und die Papagenoflöte die Nachlese, und, indem Du beim erlöschenden Abendroth der trauernden Leyer aus Mailand lauschest, stürmet schmetternd das bachantische Lihko daher. Doch fürchte nicht das Schicksal des Orpheus; die Weiber des friedlichen Landvolks kennen die thracische Wuth nicht; sie bringen Dir Blumenkränze und laden Dich ein zur Feyer der nahen Ärndte. — Dieß sind die letzten Laute; ringsum schweigt alles; wo Du auch Dich wendest, Du findest nur einzeln sinnige Wanderer, die mit gesenktem Haupte einherschreiten, und in weiten Kreisen einer den andern vermeiden.

Nur auf dem Wege nach dem belobten *Wabschekaln* und *Straute Krisch* regt sich noch geschäftig das Leben. Hier ertönt noch zuweilen bey frohen Erholungsfesten die Luft und das Tannen-

gebüsch, und antwortet ein befreundetes Echo von der schwarz umzäunten Judenkapelle. — Aus der Lade der 300 pro Cent, gewonnen auf die von der Themse und über den Rhein verschriebenen bons pour le nord, feyern Pandora's Priester und Diener hier die Gesundheit und den ewig wechselnden Sinn der Modegöttin im sprudelnden Champagner.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

### Die Überraschung.

An die Staffel setzt sich Gros  
(Nichts und Nichts als Kindererey'n)  
Zeichnend hin, ein kleiner Künstler,  
Nun, das wird was Schönes seyn!

Und ich schleich ihm leise näher,  
Nah' mich ihm nur auf den Zeh'n,  
Und es fasset mich Erstaunen, —  
Willst Du das Gemälde sehn?

Mit dem Pfeil hat er's gezeichnet, —  
Ach er drückte tief und mild  
In des Herzens hoher Spannung  
Meines süßen Mädchens Bild.

Prose.

---

### D r u c k f e h l e r.

In Nr. 29. ist S. 55 Z. 13 v. u. Tanze st. Tanzen; ebend. Z. 10 v. u. den Ahorn st. die Ahorn; S. 58 Z. 11 v. u. Rochefaucault st. Rochefaucault; S. 62 Z. 14 berührten st. berührten, und ebend. Z. 6 v. u. Herrmeister st. Heermeister zu lesen.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 31. Mitau, den 5. August 1807.

---

## L i t e r a t u r.

*Ueber den obersten Grundsatz der politischen Oekonomie. Von Joseph Lang, Adjunct der moralisch-politischen Section an der kaiserlichen Universität zu Charkow. Riga, 1807. Bey Hartmann. 131 S. 8.*

Die Sache der Wissenschaften gewinnt bey uns immer mehr Fortgang. Das vorliegende Werkchen liefert einen neuen Beweis. Wohin sollen sich auch die in Deutschland bedrängten Musen wenden, wenn es nicht nach Alexander's mächtigen und glücklichen Staaten ist? — In Charkow, wo noch vor Kurzem nur Schulwissenschaften gelehrt wurden, beschäftigt man sich gegenwärtig mit staatswirthschaftlichen Untersuchungen. — Was dürfen wir aus jenen merkwürdigen Gegenden, deren Industrie noch ganz im Entstehen begriffen ist, nicht in Zukunft für wichtige Bereicherungen für das Feld der Staatswirthschaft erwarten?

ten, wenn die Mitglieder der neuerrichteten Universität vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit auf dahin gehörige Gegenstände zu richten anfangen. — Wirklich die Erscheinung des vorliegenden Werks ist so interessant, daß Rec. sich an der Sache der wissenschaftlichen Aufklärung zu versündigen glauben würde, wenn er bey Anzeige desselben nach Rücksichten handelte, indem jener Sache nur durch Freyheit im Denken und Urtheilen gedient wird, wie dieß Deutschlands Beyspiel in der Periode seines Ruhms und Glücks unwiderleglich bewiesen hat.

Des Verfassers Absicht ist, einen allgemeinen Grundsatz der Staatswirthschaft aufzustellen. Ein lobenswerthes, aber gewiß auch sehr schwieriges Unternehmen. Rec. will hier mit ihm über die Möglichkeit eines solchen Grundsatzes nicht rechnen. Er nimmt solche mit ihm an. Allein billigerweise hätte doch wohl der Verf. damit anfangen sollen, den Begriff und Umfang der Staatswirthschaft zu bestimmen. Wie kann man für eine Wissenschaft ein allgemeines Princip aufstellen, ehe man sich über den Begriff und den Umfang dieser Wissenschaft hinlänglich verständigt hat? Das in der Vorrede, S. X, Gesagte ist dazu bey weitem nicht hinreichend. — Hiernächst hätten die verschiedenen Grundsätze der bisherigen staatswirthschaftlichen Systeme geprüft und an Beyspielen gezeigt werden sollen, wie unzulänglich sie sind,

um alle staatswirthschaftliche Phänomene genugthuend daraus zu erklären. — Dem Verf. zufolge soll sein oberster Grundsatz der Staatswirthschaft „das Naturgesetz der menschlichen Gesellschaften seyn.“ (S. 1). Wie? in welchem Sinne? Für das Recht und den Zweck der menschlichen Gesellschaften? (Naturrecht — allgemeines Staatsrecht — allgemeines Völkerrecht) Für die Mittel überhaupt, jenen Zweck zu erreichen? (Politik) Für eine einzige Klasse von Mitteln, nämlich die, welche sich auf die Vermehrung des Nationalreichthums beziehen? (Politische Oekonomie.) — Alles dieß bleibt dem Scharffsinne des Lesers zu errathen übrig. — „Allgemeines Naturgesetz menschlicher Gesellschaften.“ — Großes centnerschweres Wort! Wahrlich es ist leichter, dich auszusprechen, als richtige Begriffe mit dir zu verbinden! — Aus jenem Grundsatz sollen sich „die verschiedenartigsten Phänomene auf dem großen Schauplatz der Welt (??) erklären lassen.“ — Er soll unter andern Aufschluß geben, „warum der römische Staat zerfiel? (S. 3.) Der Verf. scheint mit den mannichfaltigen Ursachen, welche die Auflösung des römischen Staats bewirkten, nicht historisch bekannt zu seyn, sonst könnte er wohl nicht darauf verfallen, jenen Umsturz politisch aus einem bloß staatswirthschaftlichen Grundsatz er-

klären zu wollen. Doch ja, sein Grundsatz ist ja allgemeines Naturgesetz u. s. w. — Noch soll aus diesem Grundsatz erklärt werden können, warum Preussen seine verhältnißmäßig größte Armee ohne sichtbaren Nachtheil halten kann. — Allein ist darum der Nachtheil nicht vorhanden, oder ist er vielleicht vorhanden und nur dem Verf. nicht sichtbar? — Nur dann erst kann man Ursachen von Wirkungen angeben, wenn die Existenz dieser letzteren wirklich erwiesen ist. Doch dem sey, wie ihm wolle, die Folge von des Verf. Untersuchungen lehrt, „daß der römische Staat zerfiel, weil dort das richtige Verhältniß der drei Nationalbalancen aufgehoben wurde,“ und daß der preussische Staat bestand, weil hier die zahlreiche Armee, ihrer ungeheuren Masse ungeachtet, das richtige Verhältniß der Nationalbalancen nicht aufhob; so wie zweifelsohne denn auch Preussens letzte unvorhergesehene Unglücksfälle bloß aus einer Berrückung dieses richtigen Verhältnisses der Nationalbalancen erklärt werden müssen.

Der Verf. kommt nun seinem Zwecke näher. Er untersucht die verschiedenen Klassen, aus welchen die Bürger eines Staats bestehen. Diese sind Producenten, Künstler und Geldbesitzer. — Irrig ist des Verf. Meinung, daß einer gewissen Klasse von Producenten, (z. B. Vergleuten), ihre Anzahl durch die Menge der schon in einem

Land vorhandenen Produkte bestimmt würde, dahingegen die Anzahl der Landleute bis ins Unbestimmbare vermehrt werden könne, indem diese bey ihren Arbeiten die Natur unter die Bedingungen der Anwendung ihrer bildenden Kraft versetzte. (S. 6.) Jene Meinung gründet sich, wie man sieht, auf den falschen Begriff, den der Verf. mit Produktion verbindet. Denn auch der Bergmann, welcher z. B. Eisen gewinnt, producirt eben so wie der Landmann, d. i. er versetzt die Natur unter die Bedingungen ihrer bildenden Kraft. Sehr selten findet sich Eisen gediegen (vielleicht nie); aber Eisentheile, fähig, gediegenes Eisen zu werden, finden sich fast in jedem Lande in unbestimmbarer Menge. Der Werth, den hier im Handel und Wandel das Eisen hat, und nicht die unerforschte Menge jener rohen Eisentheile, bestimmt die Summe des jährlichen Produkts und die Anzahl der Producenten, die sich mit ihrer Gewinnung beschäftigen; eben so wie das Ziel der möglichen Vermehrung der Landbauer nicht durch die Menge der Stoffe, die Luft, Wasser und Erde enthalten, um daraus Getreide zu erzeugen, sondern durch moralische Motive bestimmt wird, die jene Klasse zum Getreidebaue aufmuntern. — Ganz neu ist des Verf. Eintheilung der Gewerbe in städtische und ländliche, (S. 7) in dem Sinne des Wortes, wie der Verf. solches nimmt. Schwerlich möchte sie auf alle Gewerbe passen. — Eben

so seine Definition von produktiven Arbeitern. (S. 9.) Ihm zufolge sind auch Militärpersonen (!!) produktive Arbeiter, welche Smith halb im Ernste, halb im Scherze zerstörende Arbeiter nennt, der aber hier (freylich dem Sinne von produktiv schnurstracks zuwider) eines Besseren belehrt wird.

Nach den bisher gemachten Bemerkungen folgt nunmehr als oberster formeller Grundsatz der politischen Ökonomie, „daß zwischen den drey wesentlichen Klassen des Staates ein Gleichgewicht bestehe“ (S. 10). Was hiermit eigentlich besagt werden solle, überläßt der Verf. den Lesern zu enträthseln, die darin, nach Gefallen, entweder gar keinen, oder einen sehr tiefen Sinn suchen können. Um indeß doch ihren mühevollen Nachforschungen ein Ziel zu setzen, da ihm selbst wahrscheinlich jene Worte, so wie sie hier stehen, räthselhaft schienen, fügt er noch auf derselben Seite sehr naïv hinzu: mit diesem Satze solle nichts weiter besagt werden: als daß zwischen den drey wesentlichen Klassen ein Gleichgewicht bestehe; er besage aber nicht, worin dieses Gleichgewicht bestehe u. s. w. In Ansehung der letzteren Bemerkung ist Rec. vollkommen mit dem Verf. einverstanden. Allerdings können nur die folgenden Untersuchungen über den erwähnten Grundsatz Helle verbreiten. Auch werden wir

folglich sehen, zu welchen wichtigen Resultaten jene führen.

Beym Verf. reducirt sich alles auf die zwischen den drey wesentlichen Klassen des Staats auszutauschenden Güter. Was die Mitglieder einer jeden Klasse verzehren und unter sich austauschen, und was der ganze Staat durch den Handel mit auswärtigen Nationen austauscht, das sind Kleinigkeiten, auf die sich der oberste Grundsatz der Staatswirthschaft nicht zu erstrecken braucht, wiewohl es Rec. nicht unwahrscheinlich ist, daß die Verzehrungen der so zahlreichen Landleute allein von größerer Wichtigkeit für das Ganze der Staatsökonomie sind, als die Verzehrungen und Austauschungen aller übrigen Klassen zusammen genommen. — Die durch den Landmann und Künstler gegenseitig ausgetauschten Produkte sollen genau an Werthe gleich seyn. (S. 12.) Rec. getraut sich nicht über die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Behauptung zu urtheilen, denn der so schwankende Begriff von Werth ist nicht bestimmt. Man weiß folglich nicht, was für einen Werth hier der Verf. meint. — Alles, was die drey Klassen untereinander austauschen, bezeichnet der Verf. mit der Benennung Nationalbalance. So erhalten wir denn drey Nationalbalancen, die Landbaubalance (Güter des Landmanns, vertauscht gegen die Produkte des Künstlers und gegen das Geld des Geldbez-

sizers), die Manufakturbalance (Güter des Künstlers, vertauscht gegen die Produkte des Landmanns und gegen das übrige Geld des Geldbesizers) und die Geldbalance (Geld der Geldbesizer, ausgetauscht gegen einen Theil der Landbau- und der Manufakturbalance). Lauter herrliche, hochtönende Worte! — Sie leiten den Verf. auf den obersten materiellen Grundsatz der politischen Ökonomie, nämlich: „Die drey Nationalbalancen sind einander gleich.“ Das große Problem ist also nun gelöst! — „Wir haben einen Satz entdeckt — setzt der Verf. nicht allzubescheiden hinzu — der in den auf unendliche Art und immer fortwechselnden Verhältnissen der wesentlichen Klassen eines Staats etwas Wesentliches und immer Bleibendes ausdrückt: es ist die ewige durch keine Kraft zu verrückende Gleichheit der drey Nationalbalancen u. s. w.“ — Ungeachtet dieser kräftigen Zusicherung sey es Rec. erlaubt, des Verf. Grundsatz etwas näher zu untersuchen. Die drey Nationalbalancen sind einander gleich. In welcher Beziehung? Höchst wahrscheinlich an Werthe? — Woraus folgt diese Gleichheit? Aus der Erfahrung? — Dieß wird der Verf. nicht behaupten wollen. Denn bey ihm finden sich keine Belege. Überhaupt hat es bisher noch kein Statistiker gewagt, das Ver-

hältniß des Werthes von jenen Austauschungen zu bestimmen. Offenbar ist das, was der Verf. Geldbalance nennt, nicht in zwey gleiche Hälften getheilt. Die Güter, welche Geldbesitzer in einem Staate von dem Landmanne eintauschen, sind vielleicht von geringerem Betrage, als die, welche sie vom Künstler eintauschen. Eben so wenig kann nur mit einigem Grunde behauptet werden, daß der ganze Betrag der von den Geldbesitzern ausgegebenen Summen dem Betrage der z. B. von dem Landmanne vertauschten Produkte gleich sey. In manchen Staaten mag es den Verhältnissen derselbe zufolge bald größer, bald geringer seyn. Anders muß ein solches Verhältniß ausfallen in einem Staate wie Hamburg und in einem Staate wie Rußland. — Doch wozu bedürfen wir Gründe der Erfahrung, — mathematisch kann jener Satz bewiesen werden. (S. 13.) Glückliches Zeitalter das, in welchem wir leben! Alles Zweifelhafte, Dunkle kann jetzt durch eine geschickte Anwendung der Mathematik bis zur höchsten Evidenz gebracht werden. Irrig glaubte man vorher, bloß Größen wären Gegenstände der Mathematik. Jetzt ist man eines Besseren belehrt. — Canard, ein französischer Schriftsteller im Fache der Staatswirthschaft, brach zuerst die Bahn. Er multiplicirte Bedürfniß und Konkurrenz, indem er sie durch Zeichen unbekannter Größen ausdrückte, und erhielt daraus ein — merkwürdiges

Produkt. Aber bey alledem enthielt Canards Werk doch auch manche neue höchst interessante Ansicht, die wenigstens den tiefdenkenden Beobachter charakterisirte. — Bald werden wir dahin kommen, den Ausgung von Schlachten, den Ertrag eines Ackers u. s. w., allen Einflüssen äußerer Umstände zum Troße, mathematisch zu berechnen. Auch Hr. Lang hat eine ähnliche Anwendung mathematischer Rechnungen gemacht, um durch dieselbe etwas zu beweisen, was allen Gründen der Vernunft und Erfahrung zuwider läuft. Seine Art zu schließen ist folgende:

$$\begin{array}{l}
 \text{Es sey die Landbaubalance} \quad = A \text{ † } a \\
 \text{Es sey die Manufakturbalance} = B \text{ † } b \\
 \text{Es sey die Geldbalance} \quad = C \text{ † } c \\
 \text{Nun ist } A \text{ † } a = B \text{ † } C \\
 \quad \quad B \text{ † } b = A \text{ † } c \text{ und} \\
 \quad \quad C \text{ † } c = a \text{ † } b
 \end{array}
 \left. \vphantom{\begin{array}{l} \\ \\ \\ \\ \\ \\ \end{array}} \right\} \text{alles richtig.}$$

Mithin auch (soll heißen: mithin ganz und gar nicht)  $A \text{ † } a = B \text{ † } b = C \text{ † } c$ . Q. e. d. — Aus den drey ersten Gleichungen kann der Mathematiker mit allem seinem Scharfsinne unmöglich die vierte herleiten, es wäre denn, daß er diese vierte Gleichung schon vorher als erwiesen annimmt, wie hier Herr Lang gethan zu haben scheint. Alsdann aber wäre er des mathematischen Beweises ohnehin entübrigt. Um selbst diejenigen unsrer Leser, die die ersten Anfangsgründe der Algebra nicht kennen, von dem Fehl-

schlusse des Verf. zu überzeugen, will Rec. jenen allgemeinen Größenzeichen wirkliche substituiren.

Es sey demnach

$$A = 20 \text{ u. } a = 10 \text{ folgl. } A \text{ † } a = 20 \text{ † } 10 = 30.$$

$$B = 20 \text{ u. } b = 15 \text{ folgl. } B \text{ † } b = 20 \text{ † } 15 = 35.$$

$$C = 10 \text{ u. } c = 15 \text{ folgl. } C \text{ † } c = 10 \text{ † } 15 = 25.$$

So ist

$$A \text{ † } a = 30 = B \text{ † } C = 20 \text{ † } 10$$

$$B \text{ † } b = 35 = A \text{ † } c = 20 \text{ † } 15 \text{ und}$$

$$C \text{ † } c = 25 = a \text{ † } b = 10 \text{ † } 15.$$

Aber es ist mithin nicht.

$$A \text{ † } a = B \text{ † } b = C \text{ † } c \text{ oder}$$

$$20 \text{ † } 10 = 20 \text{ † } 15 = 10 \text{ † } 15. \text{ Q. e. d.}$$

Moskwa.

Prof. Schlözer.

(Der Beschluß folgt.)

## Das Salzbergwerk zu Hallein im Churfürstenthum Salzburg.

(Aus dem Reisejournal eines Kurländers.)

Die gewöhnliche Gewinnung des Salzes geschieht, wie bekannt, aus salzreichem Wasser (Sohle), das unter der Erde über Salzlagen (Salzstöcke) fließt, und so, mehr oder weniger gehaltreich, zu Tage strömt. In Deutschland ist das Salzbergwerk zu Hallein \*) eins der wich-

\*) Es ist vielleicht Manchem befremdend, warum so vieleörter in Deutschland, wo Salzwerke vorhanden sind, Halle,

tigsten. Die Vorstellung, die man sich gewöhnlich von dergleichen Salzbergwerken macht, als beständen sie aus krystallisirten Salzmassen, und als gäbe das Innere solcher Bergwerke, beym Fackelschein oder bey anderer künstlicher Erleuchtung, einen wunderbaren Anblick, ist nicht richtig. Es kann seyn, daß in den Salzbergwerken bey Wieliczka und Drohobycz in Gallizien dieses mehr der Fall ist; allein nach dem, was unser Reisender zu Hallein gesehen, glauben wir, es mit Recht bezweifeln zu können. Es ist vielleicht nicht uninteressant, die gemachten Erfahrungen desselben unsern Lesern mitzutheilen. —

Das Städtchen Hallein im Churfürstenthum Salzburg liegt an der Salza, die hier ein weites, fruchtbares, von hohen Bergen eingeschlossenes Thal bildet. Der Ort ist alt, wie seine Häuser zeigen, klein, winkelig, menschenleer und nur bekannt durch das Salzbergwerk, das sich im Dürnberg, an dessen Fuß das Städtchen liegt, befindet. Dieser Dürnberg ist sehr steil und wird daher selbst im Sommer mit Schlitten befahren. Der Weg bis zu den Einfahrten mag etwas über 3 Werst

---

Hall, Hallstadt u. s. w. heißen; offenbar kommen diese Namen vom griechischen ἅλς (Salt) her; daher Hall im Innthal, Hall im Traunkreis, Schwäbisch Hall, Halle im Hennegau, Halle in Sachsen, Hallein in Salzburg, Hallstadt in Franken, Hallstadt in Osterreich; alle diese Städte heißen von ihren Salzwerken so, sind wegen des Salzgewinnes angelegt, und haben von Leuten, die Griechisch verstanden, ihren Namen erhalten.

betragen. Oben auf des Berges Gipfel liegt eine kleine Kirche ganz von rothem Marmor, der aber nicht polirt ist, erbaut. Diese Kirche wird stark besucht; nebenbey liegt ein Wirthshaus, wo man uns über unsere Kleider weiße Kittel anlegte (denn der Salzbergmann geht ganz weiß, übrigens aber wie andere Bergleute gekleidet). Man führte uns unter den vielen Einfahrten (Stollen) an eine, die sehr geräumig und so trocken war, wie wir es in keinem andern Bergwerke, wo man gewöhnlich gebückt in schlammigen Boden gehen muß, gefunden hatten. Die Wände dieses, einige hundert Klafter langen, Stollens sind blauer Thon. Wir sahen uns immer nach den vermeinten SalzkrySTALLen um, unser Führer sagte uns aber schon, daß wir vergebens suchten; denn in diesem Thone sey das Salz enthalten, und, wenn gleich in großen Massen vorhanden, sey es doch stets so schmutzig, daß man es kaum vom Thone unterscheiden könne. Am Ende dieses Ganges befanden wir uns an einen neuen, fast ganz senkrechten Gang, in dem zwey runde hölzerne Balken, von der Dicke eines Arms, in einer Entfernung von etwa  $1\frac{1}{2}$  Fuß, befestigt waren. Hier sollten wir hinunter. Einer unserer Führer wollte uns Muth machen, fehrte sein Schurzfell um, setzte sich darauf, ergriff ein neben den beyden Balken befestigtes Seil, und im Augenblick sahen wir das Flämmchen seiner Lampe tief unter uns schimmern. Wir mußten ihm folgen, und die Hinabfahrt von mehr als 50 Klafter geschah besser, als wir geglaubt hatten; aber Pfeilschnell, so daß nur die dicken Handschuhe, mit denen wir das Seil gefaßt hielten, unsere Hände vor dem Wundreiben schützten. Solcher Herabfahrten giebt es drey; bey einer jeden befinden sich unten mehrere horizontale Gänge und Sinkwerke

(hier Stöcker, in Oesterreich Werker genannt). Diese Sinkwerke sind eigentlich ungeheuer große, aber nur 6 bis 7 Fuß hohe Säle, an den salzreichsten Stellen. Ihre Anzahl beläuft sich auf 32. Sie werden durch Röhren und Pumpen ganz mit Wasser gefüllt, das Monate lang daselbst bleibt, bis es die Salzmassen ausgelaugt und hinlänglich Salztheilchen in sich aufgenommen hat; alsdann wird es durch Röhren nach Hallein in die dasigen Pfannen geleitet, wo das Wasser durchs Sieden verdunstet, bis das Salz sich krystallisirt oder anschießt. Die gefüllten Sinkwerke waren durch Thüren verschlossen. Man führte uns in ein leeres, und zwar gerade in dasselbe, welches der General Moreau einige Jahre vorher besucht hatte. Es war mit mehreren 100 Lichtern erleuchtet, auf Befehl des Finanzministers, Baron Moll, dessen Gefälligkeit wir so viel während unsers Aufenthalts im Salzburgischen verdankten. Der Anblick eines solchen erleuchteten Sinkwerkes ist ganz derselbe, als wenn man sich bey einer dunklen Nacht auf einem mit vielen Laternen beleuchteten Markt-platz befände. Vom Reflektiren der Lichtstrahlen in glashellen Salzwänden, wie wir uns die Sache vorgestellt hatten, war nichts zu sehen. Hin und wieder funkelten freylich einige Salztheilchen; aber die wie Feldsteine aus den Wänden und aus der Decke hervorstehenden Salzklumpen erschienen völlig dunkel. Wunderbar ist es, daß diese großen, vielleicht ein Paar hundert Schritt und drüber langen und eben so breiten, niedrigen Säle ohne Säulen und Unterstützung der Decke dastehen, ohne von oben her einzustürzen. Die Marmorgeschiebe in dem Dürnbergge, die mit dem Salzreichen blauen Thon wechseln, sind wohl die Ursache dieser Erscheinung. — Wir fanden neben diesen Sälen eine

kleine unterirdische Stube, mit den Marmorbildnissen des heiligen Ruprecht und Sigismund, woselbst die Bergleute ihre Andacht verrichten; auch machte man uns bey einer zweyten steilen Abfahrt auf ein Geräusch aufmerksam, daß dem Rauschen eines Wasserfalls glich; es war aber nur der Zug der Luft durch die unterirdischen Gänge. So wie der Führer eine Thür öffnete, verschwand das Geräusch augenblicklich. Nun mußten wir uns auf einen bankähnlichen langen Wagen, mit kleinen Rädern, reitend setzen, und wurden durch ein Paar Bergmanns-Jungen, die ihn laufend zogen, zu Tage gefördert. Die Führer erinnerten uns gerade zu sitzen, weil der Gang, durch den wir führen, unten breit und oben schmaler sey, und unsere Köpfe sonst leicht an dem Felsen gestreift werden könnten. Dieser Gang heißt der Georgs-Stollen (von dem Fürstbischof Georg), ist etwas abschüssig und schnurgerade durch Marmor gehauen. Man hat viele Jahre arbeiten müssen, ehe man ihn durch die harte Felsenmasse, hier über 1000 Klafter weit, bis an die Oberfläche des Berges hinausführte. Auf dieser Fahrt erschien uns anfänglich das Tageslicht wie ein lichter Punkt, dann wie ein funkelnder Stern, der immer größer und heller ward, bis wir wieder völlig ins Freye kamen. Unsere Augen wurden anfangs wie geblendet, es war gerade ein heiterer Wintertag; aber bald gewöhnten wir uns wieder an das Tageslicht, und bemerkten mit Erstaunen, daß Hallein noch ein Paar Werst unter uns lag. Man nahm uns unsere weißen Kittel, unsere Schurzelle, Lampe und Handschuhe ab, und gab uns mehrere Proben von rothen, gelben, blauen und weißen Salzkristallen, die vom Thon gereinigt und wie polirt waren. Die Rückfahrt geschah

wieder auf Schlitten, aber ohne Angespann; nur mit einem Hackenstocke zum Aufhalten oder Lenken des Schlittens versehen, rutschten wir, wie von einem Eisberge, auf eingebahntem Wege bis Hallein herab. Hier zeigte man uns noch die großen Pfannen, deren es vier giebt, die jede alle Stunden einen Faden Holz verbrauchen. Sie sind sehr groß und also noch nicht nach der neuern, vortheilhaftern Art eingerichtet, die man in Halle und Lüneburg angenommen hat. Das Holz für diese Salzfiederey wird auf der Salza hinabgefloßt und durch ein Paar sehr große und kostbare Rechen aufgefangen. Nebenbey ist eine große Sägemühle, in der die Dauben und Bretter zu den Salzfässern geschnitten werden. Auf der Rückfahrt nach Salzburg hatten wir den ungewohnten Anblick der beschneiten Felsengebirge, die wie zackige Kreideberge nahe und fern uns umgaben. Bey der heitern Luft (denn die Nebel, die am Morgen die ganze Gegend umzogen, hatten sich verloren) sahen wir auch den höchsten der Salzburger Alpen, den *Watzmann*, wie einen Zuckerhut, von der sich neigenden Sonne glänzend weiß beleuchtet.

— t —

---

### An den verliebten F.

Rosen willst auf der Wange der theuern Geliebten  
 du finden?  
 Siebe du hoffest mit Recht, Knospen sind wahrlich  
 schön da.

\* \* \*

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 32. Mitau, den 12. August 1807.

---

## Neue Musikalien.

1. *Six Caprices en forme de doubles Sonates pour Violon et Violoncelle dédiés à Sa Majesté Impériale Alexandre premier Empereur et Autocrate de toutes les Russies et composés par les freres Evrard et Charles de Nolde.* Gravé et imprimé à St. Petersbourg chez Dalmas, Editeur de musique (1807). Jede Stimme 40 S. Fol.
2. *Zwei Lieder in Baldohn am Brunnen zu singen; von Ulrich Freiherrn von Schlippenbach. In Musik gesetzt von August Jenisch.* Riga, 1807, bei August Jenisch. 4 S. 4. (Gedruckt in Mitau bey Steffenhagen.)

Nr. 1. Schon der Titel Caprices zeigt an, daß es bey diesen Kompositionen weniger auf angenehme Unterhaltung des Ohres, als auf Übung der Spieler abgesehen war. Doch auch dem Ohre sind sie zum mindesten interessant, wenn sie mit Fertigkeit und Geschmack vorgetragen werden. Es

findet sich darin eine Menge neuer Passagen, ungewöhnlicher Doppelgriffe und Harpeggios, durch deren sorgfältige Übung der Violin- und Violoncellospieler erst Herr seines Instruments und wodurch er vermögend wird, seinem Spiel eine harmonische Fülle zu geben. Hierdurch zeichnen sich auch Baillots Kompositionen vorzüglich aus. Man wird nicht leicht eine Schwierigkeit, eine Art von intrikatem Satz für beyde Instrumente angeben können, zu deren Übung dem Künstler nicht in diesen Sonaten Gelegenheit gegeben würde. Sie können daher als ein Probestein für Virtuosen betrachtet werden. Noch leiden wir an Kompositionen Mangel, welche diese Instrumente verbinden — so brüderlich verbinden, daß weder das eine noch das andere zurückgesetzt werde, — wie es hier von diesem Künstler- und Brüderpaare geschehen ist. Der Herr Instanzgerichtsassessor und der Herr Oberburggraf von Nolden schrieben diese Sonaten zu einer Zeit, wo sie keine neue Musikalien aus dem Auslande erhalten konnten. Würde man wohl in dem letztern viele Liebhaber finden, die harmonische Einsicht und praktische Fertigkeit genug besäßen, um sich in einer ähnlichen Verlegenheit eben so glücklich helfen zu können?

Nr. 2. So wie der Dichter darauf Rücksicht zu nehmen hatte, etwas zu liefern, was jedem leicht verständlich, wofür jeder empfänglich wäre;

so mußte auch bey der Komposition dahin gesehen werden, daß sie jedem leicht ins Ohr falle, leicht ins Gedächtniß gefaßt werden könne. Vorzüglich mußten die Chöre plan und einfach seyn, aufdaß jeder, der nur einigermaßen musikalisches Gehör und Stimme habe, mit einfallen könne. Dieser Forderung entsprechen die beyden mit Klavierbegleitung versehenen Liedermelodien.

---

Antwort des Recensenten vom neuen let-  
tischen Gesangbuch auf die in Nr. 21. der  
Wöchentlichen Unterhaltungen eingerück-  
ten Bemerkungen über die Einleitung  
zu gedachter Recension.

Der dem Recensenten unbekante Verfasser dieser Bemerkungen ist gewiß ein redlich-gesinnter, und auch wegen seiner Anhänglichkeit an die für ihn entschiedene Wahrheit achtenswerther Mann. In-  
dessen hätte er sich doch der Mühe, die er auf diese Bemerkungen wandte, welche eigentlich bloße Ausfälle auf den Schellingianismus, wie er denselben versteht, und den andere vertheidigen mögen, enthalten, aber eben so wenig die absolute Philosophie, als die Einleitung in oben erwähnte Recension, treffen, und in Beziehung auf letztere fast als völlige Allotria dastehen, ganz füglich ersparen können.

Der Rec. des lettischen Gesangbuchs, den der Verfasser dieser Bemerkungen in Hinsicht auf die Einleitung zu jener Recension zurecht zu weisen vermeint, fordert jeden Unpartheiischen auf, zu entscheiden, ob etwa jene Recension für die — wie der Verf. der Bemerkungen sie nennt — „geistlich armen Letten,“ oder nicht vielmehr, wie jeder Aufsatz in den W. U., gerade für den gebildeten Theil unserö Publikums geschrieben sey? Ob ferner die Einleitung in dieselbe so ganz selbst von den besten Köpfen unserer Zeit noch nicht gefaßte Ideen enthalte (mit welchen Worten der Verf. der Bemerkungen den Rec. entweder — wenn dieser solcher Thorheit fähig wäre — stolz machen, oder demselben — wenn ihm sein Zeitalter nicht besser bekannt wäre — von den besten Köpfen unserer Zeit keine sonderliche Idee beybringen könnte)? Und ob endlich eine Einleitung in eine Recension eines Andacht und Religiosität nährenden und befördernden Buches die gegenwärtige Lauheit in Abwartung der öffentlichen Gottesverehrungen, welche gerade auf einen nicht unbeträchtlichen Theil unserer gebildeten Klassen zutrifft, und welche selbst der Verf. der sogenannten Bemerkungen nicht ableugnen kann, nicht sehr passend berücksichtige? Eben so fordert ersterer jeden Leser, und selbst den Verf. der Bemerkungen auf, ihm die Stelle in jener Recension doch nur nachzuweisen, wo behauptet werde: „Die Reli-

giosität sey unter den höhern Ständen bey den Protestanten durch zu vielen (eigener Ausdruck jenes Verf.) Gebrauch des Verstandes verschwunden?“ Erstlich wird in jener Recension gar nicht behauptet, Religiosität selbst sey unter jenen Klassen verschwunden, sondern nur dieses: immer mehrere Kälte gegen öffentliche Religionsübung und Handlungen der feyerlichen Gottesverehrung scheine sich eines nicht unbeträchtlichen Theils der gebildeten Klassen unsers Zeitalters, besonders unter den protestantischen Christen, zu bemächtigen (s. Nr. 8. der B. U. S. 113, 114); und dieß kann kein aufmerksamer Beobachter, selbst der Verf. der Bemerkungen nicht leugnen, wie wir dieß in mehreren Stellen derselben lesen. Und dann sagt der Rec. des lettischen Gesangbuchs ferner nur, daß (außer andern möglichen Ursachen, welche hier zu berühren er nicht für gut fand) auch die für vollständige Systeme der Philosophie ausgegebenen bloßen Verstandeslehren, die den höhern Theil des menschlichen Gemüths entweder vernachlässigen, oder gar als Schwärmerey, oder doch als zur Schwärmerey führend, verwerfen, großen Antheil an der Hervorbringung dieser Kälte gegen öffentliche Religionsübungen habe. Nie konnte es ihm aber einfallen, schon von zu vielem Gebrauch des Verstandes in dem Felde zu

sprechen, wo der Verstand entscheiden kann und soll. Aber man dehnt auch zuweilen den Gebrauch desselben über seine Gränzen aus, wenn man ihn gleich da, wo er wirklich urtheilen kann und soll, noch nicht hinlänglich anwendet. Jenen Systemen sich ergebend, ist man einzig und allein auf die Bildung dieses bloß endlichen Erkenntnißvermögens bedacht, und vernachlässigt die höhern Gemüthskräfte gar zu sehr; wodurch man denn mit der Zeit auch von dem Leben, das aus Gott ist, immer mehr entfremdet werden muß. Nicht nur bearbeitet man jetzt das Begreifliche, und das Genuß und Nutzen Gewährende am meisten, ohne, wie es zugleich und vor allen Dingen nöthig wäre, auch die höhern Bedürfnisse des Geistes in eben dem Maaße zu berücksichtigen. Man will gar auch das Unendliche — wenn man es nicht gar ganz unbeachtet läßt — mit endlichem Maaßstabe messen; womit jenes denn selbst zum Endlichen herabsinken, seine ganze Natur verlieren und zu nichts werden muß. Und das Herabsetzen der Religion zur bloßen Stütze der Moralität, welcher Stütze der Starke, dem bloßen kategorischen Imperativ folgend, allenfalls auch entbehren könne, erkaltet gewiß gegen alle Andachts- und öffentliche Religionsübungen, und kann allmählig so weit gehen, daß es das hohe Religionsgefühl selbst, und mit ihm gewiß auch alle ächte Moralität, gänzlich ertödtet.

Schreiber dieses will mit diesen Behauptungen, deren Wahrheit unleugbar ist, die wahren Verehrer der Moralität, die zu deren Beförderung eben so herzergreifend, als gründlich geschrieben haben, und die auch zuverlässig selbst sehr religiöse Männer sind, keinesweges tadeln; und eben so wenig tadelt er auch die vielfachen acytenßwerthen und rühmlichen Bemühungen so mancher würdigen Männer, auch die Verstandeswissenschaften, die im menschlichen Leben sehr nothwendig sind, zu bearbeiten und gemeinen Nutzen zu befördern; wie er denn auch die Ausbildung des Verstandes überhaupt für jeden Menschen, und insbesondere für die gebildeten Klassen derselben sehr wichtig und unerläßlich findet. Und hierbey kann er nicht unterlassen, das Verfahren derjenigen mit Ernst zu rügen, welche unablässig, aber ganz ohne Grund, die Freunde der absoluten Philosophie der Thorheit bezüchtigen, als wären sie Gegner und Feinde alles Verstandes. Sie ehren ihn vielmehr sehr, schränken ihn aber auch mit Recht in die bloßen Gränzen des Endlichen und Begreiflichen ein, da ihm, als bloßem Vermögen der endlichen Begriffe, über das Unendliche durchaus kein Urtheil zukommen kann; und sie schätzen, wie sich gebührt, das Höhere und göttliche im Menschen, das Vermögen des Unendlichen, das ihn der Religion und der Tugend fähig macht, und ihn mit einer höhern Welt in eine nie endende Verbindung setzt, weit

höher, als jenen, wollen also die Kultur dieses Höhern im Menschen durchaus nicht versäumt wissen. Und so will denn auch der Verf. jener Recension und dieses Aufsatzes nur darauf aufmerksam machen, daß, außer der Verstandesbildung, die das Endliche wohl fassen, bearbeiten, anwenden und behandeln lehrt, noch Eines, und gerade das Höhere Noth sey, und vor allen Dingen nicht übersehen werden müsse, so gewiß, als der Mensch nicht bloß für diese Erde und die Endlichkeit gemacht ist. Kalt und trocken, und bloß auf das Irdisch=Nützliche gerichtet bleibt die Menschheit, wenn nicht zugleich auf das Vermögen des Unendlichen und Heiligen im Menschen, auf Vernunft, Phantasie und Gefühl Rücksicht genommen wird.

Ohne nun ferner das weitläufig zu rügen, daß die vom Verf. der Bemerkungen angeführte Stelle aus Apost. Gesch. 10 im eigentlichen Verstande keine Vorschrift für das Betragen gegen den Weltregierer sey, wofür derselbe sie doch ausgiebt: muß der Verf. dieser Antwort hier nur die einzige Bemerkung machen, daß der Begriff von Religiosität, den man aus den Worten des Verf. der Bemerkungen: „dazu gehören nun so wenig Umstände — — — — der ist religiös“ (S. 330 der W. U.) abstrahiren muß, viel zu enge ist, und noch sehr viel, vielleicht die Hauptsache fehlt, daß derselbe seinem Gegenstande adäquat sey, was doch die Logik von Begriffen, welche Erklärungen seyn

sollen, mit Recht fordert. Fehlt bey dem hier einzig gepriesenen Rechtthun die Ehrfurcht, die heilige Scheu und Liebe für Gott, aus dessen Heiligkeit unser Gefühl für das Heilige und unser Gewissen gleichsam ein Ausfluß ist: so wird dieses sogenannte Rechtthun selbst, in Hinsicht auf seine nothwendige heilige Quelle, sehr verdächtig, ob es nicht etwa bloße Legalität seyn möchte; und dann ist es auch bey diesem Mangel der Hauptsache auf keine Weise Religiosität. Gott fürchten ist dabey, selbst nach der angezogenen biblischen Stelle, das Erste und Nothwendigste.

Diese Gottesfurcht nun recht lebendig und wirksam zu machen, dazu gehören für uns Menschen nothwendig auch kirchliche Anstalten der öffentlichen Gottesverehrung; und wenn dieses wahr ist — wie es denn nicht geleugnet werden kann — auch die andachtsvolle Theilnahme aller an diesen Anstalten. Davon ist in der Einleitung zu jener Recension hauptsächlich die Rede, und das hätte von dem Verfasser der Bemerkungen, der sich mit seinem zu engen Begriffe von Religiosität, und mit seinem sonderbar auffallenden Kampfe gegen den von ihm sogenannten Schellingianismus, und dieß noch dazu gegen Sätze desselben, die gar nicht hierher gehören, unnöthige Mühe macht, ja nicht übersehen werden sollen. Kultus, Ceremoniel ist zwar nicht selbst Religion, noch die bloße Theilnahme an jenem Religiosität, die nur im Gemüthe

ihren Sitz haben kann. Aber unstreitig ist doch die öffentliche Gottesverehrung mit ihrem feyerlichen Ceremoniel, außer der sehr anständigen öffentlichen Demüthigung vor Gott und Lobpreisung seiner Macht, Güte und Weisheit, kräftiges Beförderungsmittel der Religiosität, für den am Kultus Theilnehmenden selbst, und für die ganze Gemeine; und nur eine sehr kalte Seele könnte ihn, des bloßen Ceremoniels wegen, fliehen, welches doch gewiß, wenn es nur dem Zwecke gemäß ist, und unser Verhältniß zu dem Unendlichen und Ewigen lebhaft versinnbildet, Phantasie, Gefühl und Herz des guten Menschen in die wohlthätigste Stimmung versetzt. Der Stolz, der Stolz auf die bloß eigene Kraft und Würdigkeit, dieser geistliche Stolz muß zuerst hinaus aus dem Menschen, wenn wahre Religiosität bey ihm einkehren soll. Demüthigung, öffentliche Demüthigung vor Gott, Anerkennung der eigenen Unwürdigkeit und der reichen Gnade Gottes, Erregung der das Unendliche umfassenden Phantasie und des religiösen Gefühls, wozu die feyerliche Gottesverehrung in einer ganzen Gemeine sehr kräftig mitwirkt, ist nothwendig, um zur wahren Religiosität, die nie ohne herzliche Demuth, und nie ohne eifriges Streben zur Tugend Statt finden kann, sich zu erheben. Das Herz wird da zugleich gereinigt, gebessert, geheiligt, und darauf vor allen Dingen sieht Gott; Schwächen bleiben bey dem

Menschen immer noch übrig, welche zu beweinen, und sich darüber vor dem Allbarthherzigen zu demüthigen, er Ursache genug haben wird, von denen er aber auch durch jene mit wahrer Andacht vorgenommene religiöse Übungen, auf welche gewiß auch Aufmerksamkeit auf sich selbst folgt, immer mehr befreyt werden wird.

Wenn nun von dem Rec. behauptet wird, die Kälte gegen öffentliche Religionsübungen sey besonders unter den gebildeten Klassen aus der protestantischen Kirche auffallend: so ist dieß eine Wahrheit, die der Verf. der Bemerkungen selbst nicht in Abrede seyn kann. Aber woher diese Erscheinung? — Hauptsächlich mit aus dem Geiste der bisher herrschenden philosophischen Systeme, der sich auch über diejenigen aus den gebildeten Klassen verbreiten mußte, welche sich zwar nicht eigentlich mit dem philosophischen Studium beschäftigen, aber doch durch ihre anderweitige Lectüre, und durch den Umgang mit Leuten, welche in diesem Fache mehr Kenntnisse besitzen, mit den Hauptlehren dieser Systeme, und mit den Folgerungen aus denselben, bekannt wurden. Dann aber auch vorzüglich aus der fast unbedingten Lehrfreyheit in der protestantischen, besonders evangelischen Kirche, durch welche verleitet mancher Religionslehrer die Bibel oft gar zu willkührlich auslegt, statt religiöser Predigten und Herzenserhebungen nur philosophisch = moralische

Betrachtungen auf die Kanzel bringt, auch nicht selten in öffentlichen Vorträgen, wie auch in Schriften, sich in seinem übrigens rühmlichen Eifer für thätige Gottesverehrung im Leben und Wandel so weit vergißt, daß er auf öffentliche Religionsübung und religiöse Gebräuche, die doch für uns Menschen äußerst wichtig und heilsam sind, einen gar zu geringen Werth setzt, ihrer wohl gar in Ausdrücken, die deren Überflüssigkeit andeuten, ja fast mit Herabwürdigung erwähnt. Ferner aus dem Wahn, man könne moralisch gut seyn, ohne die öffentlichen Gottesverehrungen zu besuchen (wobey schon das Eine Fehlerhafte, mithin der Moralität Zuwiderlaufende in die Augen fällt, daß man der schwachen und unmündigen Menge sein Beyspiel entzieht; ohne noch an den geheimen, von mancher guten Seele nicht einmal recht bemerkten, aber gleichwohl wirklich vorhandenen eiteln Stolz zu denken, den jene Meinung mit in sich schließt, und welcher der Moralität, und noch mehr der Religion ganz zuwider ist); einem Wahne, welcher um so gefährlicher ist, da er leicht dahin führt, das vermeinte Moralisch gut seyn auch ohne Religion für die Hauptsache, ja für das dem Menschen einzig Nöthige zu halten; wobey denn am Ende gänzliche Irreligiosität, und mit ihr Leichtsin, Egoismus u. a. Laster — kurz der gänzliche Tod aller Moralität und aller Menschenwürde leicht eintreten kann. Mag denn auch noch,

wie der Verf. der Bemerkungen S. 332 der W. U. sagt, eine gewisse Trägheit in der Anwendung des Verstandes, dieses Wort aber nur im weitesten Sinne genommen, wo es alle höhere Vermögen und Funktionen des Gemüths mit umfaßt, eine Indolenz gegen alles, was den Geist zu sehr anstrengen könnte, oder gar, wie der Verf. der Bemerkungen ferner sagt, eine durch Wohlleben eingerissene Weichlichkeit und Gedankenlosigkeit, mag dieß alles zur Hervorbringung jener Erscheinung das Seinige mit beygetragen haben: Schreiber dieses wagt aber um so weniger, dieß für die Hauptquelle derselben zu erklären, da ihm auch sehr einsichtsvolle und vortreffliche Menschen bekannt sind, die gewiß zu keiner einzigen dieser Kategorien gehören, auch vom Leichtsinn weit entfernt sind, die aber gleichwohl in Hinsicht auf unsern Gegenstand dem Geiste der Zeit sich konformiren.

Wie kommt aber der Verf. der Bemerkungen auf den Schellingianismus u. dgl., wovon in der ganzen Recension auch kein Wort steht? — Lächerlich ist die Aufbürdung, die er S. 333 der W. U. dem Rec. des neuen lettischen Gesangbuchs zu machen wagt, die Absicht desselben sey: „alles solle in Schellings Schule Philosophie lernen, auch der arme Bauer solle schellingisirt werden (wie der Verf. das in einem so fein geformten Worte ausdrückt), und von den Kanzeln herab sollen Schellingische Lehrsätze ertönen.“ Rec. bittet um Got-

teszwillen, wer findet auch nur eine dieser von ferne ähnliche Behauptung in jener ganzen Recension? (Man lese dieselbe nach in Nr. 8. und 9. der dießjährigen B. U.) Ey, ey, Mann von Herz und Gefühl! Das war ein wenig zu rasch! Aber es glüht in Ihnen gewiß ein edles Feuer, und ich verzeihe Ihnen jenen Ausbruch gern und von ganzem Herzen.

Das aber ist längst bekannte Wahrheit, daß das jedesmal herrschende philosophische System durch diejenigen, welche sich mit ihm beschäftigen, großen Einfluß, nicht bloß auf ihr eigenes, sondern durch sie auch auf das Gedankensystem derer habe, an welche sie ihre Vorträge oder Schriften richten, oder mit denen sie auch nur oft umgehen und sich ihnen mittheilen. Und da war denn der Einfluß, welcher insbesondere der Kantische Kriticismus auf das Gedankensystem der gebildeten Klassen hatte, so viel Gutes derselbe auch durch die aufgestellten Thatsachen des Bewußtseyns, durch die Ausmessung und Zergliederung aller Funktionen des Verstandes, und insbesondere durch die feste Begründung des Gewissens und seiner Rechte stiftete, gleichwohl theils durch seine gar zu enge Begrenzung der menschlichen Gemüthsvermögen, womit gerade des Menschen höchstes Vermögen — das des Unendlichen, als zur Schwärmeren führend, verdächtig gemacht wurde, theils durch die Hervorhebung der Moral auf Kosten der Religion, deren erste Wahrheit für den, nach diesem System in dem höchsten Vermögen des Gemüths bloß auf den Verstand beschränkten, Menschen als völlig unerreichbar vorgestellt, und nur zum Behuf der moralischen Weltordnung postulirt wurde, woben denn die Religion mit der bloßen Rolle einer prekären Dienerin der Moral sich begnügen mußte,

der Religiosität gar nicht günstig. Der Grund der absoluten Philosophie aber, welche der Verf. der Bemerkungen Schellingianismus zu nennen beliebt, deren sehr wohl zusammenhängendes System er aber noch gar nicht gefaßt hat, und mithin um so weniger gegen dasselbe zu Felde ziehen sollte, ist schon in der von ihr nachgewiesenen Quelle alles Bewußtseyns an sich religiös; sie geht von Gott aus, und muß von ihm ausgehen; und wenn dieser Gedanke sich weiter verbreitet, und in die ganze Masse der Ideen aller Gebildeten sich verwebt, die sich meistens scheuen, der geltenden Philosophie zu widersprechen, wenn sie sich auch ihrem tiefern Studium nicht widmen konnten, aber auch um so lieber den heiligen Gefühlen der Religion, welche schon die Natur in sie legte, huldigen, wenn zugleich die herrschende Philosophie denselben das Wort redet: so muß dieß ja ganz augenscheinlich sehr wohlthätige Folgen für Religion und Religiosität haben. — Verlästert doch nicht, edle, wohl denkende Männer! Würdige Freunde der Wahrheit! verlästert doch nicht ein System, das Ihr noch nicht kennt, gegen dessen Erfinder aber manche Kritiker viel einzuwenden haben. Urtheilt über dasselbe doch ja nicht, bevor Ihr es recht kennen gelernt habt. Glaubt nicht jedem Gegner auf sein Wort und ehrliches Gesicht; er könnte das System vielleicht selbst noch nicht verstehen, könnte gegen dessen Erfinder sonst etwas haben, könnte sich etwa durch einige harte Ausdrücke in dessen Schriften, auch durch manche persönliche Inkonsequenzen desselben, oder auch wohl durch besondere Freundschaft gegen dessen Gegner, gegen das von demselben erbaute System selbst haben einnehmen lassen. Lernt, falls Ihr Euch dazu aufgelegt fühlt, lernt das System doch

erst selbst mit unpartheyischem Gemüthe und redlicher Wahrheitsliebe kennen; und ich bin Euch Bürge dafür, Ihr werdet es vortrefflich finden. Erlauben Euch aber Umstände diese Prüfung nicht, so seyd Ihr wenigstens gewiß selbst so billig, es nicht für falsch oder gefährlich zu erklären. Und wenn Ihr seinen guten Sinn und Geist ahnet, aber gehindert seyd, tiefer zu forschen: so begnügt Euch mit seinen Hauptwahrheiten, und wendet sie, so viel Ihr vermögt, zu Eurem eigenen und der Menschheit wahrem Wohl und Heil an.

(Der Beschluß folgt.)

---

### An die Häuslichkeit.

Freundin Sterblicher, welche Besta liebet,  
Stille Häuslichkeit, mit der Hoffnung weilest  
Du allein bey uns, seit die gold'ne Zeit auf  
Immer entflohn ist.

Holder lächelt durch dich das Weib der Jugend,  
Spielt das lallende Kind um's Knie des Vaters;  
Unschuld nahet durch dich und Freud' und Ruh der  
Reinlichen Wohnung.

Wahrheit wandelt mit dir und gold'ne Treue,  
Truglos reichst du die Hand dem seltnen Freunde,  
Und das redliche Herz stimmt mit dem festen  
Worte des Mundes.

Weiche, Himmlische, nicht von meinem Heerde;  
Laß mein prunkloses Opfer dir gefallen,  
Ach, und weile bey mir bis einst erlischt die  
Fackel des Lebens!

Liebau.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 33. Mitau, den 19. August 1807.

---

Antwort des Recensenten vom neuen letz-  
tischen Gesangbuch auf die in Nr. 21. der  
Wöchentlichen Unterhaltungen eingerück-  
ten Bemerkungen über die Einleitung  
zu gedachter Recension.

(Schluß des in Nr. 32. abgebrochenen Aufsatzes.)

Übrigens aber kann vom Schellingianismus,  
Kantianismus, oder welche Vorsylben die — — is-  
mus sonst noch haben mögen, bey Religionsvor-  
trägen gar nicht die Rede seyn. Nicht philosophi-  
sche Lehrsätze, die auf philosophische Katheder, und  
in philosophische Schriften gehören, sondern Chri-  
stenthum, biblische Religion, soll auf den  
Kanzeln und in den öffentlichen Ermahnungen der  
Religionslehrer vorgetragen werden. Das ist eben  
mit ein Unglück, welches den öffentlichen Gottes-  
verehrungen sehr nachtheilig geworden ist, daß es  
auch Religionslehrer gab, welche statt Predigten,  
statt acht = biblischer, religiöser Vorträge mehr

bloße philosophische und moralische Betrachtungen auf die Kanzel brachten, die von vielen nicht gefaßt wurden, bey allen aber das Herz kalt, und bey manchen denkenden Köpfen die irrige Meinung zurückließen, als bedürfe es aller solcher gottesdienstlichen Anstalten gar nicht, man könne ohne dieß alles Recht thun, oder moralisch handeln; und dieß sey ja alles, um dereinst Erbe des ewigen Reichs Gottes zu werden. Seine Pflichten thun, das seyen die Werke, die in Gott gethan sind, und weiter bedürfe es nichts. Was aber zu dem Seine Pflichten thun gehöre, um dessen großen und tiefen Sinn zu erschöpfen, und ob das ohne Gottesfurcht (so weit man nämlich, nach seiner Lage und Verhältnissen, Gott vollkommener oder unvollkommener zu erkennen vermag) statt finden könne; dieß wird, wie so manches andere Wichtige nicht bedacht, und somit ist der erste Schritt zum Leichtsinne und seinen Folgen geschehen.

Wie wollen nun aber selbst die Religionslehrer dem einmal eingerissenen Übel steuern, wenn ihre Vorträge von denen, die deren gerade in dieser Hinsicht bedürften, wenig oder gar nicht gehört werden, und die Privatvorstellungen hierüber immer gefährlich sind, und gerade in unsrer Konfession leicht übel genommen werden könnten? Schriften, die Sache klar auseinandersetzen, Schriften in vielgelesenen Blättern, welche schon oft Behikel herrschender Meinungen und Grundsätze geworden

sind, können vielleicht etwas wirken, aber nichts allgemein Entscheidendes, auch nur für ein einziges, oder wenige Länder; es müßten denn alle durch gute Mischung und geschickte Auswahl der Materien beliebte Journale in denselben Behikel dazu werden, was schwer zu erwarten ist. — Es ist schwer, hier eine Auskunft zu treffen. Vielleicht kann nur die eingreifende Hand der Vorsehung durch Schicksale hier eine Aenderung schaffen, daß der geistliche Stolz, der Stolz auf bloß eigene Kraft und Würdigkeit, fliehe, und mehr wahre, herzliche Demüthigung, vor Gott Raum finde. Das aber scheint sich fast von selbst aufzudringen, daß endlich eine, nur nicht gerade vom Staate erwählte und autorisirte (was für die Religion eher nachtheilig werden könnte), sondern eine aus der Mitte der Prediger selbst und durch eigene freye Wahl mit Bewilligung des Staats hervorgegangene, und vom Staate bestätigte kirchliche Social-Autorität in der evangelischen Kirche werde errichtet werden müssen, welche, nicht etwa jedem einzelnen Christen vorschreibt, was er glauben müsse, um selig zu werden, sondern vielmehr nur der unbedingten Lehrfreyheit der Religionslehrer steuret, und, um Verwirrung zu vermeiden, und auch die in der Religion noch Unmündigen für wahre Religiosität zu bilden, dem dermaligen Standpunkte des menschlichen Geistes und seinen Einsichten angemessene symbolische

Schriften festsetzt, welche, ohne auch nur eines Einzigen Denk- und Glaubensfreiheit zu beschränken, nur die Bibelerklärung für den öffentlichen Vortrag bestimmen; und diese kirchliche Social-Autorität muß denn auch über die Beobachtung dieser symbolischen Schriften von Seiten der Lehrer genaue Aufsicht haben. Diese Schriften aber müssen durchaus kein neues Pabstthum konstituiren, keine unabänderlich und für immer verbindende Kraft haben. Sie machen nur dem Unwesen und der daraus fließenden Verwirrung ein Ende, die Bibel willkürlich auszulegen, oder statt Religionsvorträge bloße philosophische Betrachtungen auf die Kanzel zu bringen. Sie dauere nur, so lange die Einsichten nicht ganz verändert sind, und die Meinungen nicht eine ganz vom Vorigen verschiedene Richtung genommen haben — sie sind perfektibel. Jeder beträchtliche Fortschritt der Einsichten und Meinungen erlaubt, ja fordert, ihre Revision durch die kirchliche Social-Autorität, welche aber ja kein weltliches, sondern bloß kirchliches Ansehen haben muß. Die biblische Religion, das Christenthum selbst, bleibe aber immer die feste Basis; da es ja wohl klar ist, daß dem Menschen positive Religion durchaus nothwendig ist, daß Christenthum aber gewiß es verdient, die Religion aller Zeiten zu seyn. Mag jemand wohl Thor genug seyn, Mensch überhaupt, und nicht gerade Karl, Johannes, Andreas &c., kurz dieser bestimmte

Mensch seyn zu wollen? Man wird über den Thoren lachen, und er bleibt sich selbst ein ewiger Widerspruch. Eben so lächerlich ist das, zwar wohlgemeinte, aber gewiß mißverständene Streben einiger, welche Religion überhaupt, und nicht seine bestimmte, d. h. positive Religion über die Menschen verbreitet, und sie zu derselben gesammelt wissen wollen. Religion nimmt in jedem Individuum ganz unausbleiblich eine positive Natur an, selbst das Christenthum wird, in seinen Nebensachen wenigstens, gewiß, ja vielleicht auch in seinen Hauptlehren, von jedem Einzelnen auf seine ganz eigenthümliche Weise betrachtet; und so geht's mit jedem Religionsystem, und wird's immer gehen, so lange Menschen sind. Ihre Ansichten von Religion sind immer verschieden; und so findet man nie Religion überhaupt, sondern eine innere schon modificirte, also positive. Wohl! so muß auch jedes über eine Menge Menschen herrschende Religionsystem ein positives seyn, wie wir es denn auch überall finden; und wo man sich einer vermeinten allgemeinen, oder natürlichen Religion nähert, die alles Positive verschmähen soll: da findet sich, aus Mangel der Universalität der Ansicht, die zuletzt alles umfaßt, — Negativität der Religion, d. h. gänzlichcs Verschwinden derselben.

Wohl uns! So einleuchtend, das Herz ergreifend, bessernd und erhebend, predigt keine der

vorhandnen Religionsformen die Wahrheit, als die Bibel und das Christenthum. Wahrlich, es ging von Gott aus, und Christus ist der Eingeborne des Vaters, der es uns verkündigte, und der selbst der Grund unsrer Beruhigung, unsers Glaubens und unsrer Hoffnung wurde. Seine Lehre führt uns am sichersten zur Universalität der religiösen Ansicht, lehrt uns ein Reich aller Wesen, aller Geister, als das Reich des Einzigen, des alles umfassenden, alles durchdringenden, alles belebenden Gottes erkennen, und alle Vernünftigen als Kinder dieses einzigen Vaters, als Brüder, betrachten und lieben. Sie führt uns durch Demüthigung und väterliche Begnadigung ohne unser Verdienst zur kindlich dankbaren Liebe zu Gott, die eben darum auch Liebe zu allen seinen Kindern ist, und zu der erhebenden Überzeugung, daß Gottes Kinder nie sterben, ewig selig seyn müssen. — Das biblische Christenthum bleibe uns also immer die Basis aller Religion und kirchlichen Anstalten, und vereinige in sich immer mehr die mannichfaltigen Ansichten der Menschen von Religion in die einzige Hauptansicht derselben: das Reich Gottes, und Er, der Ewige selbst, von dem, durch den und in dem wir und alle Dinge sind und bestehen.

Aber, ach! wie partiell sind noch die Ansichten von Religion bey einem großen Theile selbst der Gebildetsten unter uns! Möge auch die Menge der Unmündigen sich noch mit diesen behelfen, und

nur wenige aus ihnen selbst durch das Christenthum zum universellen Anblick erwachen; das scheint in der Natur der Dinge zu liegen. Aber, o Ihr Gebildeten unter den Völkern! und Ihr alle, das Salz der Erde! Müchtet Ihr Euch doch entschließen zum großen Beyspiel auch in der kirchlichen Verehrung Gottes! Und müchtet Ihr Euch doch bald erheben zu der großen Ansicht des im ganzen Universum, als in Einem einzelnen Körper waltenden Gottes, in dem, und durch den wir alle leben, als Verwandte, als Brüder, wie es auch das Christenthum so schön lehrt, wo wir alle, Eines Vaters Kinder, zu Mitregenten seiner Welt bestimmt sind, welche seinen großen Weltplan mit ausführen sollen, welche mit herzlicher Demüthigung zwar wohl erblicken, daß sie das noch bey weitem nicht sind noch leisten, was sie seyn und leisten sollen, aber diese tiefe Demüthigung und Beschämung, und die gleichwohl große Gnade Gottes sich ermuntern lassen zur Besserung und zum redlichen Streben, ihrer hohen Bestimmung immer eingedenk und treu zu bleiben, und welche dabey wissen, daß die, so zu diesem Weltplan nicht mitwirken wollen, doch dagegen nichts vermögen, sondern der mit höchster Freyheit, aber zugleich auch mit höchster Nothwendigkeit waltenden Allmacht, Güte und Weisheit, die das ganze All umfaßt, weichen müssen. Da würden die kleinlichen Urtheile über Schicksale, und Weltregierung, und Bitterung u. dgl., die man leider noch so oft hören muß, einmal aufhören, und allgemeine Zufriedenheit, Ergebung in Gottes heilige Fügungen, ernstliche und weise Thätigkeit, und Streben, und Liebe, sich immer weiter verbreiten. Da würde Einer den Andern wegen seiner Einsichten und Meinungen gern schonen, dulden und tragen, und

nur Eins seyn in der Liebe des Ewigen und seiner Kinder. Da würden alle Anbeter Gottes auch thätige Mitbeförderer des Guten in der Welt seyn, nicht aus bloßem Eigennuz, oder um des Genusses willen. Da würde ächter Patriotismus in jedem Staate, da würde allgemeiner Welt- und Brudersinn, wie Christus, der Weise, ihn lehrte, erwachen; und wie nach Jesu Lehre der gute Mensch überall, auch in der freyen, offenen Natur einen Tempel Gottes, den größten und herrlichsten für sein Auge, für sein Gefühl und sein Herz, findet, wo er sich vor dem Ewigen niederwerfen und ihn anbeten kann: so würden alle diese vom wahren Gottesgeiste Erleuchteten auch in jedem der Gottesverehrung geweihten Versammlungsorte, gleichviel welcher Gläubigen, sich vor dem Ewigen demüthigen, ihn anbeten, loben und preisen, und für sich Erbauung finden, und sie den um sie Versammelten erleichtern und befördern. Erhebt Euch, Ihr Guten, Ihr Erleuchteten und Hellsiehenden, wandelt muthig diesem Labor entgegen, und seyd das Licht der Welt, seyd das Salz der Erde, und seht ruhiger und froher, seht, selbst mit heiligem Sinn und lebendiger Kraft mitwirkend, der weisen Weltregierung des Ewigen und Allwaltenden, und euern eignen Schicksalen bis in höhere Welten entgegen! —

Hier möchte ich gerne schließen; aber noch etwas muß ich sagen. Ich fühle keinen Beruf, gleichviel welchen — — ismus besonders in Schutz zu nehmen. Ich bin weder apollisch, noch kephisch; ich bin Christi — ich bin des in und durch das Universum herrschenden und liebenden Allvaters, und was mit dieser höchsten Philosophie nothwendig zusammenhängt, liebe ich, ehre ich. Privatmeinungen lasse ich einem jeden. Aber das Un-

recht hätte ich doch gern von dem biedern Verf. der Bemerkungen vermieden gesehen, daß er, meiner Überzeugung nach, Schelling und selbst den von ihm genannten würdigen Männern damit anthut, daß es gerade diese, einige der Ehrwürdigsten unter den protestantischen Gelehrten und Theologen zu der Kategorie zählt, auf welche sich die aus Schellings Methodenlehre angeführte, durch einen bloßen witzigen Gedanken veranlaßte, äußerst hart klingende Stelle beziehen soll; ja sogar einen Kant, der sich mit eigentlicher Exegese gar nicht abgab, sondern sich hauptsächlich durch Ausmessung der Gränzen des Verstandes, und durch von ihm zuerst verbreitete oder veranlaßte große Ideen unsterblichen Ruhm erwarb, mit unter den also verunglimpft seyn sollenden Männern anführt, da doch Schelling selbst keinen einzigen genannt hat. Ich bin überzeugt, daß Schelling mit mir die ehrwürdige Asche eines Spalding und anderer ihm ähnlicher Männer segnet, und daß insbesondre auch ein Griesbach, ein Reinhard und andre mit hoher Achtung von Schelling genannt werden. — Und nun der Wunsch, mit dem S. 331 der W. U. schließt und S. 332 anfängt! Er klingt gut; aber was enthält er! O könnte ich auch nur diese Stelle dem gewiß biedern Manne erspart haben, und sie aus seinem Aufsätze ausmerzen! Ich weiß gewiß, auch dieser Gute ehrt jenen herrlichen Spruch: Überwindet das Böse mit Gutem!

Christenthum, biblisches Christenthum, wünsche ich, soll gepredigt werden, kein — ismus. Mögen doch unsre Kirchen und Kanzeln nie zu Hörsälen und Kathedern der Philosophie umgewandelt werden, sondern immer Erbauungsorter für die, welche Religion haben oder noch suchen, seyn

und bleiben! Mögen alle Prediger ihr Amt auch durch ihr Betragen ehren, es mit religiösem Gemüth und mit Würde verwalten, und nie auf Kosten ihres nothwendigen Ansehens oder gar der Religion bloß dem Neuen nachjagen, oder gar dem Leichtsinne fröhnen. Und mögen auch die Lehrer der Jugend, besonders in den gebildeten Ständen, in nothwendiger Verbindung mit den Altern derselben, dieß für den wichtigsten Gegenstand der Erziehung und des Unterrichts anerkennen, daß sie von den jungen Gemüthern alles entfernen, was ihr Gefühl für Religion schwächen oder gar abstupfen könnte, vielmehr auch das Ihrige mit allem Eifer dazu beitragen, daß dieses heilige Gefühl genährt und gestärkt werde, und tiefe Ehrfurcht für Gott, und innige Achtung für jedes Beförderungsmittel wahrer Religiosität, und insbesondere für häusliche und öffentliche Andacht sie beseele, wodurch sie erst recht in den Stand gesetzt werden, auch die übrigen Gegenstände des Unterrichts würdig anzuwenden, und wahrhaft gute, tugendhafte, ihre Altern ehrende und erfreuende, sich selbst und die menschliche Gesellschaft beglückende Menschen — wahre Kinder Gottes, würdige Mitglieder seines Reichs auf Erden und im Himmel zu seyn!

Damit nun über den Verfasser der Recension des neuen lettischen Gesangbuchs und dieses Aufsatzes auch nicht der mindeste Zweifel übrig bleibe; so trägt derselbe kein Bedenken, statt der für jene Recension gewählten bloßen Chiffre, hier seinen vollen Namen herzusetzen:

Karl Gotthard Elverfeld,  
 Pastor zu Appriken und Salteenen.

---

Einige Worte über den Aufsatz in Nr. 23.  
der W. U. „Philosophenungerechtig-  
keit“ (!) betitelt.

Der Herr Superintendent und Konsistorialrath Maczewski, Verfasser jenes Aufsatzes, belieben den Hauptpunkt der Behauptung des Recensenten vom neuen lettischen Gesangbuche: „daß der Kantische Kriticismus der Moral die Priorität vor der Religion ganz unterschieden zugestehet, und die letztere, obwohl sie sonst durch nichts, als bloß die nothwendige Vereinigung der Glückseligkeit mit der Tugend, in ihrer Wahrheit und hohen Würde erweisbar, noch an und für sich im menschlichen Gemüthe gegründet seyn soll, nur um eines moralischen Bedürfnisses willen annehmen,“ ja nicht zu übersehen, noch in Schatten zu stellen. Dann wird ein erleuchtetes Publikum die Sache besser entscheiden können. Daß die Veranlassung zu einer solchen Äußerung in der Einleitung in die Recension des oben erwähnten Buchs ganz natürlich war, hat der hier unterzeichnete Rec. vor ganz kurzer Zeit schon gezeigt. Auch hat er schon früher seine hohe Achtung für den unsterblichen Kant und dessen Verdienste zu deutlich erklärt, als daß es hierüber nur noch einer Sylbe bedürfte. Diese Achtung blendet ihn aber nicht bis zu dem Grade, daß er nicht auch den Hauptmangel des Kantischen Systems anerkennen sollte, den nämlich, „daß es von einem, seinen eigenen Grundsätzen schnurstracks zuwiderlaufenden, Gegebenen ausgeht, in einer für den Philosophen viel zu niedrigen Region, der nämlich der bloßen Thatsachen des gemeinen Bewußtseyns, stehen bleibt, und alles, was über dieser hinaus

liegt, wovon doch unstrittig mehreres in der menschlichen Vernunft vorkommt, für grundlos und zur Schwärmeren führend erklärt, gleichwohl aber die unleugbare Thatsache der im Menschen befindlichen Anlage zur Religion, aus welcher moralisches Princip und Gewissen erst hervorgeht, wenn nicht als solche ganz übergeht, so doch der moralischen Anlage unterordnet, ja einen Gott bloß um des Bedürfnisses willen, an eine moralische Weltordnung zu glauben, angenommen wissen will.“ — Hieraus fließt denn, neben andern der wahren Religiosität nachtheiligen Folgen, auch die bey mehreren Anhängern dieses Systems sichtbare, selbst durch die Kantische Erklärung von Religion begünstigte, sehr einseitige Ansicht von Religion, als einer bloßen Trösterin des hier oft leidenden vollkommen Tugendhaften in Hinsicht auf seine überirdische Zukunft, welche Partialität der Ansicht schon anderswo gerügt worden ist. Allseitigkeit der Ansichten von Religion wird dadurch immer mehr erschwert, und man beachtet es weniger, als man sollte, daß die Religion, außer jenem Vorzuge, auch noch z. B. Trösterin des schwachen und oft fehlenden Menschen, sey er auch der beste, Verkündigerin der göttlichen Gnade und Erbarmung für den zwar oft Strauchelnden, aber voll Glaubens redlich Kämpfenden, und schon an und für sich selbst Erheberin des Geistes und Herzens, Freudegeberin und Beseeligerin selbst in der Gegenwart ist, und auch eben hiermit noch mehr für die Zukunft verspricht. — Ubrigens aber ist, neben der sichtbaren Anhänglichkeit an der Kantischen Unterordnung der Religion unter die Moral, und der diesem System gleichwohl ganz widersprechenden Anerkennung der ältern Glaubensgründe für das Daseyn Gottes,

auch der Ton in jenem Aufsätze des Herrn Superintendenten von einer solchen Beschaffenheit, daß Unterzeichneter sich genöthigt sieht, zu erklären, daß er, um nicht in denselben Ton zu verfallen, kein Wort mehr darüber sagen wolle. Er kam dieß um so eher, da neben seiner tiefen Verehrung der Religion auch seine hohe Achtung für die Tugend und ihren unsterblichen Werth, und sein fester Glaube, daß der mit Gerechtigkeit und Gnade richtende Gott sie, die kämpfende und siegende, einst gewiß beseeligen werde, dem Publikum schon hinlänglich bekannt ist.

K. G. Elverfeld.

---

### Berichtigende Anzeige.

*In verbis simus faciles.*

Ich habe zufällig in einem Blatte der *W. U.* eine recensirende Anzeige der vier ersten Hefte der *Ruthenia*, doch aus Mangel an Zeit nur flüchtig gelesen. Mit dem Urtheile über meine Aufsätze in diesem Journal habe ich im Ganzen Ursache zufrieden zu seyn. Jeder hat seine eigene Ansichten; und darüber muß man billigerweise nicht zürnen. Da ich nun mich des Gesagten nicht mehr genau erinnern kann, verschiebe ich die vergleichende Prüfung, bis ich mir die Recension selbst verschaffen werde, und eile etwas über das zu sagen, dessen ich mich aus flüchtiger Lektüre noch erinnere.

In meiner Darstellung der Entstehung und des Entwicklungsganges der Religionen und des Kultus erwähne ich der *Sabäer*. Der Rec. macht die Anmerkung, daß ich richtiger *Sabier* hätte sagen

sollen, weil man unter Sabäern die Johannisjünger verstehe. Hierüber will ich mich für diesmal erklären.

Die Sabäische oder Sabaische Religion herrschte vorzüglich in Arabien und den angränzenden Ländern. Den wenigen Nachrichten, die wir davon besitzen, gemäß, halten wir die Anhänger dieses uralten Systems für Emanisten, die in Verehrung der Gestirne, die sie unter verschiedenen Namen anbeteten, zusammentrafen. Ihre Priester hießen Sabier, oder Sabäer. Ihre vorzüglichsten Götter kommen unter den Namen Baal, Baal Peor, Moloch, Thammuz, Astaroth (Astarte) u. s. w. vor. Herodotus 3, 8 nennt ihre höchste Gottheit Urotalt und Alilat, Sonne und Mond. Ersterer ward täglich in ihrem Tempel zu Saba Weihrauch und Myrrhen geopfert. Der sabäische Kultus wird der Sabäismus genannt, und die Anhänger desselben Sabaei, sabéens, Sabäer, wiewol zuweilen auch Sabier.

Sabier, Sabier, heißen die Anhänger von zwey, sowohl ihren Meinungen, als der Zeit nach, verschiedenen Sekten. Nämlich unter den Jüngern Johannes des Täufers waren mehrere, die ihren Meister für höher, als Jesus, und für den Messias selbst hielten. Diese, auch Mendäer genannt, sonderten sich vom Volke ab, und stifteten eine besondere Sekte. Die Johannisjünger, die sich bereits vor Ausbreitung des Christenthums gebildet hatten, und die Schicksale Jesus nach seiner Taufe von Johannes erst aus den Evangelien von einer so ausgezeichneten Seite kennen lernten, befürchteten und erlitten wirklich von der Ausbreitung des Christenthums Abbruch. Die Vorsteher der Sabier wollten deswegen durch Schmähun-

gen und Fabeln von Jesus die Mitglieder ihrer Sekte vor Abfall schützen. Außer diesen ursprünglichen Johannisjüngern entstand später noch eine Sekte, die ebenfalls Sabier, Zabier hießen, und von denen sich Abkömmlinge bis auf unsre Zeiten erhalten haben. Wahr ist es, daß die Religionspartheyen, die den Johannes für ihren Stifter ausgaben, sich auch Sabâer, Zabâer und Sabaiten nannten, und daß man die Sternanbeter auch Zabier, Sabier nennt; aber die meisten und neuesten Schriftsteller nennen die Anhänger Johannes des Läufers Sabier, und ihr Religionsystem Sabiismus, sabiisme.

Klassische Schriften hierüber sind: Dupuis Origine de tous les cultes. Brunß über die Zabier (Johannisjünger). Lychsen über die Religionschriften der Sabier oder Johannischriften. Norberg's sabische Fragmente, übersetzt von Lychsen. Turpin, de Sacy, Corssbach, Ziegler, Michaelis, Stäudlin u. a. m.

Richter.

### Patriotische Geschenke.

Ben den, durch die Anwesenheit des dießjährigen Herrn Delegirten der kaiserlichen Universität zu Dorpat veranlaßten Prüfungen der Lehrlinge in den öffentlichen Schulanstalten des Goldingenschen Schulkreises, äußerten die an mehreren Orten zahlreich versammelten Zuhörer nicht allein laut ihre Zufriedenheit mit den Fortschritten der Schüler, sondern bezeugten dieselbe auch durch einige patriotische Geschenke. In Hasenpoch schenkte der Herr Rathsverwandter Eichel der

Kreissschule zwanzig saubere Vorlegeblätter als Hilfsmittel beim Unterricht im Zeichnen. In Windau erhielt der Primaner Günther von dem Herrn Obersten de Kossi ein Geschenk von 100 Rubel B. A.; und in Goldingen schenkte der Herr Kronsprediger Bergesonn zu Lipaikien der Kreissschule eine Sammlung von 93 Bänden für die Handbibliothek der Lehrer brauchbarer Bücher.

---

Dem Andenken der Frau Bürgermeisterin  
Neumann aus Libau \*).

Wohl rief ich meiner Freunde theure Namen  
Im Felsenthal am dunklen Meer,  
Des Wiederhalles laute Stimmen kamen  
Und tönten sie mir wieder her. —  
Auch Deinen Namen, Freundin! Doch die Schwingen  
Der Echo trugen leiser ihn ins Thal,  
Wie Aeolsharfen-Töne, die verklingen  
Gleich dem verlorenen Lied' der Nachtigall.  
Du selbst verhalltest, ach! verloren wie die Welle,  
Die ihre weiße Brust ans Felsenufer schlug,  
Und ihres Daseyns kurze schöne Helle  
Wie einen Strahl durch dunkle Nächte trug.  
Weit übers Meer wölbt sich Dein Grabeshügel,  
Dort fand die zarte Hülle Ruh,  
Dort schwang Dein reiner Geist den Ätherflügel  
Dem schönen Vaterlande zu.  
Wir trauern hier und blicken in die Ferne  
Hin übers weite dunkle Meer:  
Dort gingst Du hin, gleich einem lichten Sterne,  
Dort gingst Du unter, so wie er.

Freyh. v. Schlippenbach.

---

\*) Diese durch ein seltenes Talent für Maleren, durch ausgezeichnete Geistesbildung, durch ein edles Herz und jede weibliche Tugend im Vaterlande geehrte Frau starb im Juny dieses Jahres zu Dresden nach einer langen unheilbaren Krankheit.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 34. Mitau, den 26. August 1807.

---

## L i t e r a t u r.

*Ueber den obersten Grundsatz der politischen Oekonomie. Von Joseph Lang etc.*

(Beschluß der in Nr. 31. abgebrochenen Recension.)

Rec. ist dem Verf. bisher auf dem Fuße Schritt vor Schritt gefolgt. Dieß in Rücksicht aller folgenden Untersuchungen desselben zu thun, würde ein eben so schwieriges, als unnöthiges Geschäft seyn. Seine Recension würde überdieß selbst zu der Dicke eines Buchs anwachsen. Er versichert seine Leser als ehrlicher und gewissenhafter Mann, daß das ganze vorliegende Werk ein Gewebe von theils falschen, theils völlig nichts sagenden Ideen ist; daß dasselbe keine einzige neue und zugleich interessante Ansicht enthält, und daß man mit völliger Sicherheit von den ersten siebenzehn Seiten auf die übrigen schließen kann. —

Es sey also hinreichend, noch einige abgebrochene Bemerkungen hinzuzufügen.

Nach S. 19 sollen bey Einführung des Geldes nicht die Producenten, sondern die dritte Klasse, oder die Geldbesitzer, sich zuerst im Besitze desselben befunden haben. Billig entsteht hier die Frage: wo bekamen diese das Geld wohl her? fanden sie solches? regnete es ihnen zu? — Denn bisher glaubte man, daß die Producenten selbst die ersten und ursprünglichen Besitzer derjenigen Dinge, die Werth hatten, folglich auch die ersten Besitzer des Geldes waren, und daß die Diener des Staats erst von ihnen in der Folge Geldeswerth oder Geld erhielten. — Die Anzahl der Geldbesitzer — heißt es Seite 96 — ist in jedem Staate bestimmt. Da diese bestimmt ist, so ist auch das Quantum der Nahrungsmittel bestimmt, die sie verzehren. — Es ist also schon durch die Anzahl der Geldbesitzer bestimmt, was und wie viel sie essen sollen!!! Nicht einmal das Quantum von Nahrungsmitteln der Geldbesitzer wird durch ihre Anzahl bestimmt, geschweige denn der Werth derselben, auf welchen sich für den Staatemann alles reducirt. Beides hängt vielmehr von ganz andern, dem Verf. verborgenen, Ursachen ab. — Wem fällt hier wohl nicht jene zehnjährige Prinzessin ein, die, aus Mangel an staatswirthschaftlicher Kenntniß, bey einer Hungersnoth in gutmüthiger Unschuld den Rath

gab, daß Volk möchte, wenn es kein Brod hätte, Pasteten essen. Freylich dem Quantum nach ist ein Brod von einer Pastete nicht sehr verschieden. — Ebendasselbst heißt es noch: „außer den Nahrungsmitteln wird man wenig Naturprodukte finden, die, ohne vorher durch Künstler eine Modifikation erhalten zu haben, sogleich zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse verwendet werden können.“ Also Nahrungsmittel können sogleich, wie die Natur sie erzeugt, zur Nahrung gebraucht werden! — In Utopien mag dieß der Fall wohl seyn. Bey uns leider nicht! Wir gebrauchen der Beyhülfe des Beckers, des Brauers, des Schlächters, des Müllers u. s. w. Lauter Künstler, deren Gewerbe in einem Staate zu den wichtigsten und einträglichsten gehören. — S. 104: Das Steigen des Preises der Nahrungsmittel zwingt die Geldbesitzer (nicht etwa sich in ihrem Genuße und dem Genuße der Kunstprodukte einzuschränken, sondern) für die nämliche Qualität und Quantität Kunstprodukte eine kleinere Summe Geldes zu zahlen, d. i. die Kunstprodukte sind nunmehr im Preise gefallen. — Man muß gewiß die Gutmüthigkeit der Künstler bewundern die sich nach Beschaffenheit des Beutels der Geldbesitzer von diesen letzteren den Preis ihrer Arbeit bestim-

men lassen. Für uns, die wir von festen Gehältern in Geld leben, ist die Aussicht, welche der Verf. uns giebt, besonders tröstlich. Wir brauchen wegen des furchtbaren Steigens aller Preise nicht mehr besorgt zu seyn. Auch wird Rec., da jetzt schon seit seiner Ankunft in Rußland der Preis der Naturprodukte auf's Doppelte gestiegen ist, dem Rathe des Verf. zufolge, in Zukunft mit den Handwerkern keine Umstände mehr machen. Er wird von morgen an ohne weiteres seinem Schuhmacher, statt zehn Rubel, wie bisher üblich war, nur fünf für ein Paar Stiefel bezahlen, und, falls der Grobian sich sperren sollte, ihn mit einem Pathetischen: „da steht's gedruckt!“ auf S. 105 im „Obersten Grundsätze der politischen Ökonomie hinweisen.“ — Nur eins macht Rec. hierbey noch besorgt, wie wir wohl in Ansehung der übrigen Geldbesitzer, die von uns Kunst und Wissenschaft kaufen, fahren mögen? Wenn es ihnen gelänge, irgend ein für sie günstiges allgemeines Naturgesetz der menschlichen Gesellschaften, z. B. in Fichtes geschlossenem Handelsstaate, aufzuspüren und dadurch zu unserm höchsten Präjudicio unsre bisher nicht ganz unbeträchtlichen Forderungen auf Null zu bringen? — S. 110 heißt es: „der Producent erringt kein Kapital, das er zur Verbesserung des Landbaues brauchen könnte!“ Ferner: „der Landmann ver-

arbeitet den von ihm gewonnenen Stoff zur Befriedigung seiner Bedürfnisse selbst, und verfertigt die ihm zur Produktion nöthigen Werkzeuge selbst!“ — Ist's möglich? Der Landmann ist also selbst Schmid, Rademacher, Stellmacher, Tischler u. s. w. Wahrlich, wenn man von der wirklichen belebten Welt ganz abstrahirt, und sich mit schöpferischem Geiste Automate schafft; so ist's nicht schwer für diese eine Staatswirthschaft zu schreiben und konsequent in der Inkonsequenz zu seyn. — Der russische Pflüger verfertigt, wie überall, seine Sensen und Sicheln nicht selbst — nicht einmal der russische Künstler verfertigt ihm solche, sondern der deutsche Künstler muß sie ihm liefern. — „An dem Produkte der städtischen Gewerbe hat der Landmann keinen Antheil.“ — Also nur Schuhe, Tücher, Knöpfe, Silberarbeit u. s. w., welche auf dem Lande verfertigt worden ist, verbraucht der Landmann? Man vergleiche dieß mit des Verf. Eintheilung der Gewerbe in ländliche und städtische (S. 7), und man wird finden, daß derselbe hier nicht einmal konsequent in der Inkonsequenz ist. — Wie wird es nach des Verf. Meinung doch in Zukunft mit dem wichtigen Verkehr zwischen Städten und Dörfern aussehn. Jene müssen von diesen alles beziehen, und diese brauchen nach obiger Meinung wenig oder gar nichts. — Nach

S. 114 soll Roggen das gemeinste Nahrungsmittel beynahe durch ganz Europa seyn. Arme Bewohner von Spanien, Frankreich, Italien, der Türken, Ungarn, Süddeutschland, England, Südrußland u. s. w.! wie werdet ihr in Zukunft berathen seyn? Ihr schmeichelt euch bisher, euch mit Mais, Reis und Weizen sättigen zu können, und werdet nun auf einmal durch den Nachtspruch eines Schriftstellers auf gemeinen Roggen reducirt. Doch tröstet euch! Die Absicht jenes Schriftstellers ist nicht so böse. Nur ein kleiner Irrthum findet statt. Offenbar verwechselte jener Schriftsteller den kleinen Bezirk einer Stadt in Norddeutschland mit Europa. —

Fichte's geschlossener Handelsstaat (S. 59) und Herrenschwands politische Schriften sind dem Verf. Werke von vorzüglichem Werthe. In Ansehung letzteres kann er es den Franzosen nicht vergeben (S. V in der Vorrede), daß sie auf seine Schriften so wenig Rücksicht nahmen. Sein Unwillen hat glücklicherweise keinen Grund. Frankreich besitzt eben so gut, wie Deutschland, sein Publikum, welches sich durch pompöse Worte und unverständlichen Galimathias inponiren läßt. Dort gab es viele, die Herrenschwand anstaunten, wie in Deutschland noch jetzt viele Jünger ihren Lehrer und Meister Fichte, den Weisen, anstaunen. Aber nur war der Traum in Frankreich von kürzerer Dauer. Eine Recension, die vor

einigen Jahren in der Dekade erschien, und Herrenschwands System nach seiner ganzen Leerheit an Begriffen darstellte, zerstreute den Nebel. Rec. gab jenem Urtheile, als er es las, um so williger seinen Beyfall, als er selbst längst vorher im Stillen ein ähnliches Urtheil über Herrenschwand, seiner Überzeugung gemäß, gefällt hatte. — Was übrigens Fichte betrifft, so ist sein geschlossener Handelsstaat schon längst durch Kenner und Halbkenner unter die Verirrungen des menschlichen Geistes gerechnet, und seinem literarischen Werthe nach mit Jakob Böhmens Aurora und den alchymistischen Werken über den Stein der Weisen in eine Klasse gesetzt worden.

Um den Lesern einen Begriff von der Art, wie der Verf. sich ausdrückt und politische Phänomene beurtheilt, zu verschaffen, sey es Rec. erlaubt, eine Stelle anzuführen, die sich S. 29, 30 und 31 wörtlich findet. — „Bey gegebener großer Axc — heißt es hier — ist der Flächeninhalt einer Ellipse um so größer, je kleiner der Unterschied zwischen beyden Axen, und dann am größten, wenn der Unterschied gänzlich verschwunden, d. i. die kleine Axc der größern gleich ist. Anstatt aber darauf zu denken, die kleine Axc zu verlängern, und auf diese Art den Flächeninhalt zu vergrößern, zerrte man bis auf unsere Tage herab die Fi-

gur in der Richtung der großen Axe auseinander. Es konnte nicht fehlen, man verlängerte durch alle mögliche Anstrengungen wirklich die große Axe; aber hat man dabey an Flächenraum gewonnen? hat man dadurch die Ellipse selbst, und um wie viel hat man sie vergrößert? — Ich dünkte, es wäre einmal Zeit, die große Axe zu lassen, wie sie ist, und auf Mittel zu sinnen, ohne Verkleinerung derselben die kleine Axe zu vergrößern; es könnte wohl seyn, daß eben hiedurch die große Axe selbst weit mehr verlängert, und man einen weit beträchtlichern Flächenraum gewinnen würde, als man sich nur so obenhin vorstellen mag. Wenn vielleicht nach einigen hunderttausend Jahren — (schreibe: einigen hunderttausend Jahren) — die kleinere Axe wirklich die größere geworden ist: so darf man nur in der Geschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nachschlagen (warum nicht auch in gewissen staatswirthschaftlichen Schriften des Jahrs 1807?), und man wird da die wirksamsten Mittel finden, die Gleichheit wieder herzustellen, und die zu groß gewordene Axe nach Belieben zu verkleinern.“

„Wenn man die Geldbalance sich als eine Ellipse vorstellt, so ist das Glied der Manufakturbalance die große und das Glied der Landbaubalance die kleine Axe u. s. w.“ — Gewiß jeder Unpartheiische muß gestehen, daß dieses Raisonnement des Verf. den Leser sehr „helle und lichtvolle Blicke in den Mechanismus der menschlichen Gesellschaft“ (Worte desselben, siehe Vorrede S. V) thun läßt.

Schließlich giebt Rec. dem Verf. den wohlgemeinten Rath, sich einige Jahre hindurch anhaltend mit der Erlernung der Naturgeschichte, Chemie, Technologie, Landwirthschaft und Statistik zu beschäftigen; hiernächst zur Lesung von klassischen Reisebeschreibungen, deren Zweck auf Erweiterung der Länder- und Völkerkunde im Allgemeinen gerichtet ist, überzugehen, und den Beschluß mit den Werken eines Smith, Young, Büsch u. s. w. zu machen. Wohlverstanden den Beschluß; indem jene unsterblichen Werke das letzte Resultat aller vorbenannten wissenschaftlichen Untersuchungen angewandt auf die Ökonomie eines ganzen Staats enthalten, und ohne die erwähnten Kenntnisse vom Verf. zwar dem Titel nach gekannt und durchblättert, aber nicht verstanden und noch weniger beurtheilt werden können. Gefällt es dem Verf. diesem Rathe zu folgen, so wird er sich alsdann auch ohne Recensentens

Versicherung überzeugen, daß, bloß mit Beyhülfe des Studiums der kritischen Philosophie, der ersten Anfangsgründe der Mathematik und einer flüchtigen Ansicht einiger in's Fach der Staatswirthschaft einschlagenden Werke, den obersten Grundsatz der erwähnten Wissenschaft erforschen, geschweige denn gar darüber zur Belehrung anderer schreiben zu wollen, unter die kühnen Unternehmen gehört, zu deren glücklichen Ausführung selbst die Kraft eines mehr als Fichtischen und Böhmischen Genie's schwerlich hinreichen möchte.

Moskwa.

Prof. Schlözer.

### Baldohn.

(Auszug aus einem Briefe.)

(Fortsetzung des in Nr. 30. abgebrochenen Aufsazes.)

Wohlan, mein Freund, nun ist es Zeit zum Aufbruch! Der glückliche Morgen bricht an; schon stampfen die muthigen Rosse; — wir eilen und beginnen die Reise. Uns zögert nicht mehr am seufzenden Tau die träge Schnecke, es rollet im Fluge auf der ebenen Brücke unser Wagen über die Na einher. Uns erfreuen die kleinen Masten und Wimpel und das rüstig-geschäftige Volk, das hier löschet, dort ladet, oder die Segel spannt. Unsre

Phantasie eilet ihnen vor, wir sehen und hören das Gewühl und lärmende Getöse des handelnden Lebens, wir weilen bey dem erhebenden Anblick einer prächtigen Schiffbrücke. Es winden sich durch das beängstigende Gedränge zwischen Ross und Mann und belastete Wagen, hier gehemmt, dort schnell bewegend, der stöhnende Packknecht und müßige Wandrer. Mit lautem, ziehend verstärktem, Ruf ermuntert sich zur Anstrengung und Ausdauer die Arbeit. Im Wechsel der gebrachten und aufgenommenen Schätze feuchen belastete Matrosen die Stiegen hinauf und hinab. Ruhlos bewegte Haufen umschwärmen, wie das fleißige honigsammelnde Volk der Bienen, hier den Schwelger und dort den Sammler des Goldes, beyde im Vorgenusse sich labend, daß fremde Welttheile ihre Gaben und Steuern nun bringen, die Sinne zu erquickern und den Durst der Habsucht zu stillen. — In den Gipfeln des Waldes von Masten, belaubt mit zahllosen Tauen, Segeln und vielfarbigen Wimpeln, regt sich das kühn hinaufklimmende Leben, und vernimmt in den sanft anschlagenden Wellen den Ruf zur fernen gefahrvollen Reise. Die jubelnden Laute des muthigen Schiffsvolks erwecken in uns die berühmten Worte des Dichters:

*Illi robur et aes triplex  
Circa pectus erat.*

Aber in unsre Betrachtungen, wie der Handel die

Menschen verbindet, ihre Kultur befördert, ihre Genüsse bereichert, ihre Sitten verfeinert, hier blutige, verwüstende Kriege entzündet, dort Städte erbaut, Wüsten in Fluren verwandelt und Reiche begründet, mengt sich der gerechte Schmerz, daß wir nicht den reichen Segen unsrer Felder ins offne Meer bringen dürfen, sondern ihn dem gebietenden Riga zuführen müssen. Ist die Na noch feindliche Bewerberin der Düna, oder ward sie nicht, durch freye Wahl, zu ihrer Schwester erhoben von dem gemeinschaftlichen Beherrscher? Eine Hymne des Dankes den Manen der großen Beherrscherin Katharina II, auf deren Befehl bereits eine Untersuchung veranlaßt war, wie viel Kosten dazu erforderlich wären, um die Versandung des Flusses zu heben. Vielleicht verwirklicht die Guld Alexanders — dem die Götter, für die seinem Reiche und der ganzen Menschheit erwiesenen Wohlthaten, schon den Kranz der Unsterblichkeit reichten — jene Hoffnung. Dieß würde aber nicht allein für diese Provinz wohlthätig seyn und der armen, immer tiefer in Schulden sinkenden, Stadt Mitau einen sichern Fond zu ihren Ausgaben geben, sondern auch dem Handel des Reichs nützlich werden. Es ist eine ausgestrittene Wahrheit, daß die Vermehrung der Ausgänge ins Meer dem Handel vortheilhaft sey, und sie ist doppelt bekräftigt, wenn dadurch beträchtliche Landstriche, wie hier der Fall wäre, eingeladen werden,

ihre Produkte, die sonst in den fremden Häfen gingen, dem eignen zuzuführen. Ueberdem ist jede Verminderung der Landfracht über die Gränze als eine indirekt, aber desto sicherer bewirkte Beschränkung der Kontrebande anzusehen. Daß aber der Handel in Riga bedeutenden Abbruch dadurch erleiden sollte, ist ein Vorurtheil, welches der Furcht angehört, die bey jedem neugezimmerten Laden gelbsüchtig wird. Gerade die großen Kapitalien von Riga, die, zu groß für den dortigen Umlauf, von Zeit zu Zeit in starken Wogen durchbrechen, würden hier nutzbare Aufnahme finden. Wie rühmlich, wenn Riga's edle Söhne ihren Fleiß, ihre Kenntnisse, ihr überflüssiges Vermögen hier zur Stiftung einer Handelskolonie verwendeten! Leuchtet nicht das mächtige Tyrus mit seinem Beyspiele vor? Es freute sich seiner Töchterstädte und sie verbreiteten seinen Glanz. Auch wäre dieß nützlicher dem Reiche, als wenn einst die dem dortigen Handel entbehrlich werdenden Schätze ährenreiche Fluren in sterile Parks verwandeln, und neben den ländlichen Hütten Steinmassen aufthürmen. — Mit diesem frommen Wunsche gelangen wir an die Spitzsäule, wo unser Weg rechts abwendet, und nun sehen wir unser liebes Mitau recht en beau, weil wir entfernt sind, und das Auge durch eine Reihe schöner Häuser erfreut wird, die es wohl verdient hätten, in einem reinern und besser eingefassten Spiegel, als

die Drixe ist, ihr Bild zu erblicken. — Das erwachende Getöse der Stadt wird immer weniger vernehmlich; die Glocke, die dort zur Arbeit ruft, tönt uns zur Feyer des Aufgangs der Sonne. Verkündend rauscht der erfrischende Morgenwind einher, es stimmt zum Empfang das besiedelte Chor lobpreisende Lieder. Wie reich ist die Schöpfung eines Moments? Wie wechseln, wie bilden, wie erheben sich die Gestalten? Den Rosenschleier enthüllend sendet die belebende Sonne den ersten Strahl. Er trägt im eilenden Fluge das Göttergebot: Es werde! — Er streut von seinen Schwingen sprühende Funken, wie Gold und Silber und glänzendes Edelgestein, auf die Blumen und Halme der Wiese, über die wallenden Saaten und auf die bläuliche Fluth. Dort in der schwärzlichen Ferne erschafft sein Zauberschlag Hütten und Mauern und Hügel, weidende Heerden und geschäftige Menschen; überall rauscht und tönt, webt und regt sich das Leben. Umsfungen von dem Wirken der Allmacht beugt Ehrfurcht uns nieder in den Staub; dem Staunen des Unermesslichen entfällt das Maß mit unserm kleinen Gewirre; der Gedanke des Unendlichen stürzt hinab in die nächtlichen Tiefen des Endlichen, der Verwesung. — Aber umgeben von den Bildern des Erwachens klimmt unsre Hoffnung hinan zu der erfreuenden Aussicht über die schweigenden Gräber. — Nachdem wir in solche Betrachtungen versenkt stunden-

lang längs den fruchtbaren Gefilden von Aahoff, Altbergfried, Tannenthal und Tittel-  
 münde das Sandmeer durchfurchen, sey uns  
 diese Hoffnung willkommen, indeß unser Blick auf  
 dem bepflanzten Hügel verweilt, wo Liebe und  
 Dankbarkeit der zärtlichen Gattin, Mutter und  
 Schwester den Aschenkrug setzten. Auf festerem  
 Boden und durch unterbrochene Tannengebüsche  
 nahen wir nun eilender dem freundlichen Gail-  
 hoff. Hier verweilen wir mit zögernden Schrit-  
 ten unter den prachtvollen Linden, die ihre hohen  
 dichtbelaubten Wipfel, gleich einem Tempelbogen,  
 über uns zusammenschlagen. Hier bereitet sich  
 festlich unser Gemüth, wie in den Propyläen,  
 zum Ziele der Wallfarth. Schneller rollet nun  
 der Wagen bis über die Brücke der auf Rieseln  
 laut rauschenden Eckau. In dem gleich jenseit  
 gelegenen großen Gasthose stärket uns ein theures,  
 aber gutes, Mittagsmahl, und dann beginnt wie-  
 der auf einem von reichen Saaten umferten Sand-  
 meer langsamen Zuges unsre Reise. Hier haben  
 wir kaum Zeit an dem schönen Landhause und an  
 den reichen Kornfeldern unser Auge zu weiden, eine  
 dankbare Erinnerung dem edlen Manne zu weihen,  
 der durch seine Kenntnisse und seinen Geschmack  
 viele Gegenden in Kurland mit schönen Gebäuden  
 ausschmückte, und uns mit der Betrachtung zu  
 beschäftigen, daß der Ackerbau bey uns noch Be-  
 lehrung und Ermunterung bedarf.

Wie reich die Kultur des Bodens belohne, zeigt sich hier. Wo vor einigen Jahren nur kümmerliche Saaten standen, prangen jetzt jährlich in dichten unabsehblichen Schaaren ährensichwere Halme. Ceres hat bey uns schon zur Genüge ihre Gränzen gegen das Gebiet der Waldgötter erweitert; aber sie sende uns auch einen Triptolem, der uns lehre, unsre Erndten zu verdoppeln.

Die Anwendung dessen, was in andern Ländern als erprobt zum Besten des Ackerbaues geübt wird, hat hier geringen Fortgang, weil manche ohne nöthige Kenntniß und Vorsicht gemachten Versuche mißglückten. Um so mehr wäre zu wünschen, daß der von einigen edlen Männern oft geäußerte Voratz, eine ökonomische Gesellschaft zu errichten, recht bald zur Erfüllung käme. Dem muthvollen Beginnen und eifrigen Bemühen fürs Gemeinnützigste genügt der Lohn des Bewußtseyns und der dem erreichten Zweck nur in der Ferne folgende Dank. Es gilt bey uns in allen Dingen den Anfang; an Kraft, Eifer, Ausdauer und Liberalität zum Vollenden fehlt es selten. Auch hier würden wir, was mit Bedenken begonnen ward, doppelt leisten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Auf einen berühmten Küchenkritiker.  
 Ängstlich suchst du dem Koch den Ruhm der Küche zu  
 rauben;  
 Der Unterhaltung Verdienst giebst du ihm willig dafür.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre  
in Rußland.

---

No. 35. Mitau, den 2. September 1807.

---

## Abentheuer in der Sierra Morena.

(Probe einer Übersetzung eines neuerlich erschienenen französischen Romans.)

(Fortsetzung des in Nr. 20. abgebrochenen Aufsatzes.)

Die Negerin näherte sich mir, verneigte sich tief und sprach in sehr gutem Spanischen: „Senor Kavallero, fremde Damen, welche die Nacht in diesem Wirthshause zubringen, bitten Sie, die Güte zu haben und ihr Abendessen mit ihnen zu theilen. Belieben Sie mir zu folgen.“ Ich folgte der Negerin von Korridor zu Korridor, endlich in einen hell erleuchteten Saal, in dessen Mitte eine Tafel von drey Kouverts stand, die mit japanischen Gefäßen und Flaschen aus Bergkrystall besetzt war. Am Ende des Saals stand ein prächtiges Bette. Viele Negerinnen schienen hier beschäftigt zu seyn; sie stellten sich aber ehrfurchtsvoll in Ordnung, als zwey Damen hereintraten,

deren Lilienſchnee und Roſengluth reizend gegen die Ebenſchwärze ihrer Zofen abſtach. — Sie hielten ſich an der Hand; ihr Anzug war etwas bizarr, oder ſchien mir wenigſtens ſo. Es war die in einigen Städten an der afrikanischen Küſte gewöhnliche Tracht, und beſtand eigentlich nur in einem Hemde und einem Leibchen. Wiß unter dem Gürtel war das Hemde von Leinwand, der Reſt aber ein leichter Flor von Mequinez, der ganz durchſichtig geweſen wäre, wenn ihn nicht eingewirkte, breite ſeidene Bänder einigermaßen zum Verſchleyern tauglich gemacht hätten. Das Leibchen war reich mit Perlen geſtickt und mit brillantenen Spangen geziert; es bedeckte die ganze Bruſt und hatte keine Armſtücke. Die flornen Ärmel des Hemdes waren zurückgeſtreift, und die bloßen Arme an der Hand und über dem Ellenbogen mit Armbändern geſchmückt. Die Füße dieſer Damen hätten, wenn ſie Teufelinnen geweſen wären, geſpalten oder gekrallet ſeyn müſſen, waren aber weder eins noch das andere, ſondern ſteckten in kleinen geſtickten Pantoffeln, und der Knöchel war von einem Reifen von großen Brillanten umfaßt.

Die beyden Unbekannten näherten ſich mir ſehr ungezwungen und zuvorkommend. Es waren zwey vollendete Schönheiten; die eine groß, ſchlank, blendend, die andere ſchmachtend und ſchüchtern. Die majestätiſche hatte einen herrlichen Wuchs und

die schönsten Züge; die jüngere war rund, hatte etwas aufgeworfene Lippen, halb geschlossene Augen, und das wenige, was man von diesen sah, war von Wimpern von einer außerordentlichen Länge beschattet. Die ältere redete mich auf kastilianisch an: „Sennor Kavallero,“ sagte sie, „wir danken Ihnen für die Güte, die Sie uns erzeigen, unser kleines Mahl anzunehmen; ich glaube, sie müssen es wohl ein wenig nöthig haben.“ Sie sagte diese letztern Worte mit einer so böshafter Miene, daß ich sie beynahe in Verdacht hielt, sie hätte mein Maulthier mit den Lebensmitteln stehlen lassen; aber sie ersetzte diesen Verlust so reichlich, daß es unmöglich war, ihr gram zu seyn.

Wir setzten uns zu Tische; die ältere Dame schob mir eine japanische Schüssel zu und sagte: „Sennor Kavallero, sie finden hier eine Olla podrida von allen Arten Fleisch außer einer, denn wir sind treugläubig, ich will sagen, wir sind vom Glauben der Moslems.“

„Schöne Unbekannte,“ erwiderte ich ihr, „Sie haben, wie mir scheint, den rechten Ausdruck gewählt. Ohne Zweifel sind Sie treugläubig, das ist die Religion der Liebe. Aber befriedigen Sie meine Neugierde eher, als meinen Appetit. Sagen Sie mir, wer Sie sind.“

„Essen Sie immer, Sennor Kavallero,“ sagte die schöne Maurin, „gegen Sie werden wir unser Infognito gewiß nicht strenge beobachten. Ich

heiße Emina und meine Schwester Zibeddé, wir wohnen in Tunis, aber unsre Familie stammt ursprünglich aus Granada, und einige von unsern Verwandten sind in Spanien geblieben, wo sie heimlich den Glauben ihrer Väter bekennen. Es sind etwa acht Tage, daß wir Tunis verlassen haben, wir sind in der Nähe von Malaga an einer öden Küste ans Land gestiegen, haben unsern Weg in den Gebirgen zwischen Sophya und Antequerra fortgesetzt, und sind so nach diesem einsamen Orte gekommen, wo wir unsre Kleidung zu ändern und die übrigen Maafregeln zu unsrer Sicherheit zu treffen gedenken. Sie sehen also, Sennor Kavalero, daß unsre Reise ein wichtiges Geheimniß ist, das wir Ihrer Ehre anvertraut haben.“

Ich beruhigte die Schönen, sagte ihnen, daß sie von mir durchaus keine Indiskretion zu besorgen hätten, und fing nun an zu essen, nicht ohne einen gewissen Heißhunger, aber auch nicht ohne jenen gezwungenen Anstand, dem ein junger Mensch sich gern unterwirft, wenn er sich allein in Damengesellschaft befindet.

Als man merkte, daß mein erster Hunger gestillt war, und ich nun zu Las Dolces, dem spanischen Nachtspeise, schritt, befahl die schöne Emina ihren Negerinnen, mir zu zeigen, wie man in ihrem Lande tanze. Wie es schien, hätte diesen kein Befehl willkommener seyn können. Sie

gehorchten mit einer Lebhaftigkeit, die an Ausgelassenheit gränzte. Ich glaube sogar, es wäre schwer gewesen, sie zum Aufhören zu bringen, wenn ich nicht ihre schönen Gebieterinnen gefragt hätte, ob sie selbst bisweilen tänzten? Statt aller Antwort erhoben sie sich und forderten Kastagnetten. Ihr Tanz hielt das Mittel zwischen dem Valero von Murcia und der Foffa, die man in den Algarbien tanzt. Wer in diesen Provinzen gewesen ist, kann sich eine Vorstellung davon machen, aber er wird nie eine Idee von dem Reize haben, den die natürliche Anmuth der beyden Afrikanerinnen, in ihren halb durchsichtigen Gewändern, noch hineinlegte.

Ich sah ihnen eine Zeitlang mit ziemlich kaltem Blute zu; nach und nach aber wurden ihre Bewegungen durch einen raschern Takt schneller, der betäubende Lärm der maurischen Musik, der Reiz einer üppigen Mahlzeit auf meine erweckten Lebensgeister, alles machte, daß ich bald meiner bewußt, bald wieder außer mir war. Alles vereinigte sich, meine Vernunft zu bestürmen. Ich wußte nicht mehr, ob ich in der Gesellschaft von Frauen oder schadenfroher Nachtweibchen war. Ich wagte es nicht, hin zu sehen, ich wollte nichts mehr sehen. Ich hielt die Hand vor die Augen und fühlte mich einer Ohnmacht nahe.

Die beyden Schwestern sprangen auf mich zu und ergriffen mich bey der Hand. Emina fragte,

ob mir übel wäre; ich sagte, es hätte nichts zu bedeuten. Zibeddé wollte wissen, was ich für ein Medaillon am Halse trüge, ob es das Bild einer Gelieben wäre? Das ist, antwortete ich ihr, ein Kleinod, welches meine Mutter mir verehrt hat, und das ich ihr versprochen habe, beständig zu tragen; es enthält ein Stückchen von dem wahren Kreuze. — — Bey diesen Worten fuhr Zibeddé zurück und erblasste.

Das macht Sie unruhig? sagte ich, das Kreuz kann ja nur den Fürsten der Finsterniß erschrecken.

Emina antwortete für ihre Schwester: Senor Kavalero, Sie wissen, daß wir Muselmänninnen sind, und die Bestürzung meiner Schwester darf Sie daher nicht befremden. Ich theilte ihre Überraschung. Es ist uns sehr unangenehm, einen Christen in unsern nächsten Anverwandten zu sehen. Sie erstaunen über diese Neuigkeit? Aber war Ihre Mutter nicht eine Gomélez? wir sind von der nämlichen Familie, die ein Zweig der Abencerrages ist. Aber setzen wir uns hier auf dieß Sofa, dann will ich Ihnen mehr erzählen.

Die Negerinnen verließen das Zimmer. Emina setzte mich in die Ecke des Sofa's und sich neben mich, mit unter den Leib geschlagenen Füßen. Zibeddé nahm auf der andern Seite Platz, lehnte sich auf mein Kissen, und wir waren einander so nahe, daß sich unser Athem berührte. Emina schien einen Augenblick nachzudenken,

dann sah sie mich mit einem Blick der lebhaftesten Theilnahme an, nahm meine Hand und sagte: Theurer Alphonso, es wäre unnütz, für Sie ein Geheimniß daraus zu machen, wir sind nicht von ungefähr hier. Wir erwarteten Sie; wenn Sie aus Furcht einen andern Weg genommen haben würden, so hätten Sie unsre Achtung auf immer verloren.

Sie schmeicheln mir, *Emina*, antwortete ich ihr: ich sehe nicht ein, welchen Theil Sie an meiner Herzhaftigkeit nehmen können.

Wir nehmen sehr vielen Antheil an Ihnen, erwiederte die schöne *Maurin*, was Ihnen indessen vielleicht weniger schmeichelhaft ist, wenn Sie hören, daß Sie beynahe die erste Mannsperson sind, die wir sehen. — Sie wundern sich hierüber, und scheinen daran zu zweifeln? Wohl, ich hatte Ihnen zwar die Geschichte unsrer Vorfahren versprochen; aber vielleicht ist es besser, daß ich gleich mit der unsrigen anfangen.

Geschichte *Eminens* und ihrer Schwester  
*Zibeddé*.

Wir sind Töchter von *Gasir Gomélez*, dem väterlichen Oheime des regierenden Dey von Tunis, wir haben nie Brüder gehabt, haben nicht einmal unsern Vater gekannt, und waren so eingeschlossen in den Mauern unsers Serails, daß wir gar keinen Begriff von Ihrem Geschlechte

hatten. Da wir indessen beyde mit einer besondern Anlage zur Zärtlichkeit geboren wurden, so haben wir uns von jeher mit vieler Leidenschaft geliebt. Diese Neigung fing mit unsrer zartesten Jugend an. Wir weinten schon, wenn man uns auch nur auf wenige Augenblicke trennen wollte. Schalt man eine, so zerfloß die andre in Thränen. Wir brachten unsre Tage mit gemeinschaftlichen Spielen zu und schliefen zusammen in einem Bette.

Diese zärtliche Freundschaft schien mit uns zu wachsen, und erhielt neue Nahrung durch einen Umstand, den ich Ihnen erzählen muß. Ich war sechszehn Jahr alt und meine Schwester vierzehn. Wir hatten seit langer Zeit einige Bücher bemerkt, die meine Mutter sorgfältig vor uns versteckte. Anfangs hatten wir zwar nicht sonderlich acht darauf gegeben, da wir ohnehin noch ziemlichen Widerwillen gegen die Bücher hatten, aus denen wir lesen lernen mußten; allein unsre Neugierde wuchs mit den Jahren. Wir benutzten einen Augenblick, wo der verbotene Schrank gerade offen stand, und stahlen eiligst ein kleines Buch. Es waren die Liebesbegebenheiten von Medschenu und Leillé, aus dem Persischen des Ben-Dmiri übersetzt. Dieß göttliche Werk, welches mit Flammenzügen das Entzücken der Liebe malt, entzündete unsre jungen Köpfe. — Wir konnten es zwar nicht ganz verstehen, da wir nie Wesen von Ihrem Geschlechte gesehen hatten; wir wiederholten

aber doch seine Ausdrücke, wir sprachen die Sprache der Liebenden, wir wollten uns auch lieben wie sie. Ich übernahm die Rolle des Medschemun, meine Schwester war Leillé. Ich fing an, ihr meine Leidenschaft durch künstlich gewählte Blumensträuße zu erklären, eine Art von Geheimschrift, die in ganz Asien sehr gebräuchlich ist. Dann ließ ich meine Blicke reden, warf mich zu ihren Füßen, küßte die Spur ihrer Tritte, beschwor die Weste, ihr meine zärtlichen Klagen zuzuwenden, und glaubte mit dem Feuer meiner Seufzer ihren Hauch zu entzünden. Zibeddé bewilligte mir, ganz im Geiste unsers Autors, eine Zusammenkunft. Ich umfaßte ihre Knie, küßte ihre Hände, nezte ihre Füße mit meinen Thränen; meine Geliebte zeigte anfangs einen reizenden Widerstand, erlaubte mir dann, ihr einige Gunstbezeugungen zu entreißen und überließ sich endlich völlig dem ungeduldigen Feuer meiner Leidenschaft. Unsr Seelen schienen in einander zu verschmelzen, und ich weiß nicht, ob wir je werden glücklicher seyn können, als wir damals waren. Ich erinnere mich nicht genau, wie lange wir uns mit diesen leidenschaftlichen Spielen vergnügten, endlich mußten sie aber ruhigern Empfindungen Platz machen. Wir bekamen Geschmack an den Wissenschaften, besonders beschäftigte uns die Kenntniß der Pflanzen, die wir in den Schriften des berühmten Averroës studierten.

Meine Mutter war der Meinung, daß man sich nicht genug gegen die Langeweile des Serais schützen könne, und sah daher mit Vergnügen, daß wir gern beschäftigt waren. Sie ließ von Mekka eine heilige Person kommen, die man Hazéreta, oder die Heilige schlechtweg nannte. Hazéreta lehrte uns das Gesetz des Propheten; sie gab uns ihre Lehren in der reinen und harmonischen Sprache, die man in dem Stamme der Koréisch spricht. Wir wurden gar nicht müde, ihr zuzuhören, und wußten beynahe den ganzen Koran auswendig. Endlich belehrte uns meine Mutter selbst über die Geschichte unsers Hauses, und gab uns eine große Menge von Schriften in die Hände, die theils Arabisch, theils Spanisch geschrieben waren. Ach, guter Alphonso, wie gehässig erschien uns Euer Glaube in denselben, wie haßten wir den Verfolgungsgeist Eurer Priester! Und wie theuer wurden uns nicht auf der andern Seite so viele erlauchte Unglückliche, deren Blut in unsern Adern rann!

Bald glühten wir vor Theilnahme an Saïd Gomélez, der den Märtyrertod in dem Kerker der Inquisition starb, bald für seinen Neffen Leiß, der lange Zeit, den Thieren gleich, ein wildes Leben in den Wäldern führen mußte. Solche Charaktere machten uns die Männer werth; wir hätten wohl gewünscht, einige zu erblicken, und stiegen deswegen oft auf unsre Terrasse, um von

weitem die Leute sich auf dem See de la Goletta einschiffen, oder die Bäder des Haman Mes besuchen zu sehen. Wenn wir aber die Lehren des zärtlichen Medschenun auch noch nicht ganz vergessen hatten, so wiederholten wir sie doch wenigstens nicht mehr zusammen. Es kam mir sogar vor, als wenn meine Zärtlichkeit für meine Schwester gar nichts Leidenschaftliches mehr hätte; allein ein Zufall bewies mir das Gegentheil.

Eines Tages führte meine Mutter eine Prinzessin von Tafilet zu uns herein, eine bejahrte Dame, die wir mit aller Aufmerksamkeit empfangen. Als sie uns wieder verließ, sagte mir meine Mutter, die Dame wünschte mich zur Gattin ihres Sohnes zu haben, und meine Schwester sollte einen Gomélez heurathen. Diese Nachricht war für uns ein Donnerschlag, sie erschütterte uns so, daß wir sprachlos da saßen. Das Unglück, getrennt von einander zu leben, stellte sich uns schrecklich dar; wir überließen uns den Ausbrüchen der größten Verzweiflung. Wir rissen uns die Haare aus, und erfüllten das Serail mit unserm Geschrey; unser Schmerz kannte keine Schranken mehr. Meine Mutter erschrak so sehr darüber, daß sie uns versprach, uns durchaus nicht zu einer Wahl zu zwingen; sie versicherte uns, wir sollten ledig bleiben, oder, wenn wir wollten, beyde einen Mann heurathen. Dieß beruhigte uns etwas. Einige Zeit nachher hörten

wir von ihr, sie habe mit dem Oberhaupte unsrer Familie gesprochen, und dieses habe erlaubt, daß wir beyde einen Mann heurathen dürften, mit der Bedingung, wenn es einer aus dem Geblüte der Gomélez sey. Wir konnten nicht sogleich darauf antworten; aber die Idee, auch in der Ehe vereint zu leben, schien uns alle Tage reizender. Wir hatten nie eine Mannsperson, weder jung noch alt, anders als aus einer großen Ferne gesehen, da uns aber junge Frauen angenehmer schienen, als alte, so wünschten wir auch, daß unser Mann jung seyn möchte. Wir durften darauf rechnen, daß er uns manches aufklären würde, was uns in Ben-Dmri's Buche dunkel geblieben war.

Hier unterbrach Zibeddé ihre Schwester; sie schloß mich in ihre Arme und sagte: Lieber Alphonso, warum sind sie kein Muselmann! wie glücklich würde ich seyn mit Emina in Ihren Armen zu liegen. In unserm Stamme haben, wie in der Familie des Propheten, die Söhne einer Tochter gleiche Rechte mit der männlichen Linie. Es hinge vielleicht nur von Ihnen ab, der Stammhalter unsers Hauses zu werden, das in Gefahr ist zu erlöschen. — Sie dürften nur Ihre Augen den heiligen Wahrheiten unsers Glaubens öffnen.

Dieser Vorschlag schien mir so sehr einem Plane des Satans zu gleichen, daß ich schon die

Hörner auf Sibedden's reizender Stirne zu sehen glaubte. Ich murmelte einige Worte; die zwey Schwestern wichen ein wenig zurück. Emina wurde ernsthaft und fuhr folgendermaßen fort:

Sennor Alphonso, ich habe Ihnen schon zu viel von mir und meiner Schwester gesagt, ob dieß gleich gar nicht meine Absicht war. Ich hatte mich eigentlich hergesetzt, um Ihnen die Geschichte der Gomelez mitzutheilen, von deren weiblicher Linie Sie abstammen. Ich fange daher meine Erzählung an.

(Der Beschluß folgt.)

---

### Pindaros zwölfter olympischer Siegeshymnos.

#### Vorerinnerung.

Das hohe Ansehen, worin die vier Hauptspiele der Griechen, als eben so viel Götterfeste, und unter ihnen die olympischen, standen, ist bekannt; bekannt der ausgezeichnete Werth, welchen alle Völker hellenischer Zunge auf einen Sieg in denselben setzten. Wer ihn errang, hatte glänzenden Ruhm sich und seinem Geschlecht und seinem Vaterlande erworben; doch den Gipfel des Glück's erstieg, wessen Siegesruhm vom Gesange des Dichters gefeyert ward. Der Dichter verlieh ihm dauernden Lohn für die schöne That und won-

nevollen Eingang selbst in Plutons freudenloses Haus. — So bestimmt Pindaros den Werth seiner Gesänge \*) und mit ihm stimmte harmonisch die Meinung und der Glaube seiner Zeitgenossen. Glückliches Volk, dir waren deine Dichter Verkünder deines eignen Ruhms und hoher Tugenden! Glückliche Sänger, ihr wurdet gehört! In euch sahe man Geweihte der Götter, welche den Menschen Schöpfer göttlicher Tugenden seyn sollten! — Daher ist denn auch des Thebaners kleinster Gesang als das größte, gehaltvollste Geschenk für den anzusehen, dessen Namen er verherrlichte.

Ergoteles, ein Bürger von Knossos auf Kreta, war durch Aufruhr aus diesem Sitze seiner Vorfahren vertrieben, und hatte sich zu Himera in Sicilien niedergelassen. Als Bürger dieser Stadt trug er den Sieg davon, welchen dieser Hymnos preiset. — — Der Dichter wendet sich an die mächtige Glücksgöttin und flehet um Segen für die Stadt Himera. Sie, die Tochter des Zeus, waltet über alle Werke der Menschen und leitet ihr Schicksal, welches der Zukunft Dunkel ihnen verbirgt. Im leichten Spiel wandelt sie Mißgeschick in hohe Freuden um. Ergoteles fand den väterlichen Heerd wieder in Himera. Er verherrlichte das neue Vaterland durch mehrere Siege; sein Unglück also ward die Quelle seines Glücks. —

---

\*) Ol. X. 109. ff.

Ergoteles trug den Sieg im Dolichoslauf davon, d. h., er durchlief, nach der geringsten Berechnung der Ausleger, sieben Stadien, oder fast eine deutsche Viertelmeile, siebenmal, und war der erste am Ziel.

Dem Ergoteles aus Himera, dem Dolichosläufer.

Strophe.

Ich flehe, Tochter Zeus des Befreyers,  
Für Himera die mächtige  
Stadt, Dir, Ketterin Tyche.  
Du lenkest auf dem Meer die schnellen  
Schiffe, stürmenden Kampf auf dem Land'  
Und des Marktes Rath. Doch den Sterblichen  
Wogen hinauf und hinab,  
Luftige Täuschung durchwallend,  
Der Hoffnungen viele.

Antistrophe.

Aber bisher hat kein Erdensohn  
Sichere Zeichen der Zukunft  
Von den Göttern erspäht.  
Erblindet für die Zukunft ist der Geist.  
Dft fällt dem Sterblichen, er denkt es nicht, ein Loos,  
Der Wonne Widerspiel, und wen des Kammers  
Stürme trafen,  
Des Segens Fülle mit dem Unheil  
Wechselt ihm in kurzer Zeit.

Epodos.

Philanors Sohn, auch Dir,  
Gleichwie dem Hahn, der innen kämpft,

War' an der Mühern Heerde  
 Ruhmlos hingewelt des Fußes Kraft:  
 Hätte nicht Aufruhr, jeglichen Mann empörend,  
 Dich aus der väterlichen Knossos gescheucht.  
 Aber jetzt in Olympia bekränzt und  
 Zweymal in Pytho und auf dem Isthmos, Ergoteles,  
 Erhöhest Du der Nymphen warmes Bad \*)  
 In heimischen Fluren weiland.

Liebau.

### D a s W a g n i s s.

Von dem Ufer weht der Wind,  
 Fließt die kleine rege Welle,  
 Nach des Meeres Silberhelle,  
 Und im Rachen sitzt ein Kind.

Welche Anmuth, nah' und fern!  
 Darf ich mich dem Meer vertrauen? —  
 Und es spiegelt sich im Blauen  
 Hier der Mond und dort ein Stern.

Keine Wolk' im Hinterhalt, —  
 Überall nur seel'ge Stille,  
 Und der Sehnsuchtston der Grille,  
 Ja, es zieht mich mit Gewalt.

Nun, so rudre denn hinein! —  
 Holder Eros, deinem Glücke! —  
 Trieb die Mutter dich zurücke,  
 Würd' es da nicht stürmisch seyn?

Broße.

\*) d. i. Himera selbst, in welcher warme Bäder waren, wie man im Scholiasten sehen kann.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre  
in Rußland.

---

No. 36. Mitau, den 9. September 1807.

---

## Neugriechische Literatur.

Wahrscheinlich sind den Lesern dieser Blätter vier edle Männer noch unbekannt, die Gebrüder Anastasius, Nikolaus, Zoe und Michael Zosima, die in Moskwa leben, und sich durch eine eben so weise, als liberale und patriotische Begünstigung und Unterstützung der Wissenschaften und der Aufklärung unter den heutigen Griechen, ihren Landsleuten, sowohl um diese letztern, als um jene selbst bereits ein ausgezeichnetes und dauerndes Verdienst erworben haben, und noch immer zu erwerben fortfahren. Diese braven und einsichtsvollen griechischen Kaufleute sind aufs thätigste bemüht, nicht nur das Studium der Werke der besten griechischen Schriftsteller, denen ihre Vorfahren im Alterthume den hohen literarischen Ruhm verdanken, welchen sie in allen Zeitaltern gehabt haben, und der unvergänglich seyn wird,

durch neue, saubere, auf ihre Kosten veranstaltete, und von ihnen unentgeltlich vertheilte Ausgaben derselben in ihrem heutigen Vaterlande zu befördern; sondern sie sind auch für die Verbesserung zweckmäßiger Lehrbücher der nöthigsten und nützlichsten Wissenschaften, und für die Einführung derselben in den griechischen Schulen und Akademien, aufs eifrigste besorgt. Ein so uneigennütziger, vernünftiger und liebenswürdiger Patriotismus gewährt ein so seltenes und zugleich so musterhaftes Beyspiel, daß er dem gesammten russischen Publikum bekannter gemacht, und mit der Achtung und Dankbarkeit erhoben zu werden verdient, die ihm gebühren.

Rec. will hier vorerst nur einige der wissenschaftlichen Lehrbücher kurz anzeigen, die in dem vorvorigen und vorigen Jahre auf Kosten der Herren Zosima gedruckt und erschienen sind. Sie haben sämmtlich den hochwürdigen Herrn Erzbischof Eugenius aus Bulgarien zum Verfasser, und sind zunächst aus den Lehrvorträgen entstanden, welche dieser verdienstvolle und gelehrte Vater ehemals seinen Zuhörern in seinen verschiedenen Lehramtern gehalten hatte. Bey allen wird man eine vertraute Bekanntschaft mit der alten griechischen und römischen Literatur und mit den Fortschritten der Neuern in den Wissenschaften und Kenntnissen, welche die Lehrbücher betreffen, ferner eine logisch = richtige Methode,

Deutlichkeit der Darstellung und Erklärung, weise Auswahl mit Hinsicht auf den Grad der wissenschaftlichen Kultur, auf welchem die heutige griechische Nation steht, Gründlichkeit und Reife des Urtheils, und selbst die Eleganz des griechischen Styls, der nach dem Muster der alten Griechen gebildet ist, mit Vergnügen bemerken.

- I. Στοιχεῖα τῆς Μεταφυσικῆς ὑπὸ Εὐγενίᾳ τῷ Βουλγαρέως, διακόνε ἐτι ὄντος, καὶ ἑνιαχῶ σχολαρχῆντος τοῖς αὐτὰ ακρωμένοις πρώην αναπτυσσόμενα. Νῦν δὲ παρὰ τῶν Ζωσιμαδῶν Αυταδελφῶν Ανασασίς, Νικολάου, Ζῶη, καὶ Μιχαήλ τοῖς ὁμογένεσι φιλωλόγοις φιλοτίμῳ δαπανῇ ἐπὶ τῷ διανεμηθῆναι δωρεὰν τύποις ἐκδοθέντα. Ἐπισασία Σπυριδῶνος Βλαντιῆ. Τμῆμα Α'. Ὅπερ ἐστὶν ἡ Οντολογία. Τ. Β'. Κοσμολογία. Τ. Γ'. Ψυχολογία. Ἐνετηῆσιν παρὰ Νικολάῳ Γλυκεῖ τῷ ἐξ Ἰωαννίνων. 1805. 8. (Das ist: Anfangsgründe der Metaphysik, von Eugenius Bulgarus ehemals seinen Zuhörern vorgetragen; jetzt auf Kosten der Gebrüder A. N. S. M. Zosima, um sie unter seine lehrbegierigen Landsleute als Geschenk zu vertheilen, gedruckt unter der Aufsicht von Spyridon Blante. Erster Theil: Ontologie; zweyter Theil: Kosmologie; dritter Theil: Psychologie. Benedetto, 1805. 8.)

Der Verf. theilt die Metaphysik in zwey Haupttheile, deren einer die Sinnenwelt (mundus sensibilis), der andre die Geisterwelt (mundus spiritualis) zu Gegenständen hat. Der erste

Theil bezieht sich a) auf die Dinge an sich (entia per se); b) auf die Erscheinungen der Körperwelt (entia phaenomena); und zerfällt daher in die Ontologie (Wissenschaft von den Dingen überhaupt) und die Kosmologie (Wissenschaft von der Körperwelt). Der zweite Theil bezieht sich a) auf die endlichen und erschaffenen Geister (animae, spiritus); b) auf die Gottheit, ὅσον γε δυνάμει ἢ ἐφικτόν ἐστιν, so weit sie durch die menschliche Vernunft erkannt werden kann; und zerfällt daher in die Psychologie (Wissenschaft von der Seele) und die Theologie. Rec. hat bloß die drey ersten Disciplinen hier vor sich durch ein gütiges Geschenk der Herren Zosima; ob auch die vierte Disciplin (Theologie) von dem Verf. ausgearbeitet und gedruckt ist, weiß er nicht.

Die Hauptquelle, aus welcher der Verf. sein System der Metaphysik geschöpft hat, sind die Schriften des Aristoteles, besonders dessen *Metaphysica* und einige andre Werke desselben verwandten Inhalts. Zur Erläuterung hat er einige Dialogen des Plato, z. B. den *Timæus*, und vorzüglich die ältern griechischen Ausleger des Plato und Aristoteles, z. B. den *Alcinous*, *Alexander Aphrodisiæus*, *Proclus*, *Plotinus* und andre benutzt. Auch *Lucretius de rerum natura* wird angeführt. Von deutschen Philosophen kennt er die Werke *Leibnizens*

und Wolfens und die Compendien von Budäus, Baumeister u. a. Er ist mit ihren Definitionen nicht immer zufrieden, läßt ihnen aber doch hier und da Gerechtigkeit wiederfahren. Die neuere Philosophie der Deutschen, seit Kant, existirte damals wohl noch nicht, da der Verf. dieses Werk schrieb.

Die Metaphysik des Aristoteles ist im Originale ein sehr unzusammenhängendes und verworrenes Werk, und Nec. erinnert hier nur, daß sehr wenige von den Büchern, die man jetzt zur Metaphysik des Aristoteles zählt, wirklich dazu gehören, und daß Aristoteles den größten Theil dessen, was wir jetzt Metaphysik nennen, zur Physik rechnete, und von der Physik bloß die Theologie, unter welcher er auch die Ontologie begriff, absonderte. Den Namen Metaphysik, der zufällig durch die Abschreiber entstand, kannte Aristoteles gar nicht. (S. Commentatt. Soc. Reg. Scient. Gottingensis Vol. XV. p. 104 sq.) Diese neueren Untersuchungen konnten indessen auf die Ansicht und Darstellung des Verf. von der Aristotelischen Metaphysik keinen Einfluß haben, da er hierin der herrschenden Meinung folgte und folgen mußte, auch jene Untersuchungen ihm fremd geblieben sind. In der Kosmologie und Psychologie hatte der Verf. noch ein fruchtbareres Feld zu bearbeiten. Hier hat er die dahin gehörige Werke des Aristoteles *de coelo*, *de anima*,

und die Commentare des Simplicius und Joan. Philoponus, und mehrere neuere Schriften zu Rathe gezogen. Das ganze Werk des Verf. hat das Interesse, daß es eine systematische Übersicht der Metaphysik giebt, wie sich diese Wissenschaft unmittelbar aus den jetzt noch vorhandenen Schriften des Aristoteles und seiner Commentatoren aufstellen, und mit andern abweichenden ältern und neuern Systemen vereinigen läßt. Die Methode des Verf. ist genau so, wie die von Wolf in dessen größern lateinischen Werken über die einzelnen Theile der Philosophie. Für die griechische Jugend aber ist wohl gerade diese Darstellung der Metaphysik zunächst insofern nicht die unzweckmäßigste, da sie sich auf die Werke der beyden Hauptschriftsteller der Griechen über Philosophie, des Aristoteles und Plato, gründet, und also zur Vorbereitung auf das eigene Studium derselben dient.

Moskwa.

Buhle.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Gefühl und Grundsätze.

Eine halbyphilosophische Reflexion.

„Der Mann hat gutes Gefühl, er hat gute Grundsätze,“ beydes hörte ich oft in gleicher Beziehung sagen. Doch meinen der Herren Phi-

Iosophen so viele, daß wäre mehr verschieden als Neigung und Pflicht: das gute Gefühl sey ein natürlich fruchttragender Baum, der keiner andern Pflege bedürfe, als der Natur, die den Saamen ausstreut, und ihn in ihrem Sonnenscheine bis zum Stamme forthilft; der Grundsatz aber wäre ein verständig gepfropfter wilder Stamm, und so veredelt, daß man selbst an der Rinde die alte Natur nicht mehr bemerke; durch Grundsätze werde das natürlich gute Gefühl, das ohne sie schwankt, und nur zu oft im Sturme wilder Leidenschaften scheidert, erst festgehalten. Da muß die Vernunft aus Schlüssen und Urtheilen den sichern Ankertau weben. Aber der Ankergrund, meine Herren, ohne den läßt sich doch nichts anfangen? und den eben, glaube ich, erkennt nur das Gefühl. Ich halte es nun einmal mit diesem, und bin der Meinung, daß es mehr Werth habe, als Grundsätze. Doch zuerst — damit man mich ja nicht zu arg verdamme — eine, wo möglich schulgerechte, Bestimmung dessen, was ich unter gutem Gefühl und Grundsatz verstehe.

Gutes Gefühl nenne ich jenen innern Sinn, jenes Bewußtseyn des verbundenen Empfindens und Denkens, das mit klarer Deutlichkeit eine Handlung als gut oder böse erkennt, und im Menschen wie eine verborgene Gottheit ruht, welche erscheint und ihre Lehre, die das Herz blindlings glaubt, verkündet. Kant behauptet von

diesem Gefühl, daß er ein intellectuelles, ein Gefühl der Achtung für das Sittengesetz nennt, es sey unbegreiflich; und Home sagt:

„Wir haben ein besonderes Gefühl, vermöge dessen wir billigen oder mißbilligen, und dieses Gefühl ist überflüssig hinreichend, uns zu zeigen, was wir thun oder lassen sollen.“

Grundsätze, als aus Vernunftschlüssen hergeleitete Urtheile, bedürfen, wenn sie richtig seyn sollen, eines ersten richtigen Princips, um, auf Handlungen angewandt, diese als gut oder böse zu erkennen und so selbst gut oder böse zu seyn. Grundsätze kann es auch nach allen Regeln des Verstandes geordnet geben; sie können sogar vernünftig und doch schädlich seyn \*), wenn das Axiom, von dem sie ausgingen, dieß ist. Eines reinen Moralprincips bedarf es also durchaus, wenn gute Grundsätze entstehen sollen, und dieses aufzufinden war die Beschäftigung aller Philosophen in allen Zeiten. Welch eine verschiedenartige Menge solcher Principe ist nicht die Ausbeute aller jener Untersuchungen gewesen? in welcher bunten Fassung von mystischen Worten hat man nicht den edlen Juwel verschlossen, den man aufgefunden zu haben glaubte, welche Folie diesem nicht unterschoben? Genes erste Moralprincip nun scheint

---

\*) Nach der kritischen Philosophie: Verstand als Vermögen der Regeln, Vernunft als das der Principe angesehen.

Schreibern dieses — wenn auch ihm erlaubt ist eine Meinung zu haben — kein andres als das gute Gefühl zu seyn, das der Menschennatur angeboren, unveräußerlich angeboren ist. Der Mensch, der es gar nicht mehr hat, wäre sittlich todt, zur Thierheit herabgesunken; doch eben so sehr, als der Lebensstoff der organischen Natur durch Krankheit, so kann die moralische Natur durch Verderbtheit entstellt seyn. Dieß entscheidet aber nichts gegen das moralisch Gute, und dessen in der Seele selbst liegenden Princip.

Ein oberstes Sittengesetz, als ein Vernunftbegriff, als Idee, kann kein Gegenstand in der Natur seyn, es muß in unsrer Seele liegen. Was dieses Sittengesetz selbst aber als gut erkennt, ist nur das moralisch gute Gefühl, und so also die erste Quelle des Guten. Das moralische Gefühl giebt der Vernunft die Anweisung, in welchem reinen Sinne sie ihre ersten Grundwahrheiten zum Gesetzbuche für die Menschheit auffuchen soll; es prüft die vom Verstande aufgestellten Regeln mit der Vernunft gemeinschaftlich. Wenn man das gute Gefühl nur Anlage für das Sittengesetz der Vernunft nennt, so drückt dieß dessen ursprüngliche Gewißheit in uns nicht aus; doch selbst Anlage ist nothwendige Bedingung eines Werdens; sie muß diesem als erster Grund vorangehen, und zu dem Tempel, den die Natur in unsrer Seele, als würdig die Gottheit selbst aufzunehmen, erbauen

will, ist das gute Gefühl allein der Boden, auf dem er steht.

Grundsätze, als Urtheile aus Vernunftschlüssen hergeleitet, müssen, um gut zu seyn, in dem Gefühl die innere Quelle haben, welche dann die Vernunft erst zum Lebensborn ans Tageslicht fördert; Grundsatz als erstes Princip im andern Sinne genommen aber würde vom innern guten Gefühl eben daher nicht getrennt seyn. Wo das innere gute Gefühl sich regsam in thätigen Handlungen fortäußert, da, sagt man, sey ein gutes Herz vorhanden, und die Erfahrung, die man wohl schwerlich ableugnen kann, beweist, daß es genug sey, ein gutes Herz zu haben, um gut zu handeln. Dergleichen Handlungen nun nennen die Herren Philosophen legale aber nicht moralische, weil ihnen das Verdienstliche der aus Pflicht bekämpften Neigung abgeht, und der Mensch, der bey dem bösesten Herzen (wenn das möglich seyn sollte) aus bloßer Pflicht gut handelt, ist der vollkommenste. Ein Triumph der Eitelkeit der Menschheit mag er wohl seyn, der Gedanke dieser Alchemie des Guten, das nicht wie gediegenes Gold im Schooß der reinen Natur gefunden, sondern erst geschaffen wird; göttlicher aber ist die Tugend des Gefühls. Ein göttliches, von aller Sinnlichkeit losgebundenes, Wesen kann keine durch die Sinnlichkeit dem Guten widerstrebende Neigung haben. Weil es keine bösen Triebe hat, so ist das

vollkommen Gute in ihm ungetrübt; es hat keine Pflicht, weil es diese keiner Neigung entgegenzusetzen hat, und kann nicht anders als gut handeln. Der Mensch also, dessen innere Göttlichkeit sich dadurch beurfundet, daß in ihm ein Grad jener überirdischen Vollkommenheit sich darstellt, steht, meines Erachtens, schon daher höher, viel höher, als derjenige, der seinen Antheil von Thierheit erst unablässig bekämpfen muß, und erst nach vieler Mühe durch die Zügel der Pflicht besiegen kann. Das Verdienstliche, daß er, indem er gut handelt, leidet, ist wie das eines Soldaten, der erst, nachdem er selbst verwundet worden, den Feind besiegt; wer diesen aber auch ohne Verwundung schlägt, ist ein guter und dabey noch glücklicher Soldat. Dieses Bild stehe deshalb so da, weil die kritische Philosophie selbst denjenigen, der aus gutem Herzen gut handelt, einen Freywilligen im Dienste der Moral nennt, der die Disciplin der Vernunft nicht nöthig hat.

Das gute Gefühl in uns ist etwas Göttliches und ist als angestammtes Erbtheil des Himmels unveräußerlich. Grundsätze können, wenn nicht eben der innere überirdische Sinn sie mit seinem untrüglichen Blicke prüft, erschüttert werden, wie die Erfahrung so oft lehrt. Das gute Gefühl zu vernichten ist schwerer, weil es gleichsam die Seele der Seele selbst ist. Und, wenn die Frage nicht von Systemen, sondern von praktischen

Lebenswahrheiten gilt: haben die Grundsätze nicht gegen die sinnlichen Neigungen einen schwerern Kampf zu bestehen, als das innere gute Gefühl? muß dieses nicht fast immer sich erst auf die Seite der moralischen Regeln des Verstandes neigen, wenn letztere siegen sollen? Warum soll der Mensch die errungene Palme seiner Menschheit höher achten, als die Blüthe seiner Göttlichkeit? Zum moralisch Guten führen die Grundsätze (wie die Philosophen sie lehren) auf einem langen Landwege durch Klippen und über Berge und Thäler, durch Wüsteneyen und dunkle Wälder; das Gefühl gelangt auf offener, freyer, wogender See, von Wellen geschaukelt, schneller dahin. Dort sind die Philosophen Führer, und ihre Systeme die Kamele, die den Wassererschlauch zur Reise in sich und auf sich tragen; hier schwellt Natur die Segel, und ein Gott in uns regiert das Steuer. Wohlan! wenn nur die Fahrt gelingt; am Ziele fallen sich die Wanderer doch alle gerührt in die Arme, und jedem klopft in der Brust in diesem Gefühl ein gutes Herz.

U. Freyh. v. Schlippenbach.

---

Anonymes Schreiben einer Dame an den Redakteur.

Verzeihung mir, dem Weibe, daß ich es wage, vor Ihnen, als einem Gelehrten, schriftlich zu

erscheinen; noch mehr, daß ich mit Ihnen hadere und auf Sie schmolle. Ich kann nicht anders, und ich habe sogar ein Hilfskorps rüstiger Freundinnen im Hinterhalt, falls meine Bitte bey Ihnen keinen Eingang finden sollte.

Alle Sonnabend bringt der Postillon meinem Mann Ihre Wöchentlichen Unterhaltungen. So oft ich den Titel des Blatts ansah, fiel mir immer der „Liebhaber“ sehr stark in die Augen. Ist es nicht grausam, wenigstens — darf ich es sagen? — ungalant von Ihnen, uns so unbeachtet zu lassen? Es giebt der Liebhaberinnen deutscher Lektüre in Rußland in Menge. Sie machen es in der That mit uns ganz nach Art unsrer jungen Herren in großen Gesellschaften. Wenn wir einmal in die Endenkammer nach Stand und Würden einquartirt sind, um die gehörnte Luna abzubilden, so müssen wir armen Weiber zu unserm Verdrusse sehen, wie einer nach dem andern sich in das Vorzimmer zu seinem Pfeifchen schleicht und uns mit dem Rücken ansieht. Doch — Sie werden mir entgegen: Sie hätten unter jenem Worte auch uns gemeint, weil sich so leicht kein Wort auffinden ließ, das beyde Geschlechter der deutschen Lesewelt in Rußland umfaßte. Allein darin muß ich Ihnen geradezu widersprechen. Vermöge der von der schwachen Ur-Altn-Mutter uns angestammten Neugierde — denn Wißbegierde werden es die gestrengen Herren doch nicht nennen

lassen? — gucke ich jedesmal in Ihr Blatt, in der Hoffnung, etwas Interessantes für uns verlassene Weiber darin anzutreffen. Allein, verzeihen Sie mir, Sie, dessen Talent zur Unterhaltung wir immer so sehr zu schätzen wissen, sind gerade hier mit Ihren Spenden für uns so äußerst genau. Lange philosophische Untersuchungen, streng gelehrte Kritiken, Sammlungen altmodischer Wörter, griechische Übersetzungen u. dgl. wollen einmal unserm Geschmack nicht behagen, und selbst nicht alle Herren werden darin Unterhaltung finden; ja ich kann Ihnen nicht bergen, daß ich angstvoll zurückschauderte, als ich neulich einen Bogen mit einer Menge Kreuze und andrer geheimnißvollen Striche und lateinischen Buchstaben angefüllt sah.

Genug, da ich sehe, daß Sie sich uns nicht nahen, so fasse ich ein Herz, trete aus dem halben Mond in unsrer abgeschiedenen Endenkammer in Ihren beredteren Kreis, und bitte Sie, sich so weit herabzustimmen, daß wir Weiber an Ihrer Unterhaltung Theil nehmen können. Oder wenn Sie glauben, der eigentlich gelehrten Unterhaltung eine besondere Session widmen zu müssen, so schenken Sie mit Ihrer Gesellschaft uns ebenfalls ein Stündchen leichter Unterhaltung. Widmen Sie, wenn Sie schon am Montage Ihren gelehrten Lesern einen Bogen zum Besten geben, uns am Donnerstage auch einen Bogen zu unsrer Erbauung.

Sie werden sich uns dadurch eben so sehr verbindlich machen, wie Sie sich durch Ihr Blatt die Herren Gelehrten verbindlich gemacht haben, indem Sie nicht nur unsre häuslichen Mußestunden angenehm ausfüllen, sondern auch mehr Stoff zu unsrer geselligen Unterhaltung geben werden. Ich sehe ja so oft, wie sich die Gesichter der Herren von uns abwenden, wenn wir die Session um die Theemaschine mit Wetterbemerkungen eröffnen; wie sie lang und immer länger werden, wenn wir dann zu politisiren anfangen, und wie sie sich manchmal krampfartig verziehen, wenn wir nothgedrungen zuletzt unsre Stadt- und Landneuigkeiten der Reihe nach abhandeln. Das eine Thema ist ihnen zu sehr abgedroschen, zur Ausführung des andern trauen sie uns nicht genug statistische Kenntnisse zu, und bey dem dritten halten sie unsre Kritiken für zu scharf. Dieserwegen wird die Unterhaltung niemals allgemein.

Nehmen Sie uns, ich bitte, in Ihren Schutz; geben Sie uns Stoff zur allgemeinen geselligen Unterhaltung. Sie haben, als Gelehrter in der Hauptstadt, dazu die besten Mittel in Händen. Die auswärtigen Zeitungen und die Zeitschriften, welche für unsre Sphäre sind, haben jetzt einen so hohen Preis, daß wir unsern Männern nicht zumuthen können, sie uns anzuschaffen. Sie lesen sie gewiß und können sie mit leichterem Mühe erhalten, als wir. Theilen Sie uns Auszüge daraus mit. Fordern Sie unsre junge Welt zum Beytrage leichter Aufsätze auf und geben Sie uns dann noch ein Novitätenblättchen aus Mitau, so sind wir ganz gut versorgt, und haben unser Theil, so wie die Herren Gelehrten das ihrige. Ich sollte glauben, Ihr Herr Verleger werde dabey nicht zu kurz kommen, denn da wir, mit Gunst unsrer Ge-

bieter, doch noch immer eine kleine Nebenkasse anzulegen wissen, über die wir uns die Disposition nicht nehmen lassen, so werden wir auch gerne das Unrige dafür beitragen.

Ob und wie weit mein Vorschlag und meine Bitte bey Ihnen Eingang gefunden habe, darüber wünsche ich Ihre Erklärung in Ihrem Blatte zu finden. Ich habe meinen Wunsch jetzt verlautbaret — er ist so groß, wie die Achtung, mit der ich 2c. 2c. 2c.

Mariane B.....

Antwort des Redakteurs. — Mit Vergnügen wird der Red. den Wunsch seiner unbekanntten Korrespondentin erfüllen, wenn Sie selbst zur Mittheilung von Aufsätzen leichterer Gattung die Hand bieten will. Daß Sie vor andern mit allen Erfordernissen dazu ausgestattet ist, beweist der vorstehende Brief. Vielleicht würden auch einige Ihrer Freundinnen zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes beitragen. Der Vorschlag jedoch, jede Woche ein besonderes Blatt dem schönen Geschlechte allein zu widmen, dürfte sich, selbst wenn es nicht an Materialien fehlen sollte, schwer ausführen lassen. Dazu ist unser lesendes Publikum immer noch zu klein. Ubrigens darf der Red. fest behaupten, daß mehr als ein Drittheil der bisher gelieferten Aufsätze schon zu der Klasse gehören, die jedes gebildete Frauenzimmer, ohne dabey Langeweile zu fühlen, lesen kann. Wer sich die Mühe nehmen will, nur die Inhaltsanzeige des ersten des besten Bandes zu durchlaufen, wird davon bald überzeugt seyn. Auszüge aus fremden Zeitschriften sollen, sobald diese nur wieder zu uns gelangen, so wie es in den ersten Jahrgängen bereits geschehen ist, geliefert werden; aber zu einer Novitätenstaffette kann der Red., und wenn er sich dadurch auch die Gunst des ganzen schönen Geschlechts zu erwerben wüßte, sein Blatt unmöglich hergeben. —

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

---

No. 37. Mitau, den 16. September 1807.

---

Etwas über vergleichende Beurtheilung  
in der schönen Kunst überhaupt, und Pa-  
rallelen zwischen einigen Dichtern  
und Musikern insbesondere.

Warum ich so gerne in der Unschuldswelt der  
Kinder verweile, und mich sowohl in Gedanken,  
als in der Wirklichkeit gern in dieselbe zurück ver-  
setze? — Eben darum, weil sie eine Unschuldswelt  
ist, und weil nur der den Himmel, das Pa-  
radies, das goldene Zeitalter für sich hervorzaubern  
kann, der die Unschuldswelt in sich hervorrief. Wer  
mit dem Zauberstabe der Unschuld die Welt be-  
rührt, wird keiner Theodice bedürfen. — Aber  
auch darum zieht mich die Kinderwelt an, weil sie  
den vollständigen Keim enthält von der Welt der  
Erwachsenen. So ist die Geschichte Adams und  
seiner Familie die Geschichte der Menschheit. Der  
Kain ist des Menschenpaares ältester Sohn; von

ihm entspringen die Kinder der Menschen, die in kurzer Zeit so zahlreich werden, daß die Söhne Gottes unter ihnen nur einzeln stehen, wie Obstbäume im Walde. Interessant ist es, den Ursprung des Bösen und des Guten bis auf den ersten Keim zu verfolgen, und im Kinde zu entdecken, welches von jenen dereinst im Manne überwiegen werde. Bis zu dem Punkte, wo die Knospe aufbricht, wo der Mensch seine Hand nach dem Baume des Erkenntnisses ausstreckt, d. h., wo sein moralisches Bewußtseyn erwacht, spielt der Mensch; und in ihm spielen alle Anlagen und Kräfte, es hallt der Akkord, den die Natur in ihm ausgedrückt hat, wie die Saiten der Aeolsharfe, rein oder unrein, je nachdem ihre Stimmung ist, stärker oder schwächer, je nachdem der Zug des Windes ist. Ist der Mensch erwacht, und erhält Kenntniß vom Generalbasse des Lebens, d. h. von der Moral, so sucht er sich selbst so rein, als möglich, zu stimmen, und das gelingt ihm auch mehr oder weniger, und ein ursprünglich unreines Instrument kann sehr an Harmonie gewinnen, ein reines daran verlieren — vermöge der äußeren Temperatur, der es ausgesetzt ist. Kälte und Hitze, Feuchtigkeit und Dürre, wirken so auf den Zusammenklang der körperlichen Funktionen, wie Glück und Unglück, Liebe und Haß auf den Geist wirken; Höhe und Tiefe wirket auf das eine wie auf das andere. Dabey noch die auffallende Ähnlich-

keit, daß, wie die Töne eines Instruments harmonischer klingen in der Entfernung, sich gleichsam baden, wenn sie einen großen Theil des flüssigen Mediums, der Luft, durchlaufen — daß eben so die Handlungen der Menschen, aus örtlicher oder vorzüglich aus zeitlicher Entfernung betrachtet, reiner, harmonischer erscheinen; so wie die bläuliche Luft die grellen Farben entfernter Gegenstände verwischt. So sind Millionen von Niederträchtigkeiten einzelner Athener und des Athenervolkes im Strome der Zeiten verschwunden; die Geschichte dieses Dichtervolkes ist dem dichterischen Zeitalter näher getreten, und wird bestrahlt vom Glanze desselben. Dieß Völkchen würde sonst vielleicht manchem weniger liebenswürdig erscheinen. Mag das immer seyn! es ist eine der wohlthätigsten Einrichtungen der Natur. Nur die Mittagsgluth der Gegenwart ist drückend; erfrischend war das Morgenroth, und die sanfte Abendröthe wartet unser und verheißt uns Kühle. — So viel als Vorrede. Jetzt zum Übergang.

In dieser Kinderwelt habe ich unter andern auch schon den Disputirgeist, die Sucht der Rechthaberey und die Unendlichkeit der Wünsche entdeckt, besonders unter Knaben; welches alles sich denn auch in dieser spielenden Welt eben so albern ankündigt, als in der ernstern der Erwachsenen. „Ich wollte, daß ich hundert Thaler hätte,“ fängt ein Knabe an; „ich wollte, ich hätte tausend,“

fährt der andere fort; und so gehts in Hunderttausenden und Tausend mal Tausenden weiter, bis — der Athem ausbleibt. So streckt der Habstüchtige seine Hände so lange aus, bis der Tod sie ihm faltet. Ich höre Knaben streiten, der eine findet die Rose, der andere das Beilichen schöner, und jeder verflucht die Schönheit seiner Schönsten, wie Donquixote die Unschuld seiner Dulcinea; dem einen schmeckt die Erd-, dem andern die Himbeere besser; der knackt lieber eine Haselnuß, jener läßt lieber eine saftige volle Herzkirsche auf der Zunge zerfließen; dieser hält seinen schwächtigen Windhund, jener den närrischen Pudel, ein dritter den mächtigen Bullenbeißer für die Krone des Hundegeschlechtes. Sind sie nun gerade nicht mit Knacken der Nüsse, mit Pflücken der Beeren beschäftigt, so kommts von Einwendungen zu Widersprüchen, von Widersprüchen zu Unzänglichkeiten und Vorwürfen, von diesen zu Schimpfnamen, und endlich liegen sie sich gar in den Haaren. Hätte der Pudel oder der Windhund Menschenverstand, gewiß er müßte herzlich lachen, seinen Vorzug also vertheidigt zu sehen. — Dergleichen Scenen bietet die Geschichte der Philosophie und Religion in Menge dar, nur daß hier das Ende oft tragischer und blutiger war. Nun zur Anwendung auf unser Thema!

So wird auch über Künstler und Kunstprodukte oft ein lächerlicher Streit geführt. Es giebt Men-

schen, die, statt zu schaffen und zu genießen, lieber streiten und zerstören. Die nicht, wie die Ritter weiland, alle Schönen leben lassen und ihnen fröhnen, nur die Ihre als Königin verfechten; — sondern durch Ermordung der übrigen der Einzigen den Preis der Schönheit sichern wollen, — und nicht bedenken, daß sie eben dadurch ein entehrendes Mißtrauen verrathen; denn nicht Gewalt der Waffen, die Allgewalt der einzelnen Reize muß der Schönheit den Sieg verschaffen.

Das Gebiet der schönen Kunst ist ein großer Blumengarten, in viele Felder getheilt. Diese Blume wächst auf leichtem, jene auf schwerem Boden; diese auf der Höhe, jene in der Niedrigung. Eine andere findest du im Wasser, eine andere am Ufer, eine andere im Schatten des Haines. Wie der Hederich unter der Gerste zehnfach gedeiht, so liebt diese Blume die Nachbarschaft der einen, die der anderen flieht sie. Jene blüht in früher Morgenstunde, diese am Mittage, die dritte haucht ihren Balsam in die Kühle des Abends. — So wandele denn in dieser Blumenflur, wie Haller; gieb dich ganz dem angenehmen Sinnenreize hin; bewundere die Schöpferkraft der Natur, bis sie auch in dir rege wird, und singe dann wie Haller:

Durchsucht das bunte Reich  
Der schönengeschmückten Kräuter,  
Ihr werdet alles schön

Und doch verschieden finden,  
 Und den zu reichen Schatz  
 Stets graben, nie ergründen.

Ist dir der Sinn fürs Unendliche verliehen, so trifft  
 denn auch von dir ein, was derselbe Dichter sagt:

Du suchst in der Natur  
 Vom Unvergänglichlichen  
 Die aufgedrückte Spur.

Wer Ohren hat zu hören, der höre! würde ich mit  
 der Bibel sagen. Hierauf antwortete mir vielleicht  
 jemand mit den homerischen Worten:

— — — dem Erkennenden sagest du solches!

Das Bild (führe er vielleicht fort), welches du  
 brauchest, ist mehr als Bild, es ist Symbol,  
 eines und dasselbe mit der angedeuteten Sache,  
 nur in einer niederern Sphäre, oder Potenz. Die  
 Blumenflur ist in der Pflanzenwelt ganz dasselbe,  
 was die Reihe der schönen Kunstprodukte in der  
 Entwicklung des Menschengesistes ist. Jedes  
 von diesen (sobald es nur wirklich Kunstprodukt  
 ist, vom poetischen Geiste gezeugt, nicht fabricirt  
 vom gemeinen Menschenverstande) — jedes ist für  
 sich selbst da, in sich vollkommen und vollendet,  
 und muß auf diese Weise betrachtet und gewürdigt  
 werden. Es ist Thorheit, zwey Dichter und zwey  
 verschiedene Werke desselben Dichters, eine Tragö-  
 die z. B. und einen Roman, zusammenzuhalten,  
 und wenn das eine zu einer sogenannten höheren

Gattung gehört, meiner gegenwärtigen lustigen oder traurigen, erhabenen oder niederen Stimmung mehr zusagt, oder überhaupt meinem individuellen Charakter mehr entspricht; Thorheit ist es, sage ich, daß eine d. Zwegen für schön, das andere für schlecht oder doch für niedriger zu achten. — In- dessen ich behalte jenes Bild bey, und schließe daraus weiter: diese Bildungen sind, wie jene natürliche Produktionen, gewissen allgemeinen Gesetzen unterworfen, sie entstehen nur unter gewissen Bedingungen der Umstände, der Zeit und des Ortes; es theilen sich diese eben so in gewisse Klassen und Ordnungen; es giebt Arten und Abarten, wie dort; es wiederholen sich gewisse Formen eben so regelmäsig. Wenn wir nun einen Verstand, um nicht zu sagen einen Geist (der das Bildungsvermögen, Phantasie, Einbildungskraft in sich einschließt, ein Vermögen, das man, weil Kant es zu spärlich besaß, und spätere Philosophen es zu reichlich besitzen, gern ausreißen möchte aus allen Menschenköpfen) — wenn man, sage ich, einen Verstand, wie Linné, achtet, der, als Registrateur der Natur, jene Klassen und Ordnungen zu bestimmen, jene Formen zu vergleichen, zu unterscheiden strebt, der eine Wissenschaft der Pflanzenbildung sucht; — wenn man diesen achtet, warum soll man nicht denjenigen achten, der eben dieses in Hinsicht auf die Bildungen der schönen Kunst zu thun bemüht ist, und zwar um so viel

höher achten, als sein Geschäft höher und schwieriger ist? In der That, wer selbst nicht Dichter seyn kann, scheint mir nichts Verdienstlicheres unternehmen zu können, als das Gesetz und die Ordnung zu bestimmen, nach welchen Kunstgattungen und Arten, Künstler und einzelne Kunstwerke betrachtet werden müssen; entweder wie der göttliche Winkelmann, wiederum im Einzelnen, oder als Kunstphilosoph im Allgemeinen. Jener Name selbst, für den du so viele Achtung hast, spricht hier mehr aus, als ich in einer langen Rede zu sagen vermöchte. Außerdem ist es billig, einem Künstler, der sich selbst, oder dem ein Anderer einen zu hohen oder zu niedern Platz anweist, die Stelle anzuzeigen, die ihm gebührt.

Sehr wohlgesprochen, mein lieber Freund, erwiedere ich, bey so liberaler Denkungsart muß es unfehlbar zwischen uns zum Einverständnis kommen. Den letzten Punkt nur möchte ich so fassen, daß eine solche Zurechtweisung zwar nicht unbillig, aber eben nicht nothwendig sey. Siehst du, wie hier der Hederich üppig blühet und die Gerste fast zu ersticken droht? Fürchte nicht! bald erhebt diese ihr Haupt, blüht, setzt die vollen Ähren an, und jener muß ihr unterliegen. So in der Kunst. Jedes wird das, und so viel, als es innere Kraft hat, den äußern Gegendruck zu überwinden. Und dann hebe ich jene Worte aus deiner Rede heraus; „wer selbst nicht Dichter seyn kann.“

Es liegt viel, vielleicht alles darin, was ich noch über diesen Gegenstand zu sagen habe. Winkelmann? man darf nur seine Beschreibung des Apolls von Belvedere gelesen haben, um zu wissen — nicht daß er Dichter seyn konnte, sondern, daß er es war, wie vielleicht wenige seines Jahrhunderts. Der Meißel, der Pinsel macht so wenig zum Bildner, zum Maler, als der Vers zum Dichter. Wer Dichter und Philosoph in so hohem Grade ist, als Winkelmann; bey wem dichterische, schöpferische Kraft (Phantasie) und philosophisches, disponirendes Vermögen (Verstand) so harmonisch sich vermählen, so im Gleichgewichte stehen, wie bey Winkelmann; bey wem nicht das eine oder andere überwiegt, wie bey Herder oder Kant, der steht auf der höchsten Staffel menschlicher Vollkommenheit. So vereinigt sich im vatikanischen Apollo die Weichheit des Bacchus und die Festigkeit des Mars, und es steht das Ideal männlicher Schönheit vor uns, das, als höheres Ideal, hermaphroditischer Natur ist. — Gehet aber dem Beurtheiler der Kunstwerke das poetische Vermögen ab; nun dann bescheide er sich zu seyn, was er ist, Disponent eines Vermögens, das ihm nicht gehört; Ausleger einer Schrift, die er nicht versteht. Er bedenke, daß der Dichter (oder Philosoph im höhern Sinne) der Dolmetscher der Gottheit, er selbst aber nur der Dolmetscher des Dichters ist, und ein Geschäft verrichtet, das dieser

besser als er verrichten könnte, und nur darum unterläßt, weil er einen höhern Beruf in sich fühlt.

Wahr ist es indeß, man kann Vergleichen anstellen zwischen verschiedenen Epochen der Kunst, zwischen einzelnen Künstlern derselben, ja sogar verschiedener Kunstgattungen; denn die Gesetze der Entwicklungen sind, dem Wesen nach, im Ganzen und im Einzelnen dieselben. Das Fortschreiten der Künste ist harmonisch, sie gehen alle Hand in Hand. So hatte z. B. die Musik der Alten gerade die Natur, welche dem Zustande der Poesie und der übrigen Künste entsprach. So ist kein großer Musiker, dem nicht ein großer Dichter, Maler, Bildhauer u. s. w. gegenüber zu stellen wäre. Denn die Verschiedenheiten des Styls sind in allen Künsten dieselben. Michel Angelo ist der Sebastian Bach, sie schreiben beyde im erhabenen Style. Wie jener das Nothwendige, Mathematische seiner Kunst ergründete, Osteologie studierte, und an Wahrheit der Zeichnung alle übertraf; so hat Bach, den nothwendigen, mathematischen Theil seiner Kunst, die Harmonie, erschöpft. Wie Raphael in seinen Werken Erhabenheit mit Anmuth vermählt, und dem Ideale sich nähert, Vortrefflichkeit der Zeichnung und des Kolorits vereinigt, und mit Freyheit schafft; so ist Mozart ebenso groß in seinen Harmonien als reich und gefällig in der Melodie. Nun folgt der anmuthige Styl, in welchem Titian malte, der schon die Wahrheit

der Zeichnung verläßt und durch das Zufällige, das Kolorit, sich auszeichnet; worauf dann immer mehr in Nebendingen die Künstler ihren Vorzug suchen, weil sie das Idealische doch weder erreichen, noch übertreffen können; und so sinkt allmählig der gute Geschmack. Eben so in der Musik. Schon Haid'n ist mehr anmuthig, gefällig, als groß und idealisch, und die Reihe der Komponisten, die jetzt dazu beytragen, die Kunst zu einem lieblichen, süßstängelnden Mädchen herabzuwürdigen und den Geschmack des Publikums zu verderben — ich mag sie nicht anführen. —

Parallelen dieser Art findet man darum selten, weil es schwer ist, sich von der Natur und der Geschichte mehrerer Künste zugleich Kenntniß zu erwerben; — aber sie sind nicht nur äußerst vergnüglich, sondern sie werfen auch ein helles Licht auf die Kunstlehre überhaupt.

Jede Demonstration soll mit einer Definition anfangen und schließen. Eben so soll denn auch diese bildliche Darstellung, wie sie mit einem Bilde anfang, mit einem dergleichen endigen.

E. Ch. Trautvetter.

(Der Beschluß folgt.)

Haben die Gewächse Sinne?

Sinne, sagt der berühmte Naturforscher Fabricius in seinen Resultaten naturhistorischer

Vorlesungen, können wir den Gewächsen wohl kaum absprechen, ob wir sie gleich nicht völlig zu beweisen und zu bestimmen im Stande sind. Die Gewächse sind von uns und unsern Einrichtungen so verschieden, daß wir nicht mit völliger Gewißheit über ihre Empfindungen und über den Nutzen mancher Theile, die wir bey ihnen antreffen, urtheilen können. Die obern Sinne, Gesicht und Gehör, die auf eine unmittelbare Verbindung der Nerven mit dem Gehirne sich gründen, können sie nicht haben, so wie auch die Gewächse keinen Laut von sich geben; denn das Rauschen der Blätter kann nicht in Betracht kommen, da es durch eine bloße äußere Kraft bewirkt wird. Die andern Sinne im Gegentheil, die nur von dem besondern Gefühle der Nerven eines jeden abgesonderten Theiles abzuhängen scheinen, sind mir bey den Gewächsen sehr deutlich, ob sie gleich vielleicht dunkler als bey den Thieren seyn dürften. Der Sinn des Gefühls scheint mit der organischen Struktur verbunden zu seyn, und ist durch ihre Krankheiten und den darauf folgenden Tod deutlich. Der Sinn des Geschmacks, der bey allen Thieren mit dem Zusichnehmen der Nahrung so innig verbunden ist, scheint mir gleichfalls bey den Gewächsen keinem Zweifel unterworfen zu seyn. Hierauf gründet sich die Auswahl, welche auch die Gewächse in Ansehung der Theile machen, die sie zu ihrer Nahrung brauchen. Sie wissen sie zu

unterscheiden, sie leiden, wenn sie Theile genießen, die nicht für sie bestimmt sind, und beydes scheint mir eine Art des Geschmacks, oder eine Empfindung der Theile anzuzeigen, die ihnen dienlich oder schädlich sind. Den Sinn des Geruches, welcher eben so ausgebreitet zu seyn scheint, als der Sinn des Geschmacks, möchte ich den Gewächsen auch nicht ganz absprechen. Er ist bey den Thieren mit dem Athemholen oder mit dem Einziehen der Luft vereinigt, und ich bin geneigt, auch dieses bey den Gewächsen anzunehmen, oder daß sie, wie die Thiere, die in der Luft befindlichen Theile durch die Nerven der zum Umlauf der Luft bestimmten Spiralgefäße untersuchen. Der Geruch, den so viele Gewächse, besonders während der Zeit der Blüthe, verbreiten, scheint dieß vorzüglich zu bestätigen. Er muß doch auch für sie einigen Nutzen haben, oder ihnen Gefühle mittheilen, die wir mit dem Namen des Geruches belegen.

---

Berichtigung der berichtigen Anzeig  
in Nr. 33. der W. U.

Der Herr Verfasser gesteht zu, daß die Gestrindener nicht nur Sabäer, sondern zuweilen auch Sabier, und die Johannischristen nicht nur Sabier, sondern auch Sabäer genannt würden. Es fragt sich nun, welches ist der rechte

Name? Kleuker in seinem Anhang zum Zend-Avesta (Erster Band, zweyte Abtheilung, S. 14) führt in der Note ein Urtheil von Hyde und Pokock an, das sich mit folgenden Worten anfängt: „Die Sekte der Sabäer, oder besser Sabier (er redet nämlich von dem Gestirndienst), ist sehr berühmt bey den arabischen Schriftstellern“ u. s. w. Bald darauf leitet er, mit andern, den Ursprung dieses Eigennamens von dem hebräischen Saba oder Zaba (davon Zebaoth) das Heer ab. Man sieht aber, wie gesucht diese Ableitung für einen Namen ist, der sich zunächst aus Persien herschreibt. Die beste hat schon Bochart (in seinem Phaleg und Canaan S. 114) gegeben, nach der die Feuer- und Sonnenanbeter (Sabier) in Persien und Arabien den Namen von ihrem Gott Sabis, dessen bereits Plinius (XII. 14) und Theophrast (hist. plant. IX. c. 14) und zwar letzterer mit der Erklärung erwähnt, daß er die Sonne bezeichne; die Sabier oder Johannesjünger aber den ihrigen von der Stadt Saba in Arabien haben. Es glaubte also diese Schreibarten, ob sie gleich nicht allgemein sind, doch für die richtigen halten zu dürfen

d. Recensent.

---

## A n e k d o t e n.

Als der berühmte Tonkünstler Rameau auf dem Sterbebette lag, drängten sich mehrere Geistliche zu ihm, in der Absicht, ihn zum Übergange nach jener Welt vorzubereiten. Unter andern erschien auch der Pfarrer von St. Eustache. Rameau hörte ihn lange geduldig an, endlich aber rief er unwillig aus: was Teufel wollen Sie mir da vorsingen, Herr Pfarrer? Jeder Ton, den Sie angeben, ist ja falsch. —

Hogarth wünschte das Bildniß des berühmten Romandichters Fielding zu haben, um es in Kupfer gestochen dessen Werken vorsetzen zu können. Da aber letzterer gestorben war, ohne je einem Maler geessen zu haben, so befand sich Hogarth in einiger Verlegenheit. Dieß erfuhr Garrik, der Fielding sehr genau gekannt und mit ihm sehr vertraut gelebt hatte. Er trat daher eines Tages mit so täuschend hervorgebrachter Ähnlichkeit von Fieldings Gesichtszügen seinem Freunde Hogarth unter die Augen, daß dieser sich darüber entsetzte und bennah in Ohnmacht gefallen wäre. Sobald er sich erholt hatte, zeichnete er Garriks Physionomie und ließ das Bild stechen. Es ist dasselbe, welches vor der ersten englischen Ausgabe von Fieldings Werken steht, und diesem letztern so vollkommen gleich sieht.

---

## Die Kunst als Mutter.

Sie denkt an ihr Kind, wo sie nur geht und steht,  
 Das Kreisen ward bey ihr zur — Virtuosität,  
 Die Mutterpflicht zum — Kunstgefühl,  
 Und ach! die Kunst, die arme Kunst — steril.

Broße.

---

## Pädagogischer Rath.

Du klagst, dein Sohn, noch jung und klein,  
 Soll schon gar böß und beißig seyn: —  
 Schlag' doch das Rauforgan ihm ein.

---

## Der Liebhaber der hohen Jagd.

Zerstören will er, was er selbst gemacht,  
 Drum geht er auf die Elendsjagd.

\*\*

---

## Der reuige Schwelger.

Stag ist der Neue nah', ich wette!  
 Er scheu't der Sonne Angesicht;  
 Denn warum ging' er sonst zu Bette  
 Nur wenn der Tag anbricht? —

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

No. 38. Mitau, den 23. September 1807.

## L i t e r a t u r.

Kristīgas Mahzibas Grammata, sarak-  
stīta no Ernesta Daniela Bursy, Me-  
schamuischa Mahzitaja. (Lehrbuch der  
christlichen Religion, von Dan. Bursy,  
Predigern zu Grenzhof.) Mitau, 1807,  
bey Steffenhagen und Sohn. 64 S. 8.

Der Herr Verfasser liefert hier, in einer um-  
gearbeiteten Gestalt, seinen frühern, rühmlichst be-  
kannten, lettischen Katechismus. (Wehrnu mah-  
ziba, 1793.) Der Inhalt, so wie die Form, sind  
im Ganzen beybehalten, nur ist in dieser Auf-  
lage vieles erweitert, ausführlicher entwickelt und  
das Ganze, was vorher nicht der Fall war, in  
Kapitel getheilt, die unter sich in sehr gutem und  
natürlichem Zusammenhange gesetzt sind. Das  
Büchelchen besteht aus 201 Fragen und eben so  
vielen deutlichen und möglichst kurzen Antworten,

die jede mit einem, zwey, auch drey, sehr sorgfältig gewählten, passenden biblischen Sprüchen belegt werden. Den Beschluß machen die sechs Hauptstücke des kleinen lutherischen Katechismus, ohne alle Erklärungen, Fragen und Antworten, wie man sie eigentlich bey jedem Exemplar unseres neuen lettischen Gesangbuches beybinden sollte, um es unsern Letten, die Gesangbuch und Katechismus als unzertrennlich ansehen, und in dem Mangel des letztern in dem neuen Gesangbuche eine große Lücke entdeckt zu haben glauben, annehmlicher zu machen. Durch einen Schreib- oder Druckfehler trägt das achte Kapitel die Überschrift des siebenten.

— t —

---

Etwas über den Aufsatz des Herrn Superintendentens Maczewski in Nr. 28. der W. U. d. J. und der dazu gehörigen Beylage.

Mit Übergehung aller Nebensachen will ich hier nur die Hauptsachen berücksichtigen. Nur so viel über die Äußerungen des Herrn Superintendentens M—i, das Motto zu seinem Aufsätze in Nr. 7. der W. U. d. J., betreffend. Ich spreche nicht über den Dichter ab, sondern über die zum Motto gewählte Stelle. Daß ich Recht habe,

sieht jeder Kunstkenner, der sehen will. Ob ich übrigens zu Urtheilen, gleichviel ob absprechenden, oder beyfälligen, über Werke der Kunst berechtigt sey, will ich gern dem Publikum zur Entscheidung überlassen. Ich verliere dabey auf keinen Fall; auch bedarf es hier kaum der Anführung, daß sachkundige Redakteure literarisch-kritischer Journale meine in dieses Fach einschlagende Kritiken nicht übel fanden. Gern aber unterwerfe ich mich dem Urtheile des sachkundigen Publikums, ob es, wie viele mich dessen versichern, mit meinen Urtheilen zufrieden ist, und ob es insbesondere auch auf das Lob, das ich den ins Fach der schönen Kunst einschlagenden Werken manches von mir geschätzten Mannes beylegte, etwas giebt und es billigt, was H. S. M. mit seiner Äußerung in der Nummerung S. 21 ebenfalls noch für ungewiß erklären zu wollen scheint. Denn von wem es noch zweifelhaft seyn soll, ob er zu absprechenden Urtheilen über Dichterprodukte berechtigt sey, von dem wäre es ja eben so zweifelhaft, ob er es zu beyfälligen und rühmlichen sey. Das erwähnte Motto paßt übrigens auch auf die absolute Philosophie ganz und gar nicht; hierüber ist bey allen, welche diese Philosophie kennen, nur eine Stimme. Ob das zu dem letzteren Aufsätze gewählte Motto, in seinem für jedermann verständlichen Sinne, hierher passe, mögen Sachkenner entscheiden.

Wenn aber der Herr S. M. die Schöpfungen

der neuesten Aesthetik dadurch herabzusetzen glaubt, daß er ihnen allen die Mißgestalt einer ungezügelter Phantasie, und das Schellengeklingel ihrer Affonanzen vorwirft: so kann ich meine Verwunderung darüber gar nicht bergen, daß auch ein M — i in diesen Ton einstimmt, und der würdige Mann erlaube mir, ihn zu fragen: ob Götthe's Werke, welche die neueste Aesthetik mit Recht als Muster aufstellt, diese Vorwürfe verdienen, und ob ein Tieck nicht ebenfalls das Lob verdient, wahrhaft schöne Gedichte geliefert zu haben? Dem wahren Kenner ist eine frey schaffende Phantasie lieber und genußreicher, als seyn sollende Gedichte, welche bloße Schöpfungen des Verstandes sind, und er übersieht wahre Schönheiten nicht, bloß weil etwanige Affonanzen sein Ohr nicht fesseln.

Der Herr S. M — i irrt, wenn er mich auf der dritten Seite seines Aufsazes (S. 22 in Nr. 28. der B. U.) eines Widerspruchs zeihet. Die menschliche Vernunft täuscht sich wirklich, wenn sie, an der Leiter des Bedingten hinaufsteigend, das letzte Glied selbst, das alles hält, das Unbedingte — Gott gefunden zu haben glaubt. Nur bis so weit schließt sie richtig, daß es irgend ein Unbedingtes geben müsse; sie findet es aber gar nicht, an der Leiter des Bedingten hinaufsteigend; sie muß es zur Erklärung der Natur, die nicht bloß Produkt, sondern auch Produktivität ist, zum Grunde aller Naturphilosophie

legen, und sie rechtfertigt die Idee von Gott durch mehrere Gründe. Hier ist durchaus kein Widerspruch, sondern die größte Harmonie in beyden Behauptungen. Ob nun Herr S. M. nur den zweyten wahren, oder den ersten täuschenden Satz behauptet habe, mögen aufmerksame Leser von S. 102 in Nr. 7. der W. U. d. J. selbst entscheiden, wenn sie da lesen: daß die menschliche Vernunft, an der Leiter des Bedingten hinaufsteigend, zuletzt zu ihrer Selbstbefriedigung, bey einem unbedingten und unendlichen, obwohl an sich ihr unerforschlichen Wesen, als dem Urgrunde alles Bedingten und Endlichen, stehen bleibe müsse; welches unbedingte Wesen der Herr S. M. mit voller Überzeugung Gott nenne, und wobey er auch keine andere Gründe, die dieß rechtfertigen sollen, anführt.

Soll das Erklären der Produktivität der Natur in der Naturphilosophie, so wie des Anknüpfens der Objektivität an die Subjektivität des Ichs in der Transcendentalphilosophie ein Gleichsamnachschaffen der göttlichen Schöpfung seyn, wie sich der Herr S. M. ausdrückt: so habe ich dagegen nichts einzuwenden.

Jedermann, der durch das vorige Moralsystem, welches die Güte der Handlungen bloß aus den Folgen derselben und der daraus fließenden Glückseligkeit beurtheilen wollte, die Rechte des Gewis-

sens aufs Höchste gefährdet sah, mußte ein enthu-  
 siastischer Lobredner der durch Kants Kritik der  
 praktischen Vernunft glücklich bewirkten Wieder-  
 herstellung der Gewißheit und der Rechte des Ge-  
 wissens werden. Hier zeigte der edle Kant selbst,  
 daß er etwas Höheres im Menschen anerkannte,  
 als die bloßen Untersuchungen und Aussprüche des  
 kalten Verstandes, auf die er im theoretischen  
 Theile seiner Kritik alles giebt. Hätte er doch  
 jenes aus dem Gefühle des Heiligen, aus dem  
 Göttlichen im Menschen Stammende nur etwas  
 weiter verfolgen wollen: er wäre sicher auf dem  
 höhern Standpunkte angelangt, der Idealismus  
 und Realismus als Eins verbindet, und aus dem  
 Theoretischen und Praktischen zusammen überse-  
 hen und abgeleitet werden kann. Mir kann es  
 nun gar nicht zum Nachtheil gereichen, daß auch  
 ich damals enthusiastischer Anhänger des sich  
 aufs Praktische beziehenden Theils von Kants  
 Kritik wurde, und in diesem Enthusiasmus die  
 Gefährdung der Religion, durch deren Unterord-  
 nung unter die Moral, übersah. Um die Religion,  
 zu der uns der sich auf das Theoretische beziehende  
 Theil der Kantischen Kritik durchaus nicht erheben  
 konnte, zu retten, und sie nicht ganz aus seiner  
 Philosophie auszuschließen, blieb Kanten nichts  
 anders übrig, als sie in den praktischen Theil hin-  
 über zu flüchten, wo sie denn freylich nur aus der  
 nothwendigen moralischen Weltordnung gefolgert

werden konnte, und mithin der Moral, als deren, nicht Haupt-, sondern Nebenstütze (denn die Vorschriften des kategorischen Imperativs und der ganzen Moral mußten für sich selbst stehen, und sich selbst gnügen) untergeordnet werden mußte. Diesen Mangel übersah der erste Enthusiasmus; und verfiel auch ich in diesen: so habe ich dabey die Beruhigung, daß es aus Freude über die glückliche Rettung der Rechte des Gewissens geschah, und daß ich mich hierin in demselben Falle mit einer großen Menge geist- und talentvoller Männer befand. Was aber den sich auf die sogenannte theoretische Vernunft beziehenden Theil der Kantischen Kritik betrifft: so wird der Herr S. M. sich wohl noch dessen zu erinnern wissen, was ich, gleich in unserm ersten freundschaftlichen Gespräch über Kants Kritik, über das Gegebene, das aller unsrer Erkenntniß zum Grunde liegen soll, gegen denselben äußerte. Dann wird der würdige Mann selbst finden, daß meine Anhänglichkeit an Kants Kritik auch schon damals nicht so ganz unbedingt war, als er es jetzt dem Publikum verkündigt. Ich sagte nämlich schon damals gerade heraus: in diesem Punkt ist die Kritik inkonsequent, sie treibt uns nothwendig auf einen höhern Standpunkt, und dieß wird der Tod des Kantischen Criticismus seyn.

Antwort auf die Frage S. 24: Ganz unstreitig führt Kant dadurch einen Zwiespalt

zwischen den Dingen und dem menschlichen Geiste ein, und widerspricht sich zugleich selbst, daß er ganz bestimmt behauptet: Dinge an sich seyen für uns nicht nur ganz unerforschlich, sondern können uns auch gar nicht afficiren<sup>n</sup>, gar keine Vorstellungen in uns erwecken, welches nur von dem geschehen könne, was schon durch das medium der Geseze unsers Vorstellens gegangen, oder von uns nach den eignen Gesezen unsers Gemüths gemacht sey; und diesem gerade zuwider gleichwohl dem nach unsern eignen Gesezen von uns Gemachten ein ursprünglich Gegebenes, ein Ding an sich, zum Grunde liegen läßt, das der Grund alles unsers äußern Wahrnehmens und alles unsers Erkennens seyn soll, also nothwendig, ehe es noch von uns nach unsern eignen Gesezen zu etwas gemacht ist, folglich als Ding an sich, uns wirklich afficiren, der Grund von Vorstellungen in uns werden soll. Dieser Widerspruch ist doch wohl handgreiflich, sowohl im Kantischen System selbst, als auch zwischen den Dingen und dem menschlichen Geiste, welche beyde in zwey ganz verschiedenen Welten liegen sollen, deren Kommunikation, da erstere keine Vorstellungen im letzteren sollen erwecken können (was aber mit dem zum Grunde liegenden Gegebenen doch wieder zurück genommen wird), ganz undenkbar, und somit die Hauptaufgabe der Philosophie, wie die Sinnen- und Geisterwelt auf einander wirken

können, unaufgelöst bleibt, ja die Auflösung derselben unmöglich gemacht wird.

Auf die Bitte S. 25. Sollte man auch wohl die Behauptung einer vor jedermanns Augen, der nur selbst sehen will, am Tage liegenden Wahrheit irgend jemanden, oder dessen Manen abbitten dürfen? Wodurch anders gelangt Kants Kriticismus zum Glauben an Gott, den er für der theoretischen Vernunft völlig unzugänglich erklärt, als durch die Forderungen der praktischen Vernunft, durch die Nothwendigkeit einer moralischen Weltordnung, wo Sittlichkeit und Glückseligkeit in Harmonie gelangen? Ist denn nicht hier schon Religion bloß um der Sittlichkeit willen angenommen? Wird nicht ferner behauptet, der kategorische Imperativ gebiete unbedingt (ob er gleich dem Kriticismus nicht aus dem Göttlichen im Menschen fließt), auch wenn es keine moralische Weltordnung gäbe, und die Moral stehe für sich fest? Doch weil wir die Forderung der Glückseligkeit nicht abweisen können, und unsere Schwäche sonst unter den unbedingten Forderungen der Moralität etwa erlage: so müßten wir einen moralischen Weltordner annehmen, und dieser Glaube diene denn, uns von Unmoralität abzuschrecken und zur Moralität zu ermuntern; kurz — die Religion dienen zur Stütze der Moral. Ist hier also nicht Sittlichkeit das erste, und Religion das zweyte, das jene nur unterstützen soll? Und glaubt daher

nicht mancher sich stark dünkende (aber leider eben sehr schwache), der Religion gar nicht zu bedürfen, obgleich auch der Stärkste ihrer nicht entbehren kann, und der Beste gerade ihre Nothwendigkeit fühlt. — Wohl unterstützt übrigens Religion auch die Sittlichkeit, wie das feste Fundament ein Gebäude, oder noch besser, wie der erste Grundsatz ein ganzes System. Aber sie ist und leistet noch weit mehr: sie ist der Geister Sonne, welche Licht, Richtung, Wärme, Leben und Seligkeit denselben giebt. — Und wie enge ist überdieß noch die Erklärung von Religion im Kantischen System! Doch dieß bey Seite, als hierher nicht nothwendig gehörig.

Auch der irrigen conscientia (wenn man sie selbst, durch eine — mir deucht — bloße Verwirrung der Begriffe, irrig nennen darf) liegen wahre Obersätze zum Grunde; nur die Subsumtion war durch irrige Begriffe falsch.

Religion ist übrigens gewiß Sache der höhern Anschauung, der Vernunft und des Gefühls, keinesweges aber Sache des Richters auf dem bloßen Standpunkte der Reflexion — des Verstandes. Werden wir alle bloße Verstandesmenschen, d. h. die nur das gelten lassen, worüber der Verstand Richter seyn kann, wenn sie gleich selbst noch weit davon entfernt sind, dem Verstande, selbst in Dingen, wo er zu richten hat, immer Gehör zu geben und Folge zu leisten: so hört die Religion

ganz auf. Das verhüten aber die weisen Veranstaltungen der Vorsehung. Für etwa hie und da unternommene Übertreibungen der Wahrheit und für Ausartung der Religiosität in bloße Schwärmerey kann der Verehrer einer von geistiger Anschauung und Gefühl ausgehenden Religion nicht in Anspruch genommen werden. Selbst Jesus, der himmlische Verkündiger der Religion, konnte solchen Mißbrauch nicht unmöglich machen. Der kalte Verstand aber, wenn er allein sich die Herrschaft anmaßen will, und das in Dingen, wo er nur in Subsumtionen, oder in Folgesätzen, oder gar nicht Stimme haben kann, macht auch wohl zuweilen das zur Schwärmerey, was wahrer Erguß des religiösen Gemüths ist.

Ich irre wohl nicht, wenn ich behaupte, daß, wer sich bey der Schellingschen Hineinbildung des Unendlichen ins Endliche, der Zurückbildung des letztern ins erste, und der Indifferenzirung dieser beyden Einheiten nichts Bestimmtes und Deutliches denken kann, d. h. wer die absolute Philosophie in ihren ersten Elementen noch nicht versteht, daß, sag' ich, dieser sich von Rechtswegen alles Urtheilens über dieselbe enthalten sollte. Er kann deswegen doch immer ein großer Gelehrter und ein denkender Kopf seyn; nur so lange es ihm an jenem Verständnisse mangelt, urtheile er ja noch nicht. Seine Lage kann es ihm vielleicht auch unmöglich machen, hier zu prüfen; gut! er lasse

denn dieses System ganz bey Seite, und sein Ruf, als eines Gelehrten und denkenden Kopfes, oder auch als eines oft glücklichen Dichters, was man nicht selten vereinigt findet, bleibt dabey ungekränkt.

Das erste „ob“ auf S. 34 in der Beylage zu Nr. 28 der B. U. enthält neue Belege der Unkunde des neuesten Systems; auch kann man dem Unkundigen dergleichen Ausdrücke, wie: „daß das Absolute — mit sich selbst ein läppisches Spiel treibe,“ wohl noch hingehen lassen. Im Munde des der Sache Kundigen wäre es Blasphemie. Doch sollten Autoren, welche kaum die ersten Elemente der absoluten Philosophie gefaßt haben, sich derselben enthalten, auch sich nicht einfallen lassen, also über dieselbe zu sprechen: „hinweg mit einer solchen Weisheit, welche die vollendetste Albernheit ist!“ s. S. 35 in der Beylage zu Nr. 28. der B. U. in der Anmerkung (es könnte ja auch ihr eignes Hirngespinnst seyn, wogegen sie zu Felde zögen), und noch ferner fast schimpfend (was ohnehin dem Gelehrten besonders nicht ziemt) mit Nichtsphilosophie und dergleichen Hirngespinnsten um sich zu werfen.

Soll etwa das ergo S. 34 so ein wenig den Verdacht des für Atheismus gehaltenen Pantheismus rege machen gegen den einzigen vollendeten Monotheismus? — Doch das will ich nicht glauben. Gott ist überall im Universum, und in und

durch dasselbe wirksam; und das Universum ist überall in Gott, und nichts außer oder neben ihm. Dieß wird schwerlich auch der ärgste Inquisitor, sey seine conscientia auch noch so verfinstert, verletzern; die ganze Bibel, im Bunde mit der Vernunft, würde ihm widersprechen.

Das Ausströmen des Universums aus der Gottheit ist der von mir gewählte deutsche Ausdruck für Evolviren, auswickeln, entwickeln; und eine Evolution aus der absoluten Identität vermittelt der nothwendigen Duplicität der Thätigkeit in derselben lehrt die absolute Philosophie.

Wer auf der niedern Stufe der Reflexion beharret, und sich in Gegenständen der Philosophie durchaus nicht höher erhebt, dem kann zum Verständnisse der absoluten Philosophie kein ariadnischer Faden gereicht werden.

Wer auf dem Standpunkte des bloß reflektirenden Verstandes beharret, der muß freylich gestehen, daß ihm das Hinzukommen äußerer Objekte zum Subjekt unbegreiflich bleibe. Wer sich höher erhebt, findet die Sache am Ende denn doch auch für menschliche Wesen ganz begreiflich, ohne sich dabey in eine Kette von neuen Unbegreiflichkeiten (so scheint es nur dem Unkundigen) zu verstricken. Ich könnte auch die Frage ein wenig anders gegen diejenigen wenden, welche den bloßen Verstand auch in den ersten Gründen der Philosophie entscheiden lassen wollen. Dann lautete die

Antwort ungefähr also: Weil man nun einmal sein geliebtes altes System, sey es auch eine Mischung aus ganz heterogenen, unzusammenhängenden Bruchstücken, also kein wahres System, nicht aufgeben will.

K. G. Elverfeld.

(Der Beschluß folgt.)

---

#### Eine literarische Merkwürdigkeit.

Der Herr Baron von Kerekes, Magnat des Königreichs Ungarn, hat vor kurzem zu Tyrnau zwey Abhandlungen drucken lassen, worin er glaubt, alle Geheimnisse des Weltbaus und der Erschaffung der Natur aufgedeckt und bekannt gemacht zu haben. Die Abhandlungen sind in deutscher Sprache verfaßt. Die erste soll einen apodiktischen Beweis enthalten, daß eine Metaphysik als strenge und zuverlässige Wissenschaft möglich sey; sie soll ferner diese Metaphysik selbst darstellen und begründen in der Wirklichkeit, und dadurch die Resultate der Kantischen Philosophie, gegen welche auch besonders lebhaft argumentirt wird, widerlegen. Die andre aber soll alle Geheimnisse des Weltbaus und der Erschaffung der Natur entschleyern.

Der Herr Baron hat die Güte gehabt, ein Exemplar dieses seines Werks an die kaiserliche

Universität zu Moskwa mit folgendem deutschen gedruckten Schreiben zu übersenden :

„Die durch den Verfasser bewirkte Entdeckung  
 „aller Geheimnisse des Weltbaus und der Er-  
 „schaffung der Natur ist für alle europäische Na-  
 „tionen ein zu wichtiges, und auf ihre morali-  
 „sche und physische Wohlfahrt zu großen Ein-  
 „fluß habendes Ereigniß, als daß es nicht  
 „Pflicht wäre, die erhabenen Beherrscher, Ge-  
 „setzgeber und Vorsteher der Gelehrsamkeit bey  
 „diesen Nationen auf das baldigste davon zu  
 „unterrichten. — In dieser Hinsicht nimmt sich  
 „der Verfasser die ehrfurchtsvolle Freyheit, Je-  
 „dem dieser allerhöchsten und höchsten Regenten,  
 „und jedem erlauchten, gesetzgebenden und der  
 „Gelehrsamkeit vorstehenden Körper ein Exem-  
 „plar seines, diese Entdeckung enthaltenden,  
 „Werks als ein Denkmal seiner tiefsten Vereh-  
 „rung und hohen Achtung zu übersenden.“

Da dem Einsender dieses das Werk zur Beurthei-  
 lung mitgetheilt ist, so wird er demnächst gelegent-  
 lich von dem Inhalt desselben, und hauptsächlich  
 von der Beschaffenheit der Geheimnisse, die der  
 Herr Verfasser entdeckt zu haben meint, eine ge-  
 nauere Nachricht geben.

Moskwa.

Buhle.

## G e d a n k e n.

Nicht immer liegt den Weibern das meiste daran, Ehrfurcht einzulösen; diese entsteht oft bloß aus Schüchternheit, und in diesem Falle verlieren sie auf der einen Seite alles, ohne daß auf der andern ihre Eigenliebe entschädigt würde. —

Gäbe man sich eben so viel Mühe, seine Leidenschaften abzulegen, als sie zu verstecken, man würde ihrer los werden. —

Jedes Weib will gefallen, selbst wenn sie die Wünsche, die sie erregt, nicht benutzen mag. Sie sey von einer heftigen Liebe durchdrungen, sie habe das feinste Gefühl, immer hat sie noch ihre Eitelkeit zu befriedigen, und da dieß ihr dringendstes Bedürfniß ist, so muß die Liebe dabey verlieren. —

Seine Lebensart sollte man immer zu den Tugenden rechnen: sie hält die Menschen ab, sich zu zeigen, wie sie sind; eine höchst nöthige Vorsicht, damit sie einander erträglich bleiben. —

Es giebt Weiber, die so kleinmüthig sind, daß sie die Vertheidigung ihrer Tugend für unmöglich halten, und die, bloß durch dieß Vorurtheil, denselben Augenblick, wo man sie angreift, fallen. —

Eine Art von Gleichgültigkeit gegen seine eignen Verdienste ist die sicherste Stütze eines berühmten Namens; man muß die Augen derer, die das Licht blendet, nicht öffnen wollen. Bescheidenheit ist das einzige Glanzblättchen, das man dem Ruhm unterlegen darf. —

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre  
in Rußland.

---

No. 39. Mitau, den 30. September 1807.

---

## L i t e r a t u r.

*Die Statuten des deutschen Ordens. Nach dem Originalexemplar, mit sinnerläuternden Anmerkungen, einigen historisch-diplomatischen Beylagen, und einem vollständigen historisch-etymologischen Glossarium herausgegeben von Dr. Ernst Henning (gegenwärtig Lehrer bey der Kreisschule zu Goldingen). Nebst einer Vorrede von dem Hrn. Kollegienrath v. Kotzebue. Königsberg, 1806, bey Fried. Nicolovius. — XII und 316 S. 8.*

Was den frühern einheimischen gelehrten Forschern der Geschichte Preussens gar nicht, und dem um Preussens Geschichte hochverdienten v. Baczkorf, da sein Werk (Geschichte Preussens, 6 B. 8.) sich schon zur Hälfte in den Händen des Publikums befand, gelungen war, daß erlangte der durch seine Werke für die Bühne und im Fache der schönen Literatur rühmlichst bekannte Herr Rath v. Kotzebue im J. 1805 — den Zutritt zu dem sogenannten geheimen Archiv zu Königsberg. Er fand diesen Schatz so reich,

daß er die Forscher der Geschichte von Preussen und des unsre Ostseeküste ehemals beherrschenden deutschen Ordens über den Verlust der Urkunden (die, wie die Sage geht, nach Krakau, von da nach Schweden gekommen, und dort mit dem Schlosse zu Stockholm verbrannt seyn sollen), tröstet, indem „in der preussischen Geschichte wirklich keine bedeutende Begebenheit vorkommt, welche nicht mit einer Originalurkunde aus jenem Archiv belegt werden könnte.“ (Vorr. S. XI.)

Bei dem Kopiren und Excerptiren der Schätze dieses Archivs war dem H. v. K., mit Erlaubniß der Regierung, Herr Dr. Hennig behülflich, der, in gewisser Art zum Forscher vaterländischer Geschichte erzogen, sich mit allen Hülfsmitteln der nordischen Geschichte und Diplomenkunde bekannt gemacht hatte, und dessen Vorliebe für dieses Geschäft nothwendig mit dem Reichthume, den er im geheimen Archiv vorfand, neue Nahrung erhalten mußte. „Bei meinen Arbeiten im geheimen Archiv,“ so schrieb dem Ref. Hr. H., „entdeckte ich, daß wir nie eine gute Specialgeschichte von Lief-, Ehst- und Kurland erwarten können, so lange dieser Schatz von Urkunden noch unbekannt und in seiner Dunkelheit liegt. Mehr denn 500 auf die liesländische Ordensgeschichte Bezug habende Membranen und andre Urkunden befinden sich dort. Hier wäre der Ort, einen Codex diplomaticus Livoniae zu sammeln. Denn es ist

sehr bemerkenswerth, daß gerade über die Zeit, danach Arndts und Gadébuschs Zeugniß die liefländischen Urkunden schweigen, die in Preussen vorhandenen desto beredter sind; woraus sich schließen läßt, daß das herrmeisterliche Archiv in das hochmeisterliche abgeliefert worden sey. — Diese Vermuthung wird dadurch fast zur Gewißheit, daß die, den liefländischen Orden zunächst betreffenden, wichtigen Schenkungsurkunden von dem lithauischen Könige Myndow in Königsberg im Originale befindlich sind.“

Unter diesen Urkunden fand sich nun auch die Abschrift der Statuten des deutschen Ordens (das neue Ordensbuch), welche Herr Dr. Hennig, mit diplomatischer Genauigkeit kopirt, mit den früher bekannten Abschriften verglichen, dem Publikum mittheilt, und dadurch eine Probe von diplomatischem Fleiße und Geschicklichkeit, verbunden mit historischer und philologischer Gelehrsamkeit, giebt, die ihm die Achtung der Sachkundigen und den Dank aller Freunde der Geschichte seines Vaterlandes erwerben muß. — In der Vorrede zeigt Herr Hennig mit unumstößlichen Gründen, daß dieses eines der drey authentischen Exemplare der Ordensstatuten ist (ein Codex repetitae praelectionis), welche auf dem großen Kapitel zu Marienburg 1442, unter Vorsitz des Hochmeisters Konrad von Ehrlichshausen, gesetzliche Autorität erhielten, und denen die später gemachten Anord-

nungen angehängt wurden. — Die einzige Bedenklichkeit, die dem gewissenhaften Forscher aufstoßen möchte, daß das Siegel fehlt, kann Heben, indem er aus ganz unzweydeutigen Quellen weiß, daß das Siegel, welches Herr von Kokebue und Herr Dr. Hennig nicht mehr vorfanden, noch wenige Jahre vor ihrer Archivsarbeit dagewesen ist, und also durch irgend einen, in alten halb vergessenen Archiven nicht eben seltenen, Zufall verloren gegangen seyn muß \*).

Die Wichtigkeit dieser Herausgabe für den Geschichtsforscher abgerechnet, hat die Erscheinung der Statuten des deutschen Ordens für uns und in unserm Zeitalter ein ganz eigenes Interesse. Wir sind Deutsche, und wie sehr auch in unsern Tagen die politische Ehre der deutschen Nation gesunken seyn (denn diese besteht wohl darin, daß sie sich selbst schütze und leite) mag, wir dürfen stolz seyn auf den Namen der Deutschen, so lange deutsche Wissenschaft und Kunst nicht untergehen, ja, so lange es nicht vergessen wird, daß Deutsche die Samen streuten, aus welchem das Wohl wichtiger Staaten Jahrhunderte lang erblühte. — Wir sind aber auch Bewohner einer Provinz, die

---

\*) Von den zwey andern Exemplaren ist das für Deutschland bestimmte in dem Ordensarchiv zu Mergertheim noch vorhanden. (S. K. J. Bachems Chronologie der Hochmeister des deutschen Ordens. Münster 1802. 4.) — Wo ist aber das dritte hingerathen, welches für Riga bestimmt war?

ehemals durch den deutschen Orden erobert und zu der Kultur geführt wurde, deren Früchte wir genießen. Darauf deutet Herr Hennig hin, indem er sein Buch den Ritter- und Landschaften von Preussen, Lief-, Ebst- und Kurland widmet. — Merkwürdig ist endlich der Zeitpunkt, in welchen diese Statuten ins Publikum kamen. Es ist die Zeit, da, wie es scheint, alle die Institute, die das Mittelalter gebar und die, eben weil sie nicht von einzelnen Menschen gemacht wurden, sondern aus freyem Triebe in gewisser Art sich selbst machend, gekeimt und aufgeblüht waren — da alle Institute des Mittelalters zertrümmert werden, um neuen Schöpfungen — mögen es bessere seyn, und mögen sie nur eben so lange aushalten, nur eben so viel zum Wohl der Menschheit wirken, als jene — Platz zu machen. Auch der deutsche Orden verblutet an der letzten Wunde (S. 18). —

Und welch ein Zeitalter war das, da der Codex repetitae praelectionis redigirt wurde! Noch wehete die Fahne des schwarzen Kreuzes von der Narowa bis an die Oder; aber gefallen war des Ordens Blüthe bey Tannenberg, Faktionen spalteten den Orden, und die ehemals unterthänigen Stände, vergessend, daß sie dem Orden ihren blühenden Wohlstand dankten, wandten die unter seinem Schutze erworbene Kraft gegen ihren Wohlthäter — 1440 war der preussische Bund entstanden. —

Freylich war auch schon der Geist aus dem Orden gewichen, und er war damals ein Beleg zu dem, was Middleton (*Life of Cicero* S. 233) sehr wahr sagt: Verfassungen tragen, wie der thierische Körper, mit der Triebfeder der Erhaltung auch den Samen ihres Unterganges in sich. Es erscheint ein Zeitpunkt, da dieser unausbleiblich kommt und die Auflösung des belebten Ganzen herbeiführt.

Die dem neuen Ordensbuche vorgesezten Kalender hat Herr Hennig weggelassen. Den Anfang macht daher ein Verzeichniß der Kapitel der Ordensregel, Gesetze und Gewohnheiten. — Dann folgt das Protokoll des großen Kapitels, welches 1442 beschloß, drey neu durchgesehene Abschriften des Ordensbuchs für Marienburg in Preussen, für Riga in Liefland und für Hornek in Franken mit dem Ordenssiegel zu versehen, wegen der „Schelungen (Abweichungen, Verschiedenheiten, fehlt im Glossarium) und Gebrechen, als von unses Ordensbuch' wegen seyn offenbar worden und vorkommen, — uf daß ein iczlich Bruder der yndert einen czweyfel an unses Ordensregel, Gesetze adir Gewohnheit wurde habin, czuflucht zu denselben Buchern moge haben.“ (S. 29.)

Die Vorrede (S. 31 — 36) beginnt mit der Stiftung des Ordens (1190 do Afers was besessen von den Christen) durch gute Leute aus Bremen und Lübeck, und dessen Bestätigung durch

den Pabst Coelestin auf Fürsprechen des Herzogs Friedrich von Schwaben und andrer Großen. — Hierauf wird die Ritterschaft von E h r n A b r a h a m , von den Begleitern Davids, den Makabäern und den himmlischen Streitern, die Johannes sahe, abgeleitet, und der Zweck der Ritterschaft des deutschen Hauses also bestimmt (S. 35): „Sie sind Ritter und erwählte Streiter, die durch Minne der E (durch Liebe zu ihrer Verbindlichkeit, par Esprit de corps) und des Vaterlandes vertilgen die Feinde des Glaubens mit einer starken Hand. Sie sind auch von überflüssiger Minne, empfangen die Gäste und die Pilgrimme und die armen Leute. Sie sind auch die von Mildigkeit den Siechen, die in den Spitalen liegen, dienen mit einem brennenden Geiste etc.“

Eruse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas über vergleichende Beurtheilung in der schönen Kunst überhaupt, und Parallelen zwischen einigen Dichtern und Musikern insbesondere.

(Beschluß des in Nr. 37. abgebrochenen Aufsatzes.)

Es fiel mir nämlich einmal ein, folgende Parallele niederzuschreiben, worin drey Dichter und drey Musiker zusammengestellt werden, Wieland mit Hayd'n, Göthe mit Mozart, Schiller mit

Beethoven. Die Dichter, so wie die Musiker, waren und sind Lieblinge der Nation. Das dichterische Kleeblatt blühte an demselben Orte, Weimar, so wie das musikalische zu Wien. Der erste der Dichter ist ein Nestor in seiner Kunst, so wie der erste unter den Musikern. Göthe zog Schillern an, so wie Mozart Beethoven nach Wien zog. Doch ich will jedes Paar einzeln schildern; man sehe, ob die Schilderungen wahr und zusammentreffend sind, oder nicht. Denn nicht ohne bange und ehrfurchtsvolle Scheu versuche ich diesen Entwurf.

Wieland, der Dichter der Grazien. Er half zuerst unter den Deutschen den griechischen und römischen Musen die Reifröcke ausziehen, die mit Fischbein gesteiften Kamisöler abschnüren und ihnen, statt der pedantischen Pantoffeln mit hohen Absätzen, leichte Sandalen leihen. Nicht in ihrem eigenthümlichen Gewande, dessen höchster Schmuck hohe Einfalt war, aber doch in einem leichten durchsichtigen Kleide, das die schöne Form durchschimmern läßt, ließ er sie auf deutschem Boden erscheinen. Alterthumsforscher müssen ihn loben, daß er das Volk die Griechen kennen und lieben lehrte; tadeln aber oft an ihm, daß er der ächten Griechenheit eine falsche unterschob. Seine Werke gefallen jedem, denn sie sind lieblich und süß, sie lassen sich in jeder Gesellschaft vorlesen, weil fast jeder, der lesen kann, zu ihrem Publikum gehört; sogar Damen finden es nicht anstößig, ihn zu

hören, denn obgleich die üppigsten Scenen bey ihm vorkommen, so sind sie doch immer mit einem dünnen Schleyer bedeckt, so daß, indem man sieht, man nicht zu sehen scheint. Er ist tausendmal gefährlicher, als Göthe, der die Natur nackt, wie sie ist, ohne Absicht zu verführen und zu reizen, erscheinen läßt, und also, als Dichter, unschuldig ist; gleichwohl wenden die schöngeistigen Damen von diesem oft die Augen weg. Wieland idealisirt nur die gemeine Wirklichkeit, den sinnlichen Genuß; höher schwang er sich nie. Darum dichtet er auch im Alter, wie in der Jugend, und eben darum machte er zuerst die Franzosen auf die deutsche Literatur aufmerksam, und wird von ihnen am meisten goutirt. Er ist ein deutscher Voltaire. — Ihm gegenüber steht Hayd'n, der Liebling der Grazien. Er war unter denen, die von den steifen Fugenleisten zuerst abgingen. Doch ist er nicht fade wie Wagenseil, im Gegentheil, er hat Bach und Händel sehr eifrig studiert, und ist als gelehrter Musiker anzusehen. In den lustigen Rondo's seiner Symphonien pflegt er frey zu fugiren, und hat wegen dieser Fugen unter allen neuern Komponisten allein die Ehre, der Liebling Forkels zu seyn, des musikalischen Alterthumsforschers, der die Formen der Kunst durchstudiert hat, ohne in den Geist der Kunstwerke einzudringen. Denn obgleich Hayd'n fugirt, wie S. Bach, so ist er doch gerade das Gegenspiel von diesem,

und dürfte folglich Forkeln, dem Bachianer, durchaus nicht gefallen. Aber dieser merkt nicht, daß Hand'n sich mit dem Helmbusch der Gelehrsamkeit schmückt, wie manche Dame mit Straußfedern, bloß um zu interessiren, um der Länge einige Zoll zuzusetzen; und daß er sich zu S. Bach verhält, — ich möchte sagen — wie Blumauer zum Virgil. Selbst wenn er erhaben seyn will, wie in der Schöpfung, ist er anmuthig und lieblich; bisweilen sogar niedrig, wie in den Jahreszeiten, wo er das Kennen des Pferdes, das Blöcken des Schafes malt. Er wird nicht vom Feuer des Genius verzehrt und bleibt also noch jetzt der angenehme Hand'n, der er vor vierzig Jahren war. — Wegen der Präcision und Korrektheit seiner Schreibart möchte man ihn vielleicht lieber mit Lessing vergleichen, der eben so plan, faßlich und gefeilt ist. Nur ist Lessing, selbst in seiner Poesie, zu prosaisch, um mit einem musikalischen Dichter verglichen zu werden.

Nun zum zweyten Künstlerpaare, Götthe und Mozart. Jener, vom Apoll selbst zum Dichter geweiht, riß mit gerechtem Unwillen den Flitter hinweg, der die griechischen Musen verunstaltete; das ganze Leben der Poesie hat sich in ihm geoffenbaret; in seinen frühesten Werken ist der Dichtergott Kind, in den folgenden blüht er als Jüngling, in den späteren reift er zum Manne. Er hat fast in allen Dichtungsarten mit Ruhme gearbeitet,

selbst in einigen Wissenschaften neue Ideen geweckt. Von ihm läßt sich wenig sagen, weil man alles sagen müßte. Er ist der Dichter — unter Dichtern, kann eigentlich nur von Dichtern ganz verstanden werden, und ist unübersehblich. Er ist weder spiritueller, noch Natur-Dichter, noch auch sentimental, er ist alles; er ist nicht erhaben, oder anmuthig allein, sondern beydes, er ist groß. Licht und Materie haben sich in ihm zum schönen selbstständigen Organismus durchdrungen.

Ihm zur Seite steht Mozart. Seine Werke nach der Zeitfolge geordnet sind eine Geschichte der Musik. Von Hayd'n lernte er (dieß sagte er selbst) Quartette schreiben. Sollte er darauf nicht ohne Hayd'n gekommen seyn? Und wie viel mehr lernte dieser von ihm! In komischen Opern, Symphonien, Sonaten und andern freyen Stücken ist er mehr als Martin, Meyel u. s. w., im Requiem mehr als C. Bach. Dort ist er nicht bloß Lustigmacher; hier schreckt er nicht bloß durch Erhabenheit und kalten harmonischen Tieffinn; er ist, wie Göthe, immer und überall schön; in allen Gattungen groß. Dessen Iphigenie ist sein Requiem entgegenzustellen, beydes klassische Werke. Er starb zu früh, selbst ehe er dieß Meisterwerk vollendet hatte. Schade! denn der angenehmen Komponisten giebt's (wie der angenehmen Menschen) genug; der großen wenige. Ich habe genug gesagt, wenn ich sage: er ist der Göthe der

Musik. — Ich kenne nichts vortrefflicheres von Liedern, als Göthe's Weichen, komponirt von Mozart. Warum haben sich diese Geister nicht in mehreren Werken vermählt?

Endlich reichen Schiller und Beethoven sich die Hände. (Wollen einige letztern lieber mit Jean Paul zusammenstellen, so meine ich: erstens ist der Abstand jener beyden Schriftsteller nicht so groß, als man gemeinhin glaubt, und zweytens kommt es uns nicht auf Namen, sondern auf die Sache an.) Schiller ist der subjektivere Dichter, er hat mehr Individualität, als Göthe. Er ist romantisch, erhaben, christlich, sein höchstes Lied würde ein Psalm seyn. Er ähnelt dem Shakespear der Engländer, und ist den Franzosen noch unzugänglicher, als Göthe, dem er es übel nimmt, daß er in seinem Alter sich zum Übersetzer oder Nachbilder französischer Produkte hergiebt. Die linke Rheinseite ist Schillern, wie einst unserm Winkelmann, Feindesland. Er bricht sich nach manchen harten Konflikten eine neue Bahn. Was sich ihm naht, wird mit fortgerissen und gehört ihm an. Er selbst schreitet frey in seiner Laufbahn, wie ein Komet, dahin. Er ist Schiller, der Einzige. Er suchte Göthe's Nähe, und Göthe beförderte ihn, ohne durch ihn zu verlieren. Schillers Lungen sind schon verbrannt, der Geist waltet bey ihm vor und verzehrt den Stoff, auch in seinen Gedichten beruhigt die Form den Geist nicht ganz,

dieser lodert in Sprache auf, als formlose Wahrheit, als verklärende, leuchtende Flamme. (Dieß wurde geschrieben, als Schiller noch lebte.)

Beethoven greift in die Saiten, wie Schiller in die Gestalten des Lebens; schafft kühn und gewaltig. Wie im Schiller die Geschichte der Natur vorwaltet, so dient im Beethoven die Melodie der Harmonie. Wie Schiller in seinen Darstellungen oft räsonnirt und sentimentalisirt, so läßt Beethoven oft die technische Seite der Kunst, und die Harmonie von der Melodie getrennt erscheinen, und diese in jener sich auflösen und untergehen. Seine ersten Werke waren vielen ein Stein des Anstoßes und Argernisses, regellos, genialisch. Er geht, wie Schiller, von der Lyrik zur Dramatik über. Beethoven konnte es dem korrekten Haydn nie recht machen; dieser strich ihm von seinen Kompositionen immer so viel weg, daß nur ein mageres Gerüste übrig blieb. Da sprach Beethoven zu sich selbst: entweder du mußt das Komponiren an den Nagel hängen, und glauben, daß du nicht dazu geboren bist; oder du mußt muthig deinen neuen Weg gehen, und dich um das Geschrey umher nicht kümmern \*). Mozart selbst war der Genius, der ihm diesen Gedanken eingab. Es muß auch Leute geben, sagte dieser zu ihm, die den Ton angeben, die auf das

---

\*) Wie ich aus dem Munde seiner vertrauten Freunde habe.

Hergebracht mit den Füßen treten und aufwärts dringen. Als einige Quintenjäger jenem Meister harmonische Schnitzer aus Beethovens Werken vorhielten, sagte Mozart: „laßt den nur gewähren, er wird uns alle einmal todt schreiben.“ Man merkt wohl, wenn das uns traf. Schillers Verhältniß zu Wieland und Göthe, war — oder würde es wenigstens bey gänzlicher Gleichheit der Umstände nicht dasselbe gewesen seyn? Wieland ließ einen Kunstjünger Stanzas aus dem Tasso zur Übung und Geschmeidigung des Styls übersetzen, und forrigirte sie ihm sorgfältig. Wenn der junge Dichter es lange aushielt, und der Pegasus nie mit ihm Reißaus nahm; so glänzt er gewiß nie als Stern der ersten Größe am poetischen Himmel. Beethoven neigt sich (wie Schiller z. B. in der Jungfrau von Orleans) zum Religiösen hin. Seine sechs geistlichen Lieder bezeugen das. Seine Adagio's erscheinen als begleitende Harmonien zu Schillers tiefgefühlten Monologen. (Auch Beethoven scheint, seitdem dieß geschrieben wurde, zwar nicht physisch, doch geistig abzusterben. Seine spätere Sachen haben nicht mehr das Feuer und die Natürlichkeit.)

Übrigens scheinen die Musiker stärker und allgemeiner, auch auf fremde Nationen, gewirkt zu haben, als die Dichter. Dieß ist erklärlich; denn die Tonsprache ist an sich schon universeller und dann stellt die Musik nur Inneres, Empfindung,

die Dichtkunst hingegen Inneres und Äußeres, Gedanken, Meinungen, Formen dar, und dieses sondert Menschen und Völker gerade am meisten. Die Musik ist die zeitliche Kunst, sie wirkt unmittelbar und stark, aber vorübergehend, sie wirkt auf das Gefühl und verhält wie dieses; dieß beweist ihre Geschichte. Die Wirkungen der Poesie sind langsamer, aber bleibender.

E. Ch. Trautvett

---

Der diesjährige Michaelstag in Goldingen.

Die Spenden des hiesigen Michaels-Jahrmarkts beschränkten sich diesmal hauptsächlich nur auf Speisen für den Leib. Desto willkommener war mir das Geläute der katholischen Kirchenglocke, indem hier bey der Einführung des neuen katholischen Pastors, Herrn Kaminski aus Mitau, durch den furländischen Dekan und Kanonikus, Herrn Ignaz von Charuzki, Pastor in Libau, Seelenspeise erwartete. Allein meine Erwartungen wurden nicht erfüllt, denn sie wurden übertroffen. Letzterer speisete die Seelen — — nein! — ich möchte fast sagen, bewirthete sie mit einem ausgesuchten Dejeuner, bey dessen Aufhebung das Verlangen nach der Speise zur Sehnsucht gestiegen war. Der reine menschliche Geist, die feinen

religiösen Gefühle, der tolerante Sinn und die natürliche Elokution, die den Vortrag belebte, ließen es nicht bemerken, daß der Redner in einer andern als seiner Muttersprache redete; aber seine Äußerung über die falsche Würdigung des geistlichen Standes, besonders in seiner Kirche, und die daher für den Geistlichen entspringenden Pflichten, seine Gebete für das Wohl der hiesigen katholischen und der übrigen Gemeinen und Einwohner dieser Stadt, dieses Landes, und das Schlußgebet für den Kaiser stimmte so sehr das Herz der Zuhörer für den liberalen, gefühlvollen würdigen Mann, daß niemand unerbaut und ungerührt wegging.

H.

---

### Die Klage der Wittwe.

Der Freund.

Wie, gnäd'ge Frau, wie soll ichs Ihnen sagen?  
Ihr Herr Gemahl — er blieb bey Petersglück! —

Die Wittwe.

Ach Gott! Ach muß ich nicht verzagen?  
So kehrt er nie in meinen Arm zurück!  
So frühe mußte er mir sterben!  
Und wer wird wieder um mich werben?

K. V.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

---

No. 40. Mitau, den 7. Oktober 1807.

---

## L i t e r a t u r.

*Die Statuten des deutschen Ordens etc. Herausgegeben von Dr. Ernst Hennig etc.*

(Fortsetzung der in Nr. 39. abgebrochenen Recension.)

Die eigentlichen Statuten zerfallen in drey Haupttheile. Die Regel, Geseze und Gewohnheiten des Ordens.

1) Die Regel (S. 37 = 74) ist bey dieser Revision unverändert geblieben, wie die Vidimation ausweist, nach einer Abschrift von 1334 kopirt. — Sie ist ja auch eigentlich das Grundstatut des Ordens. — Bekanntlich bildete der deutsche Orden bey seiner Entstehung nicht eine eigne Regel, sondern nahm die der Tempelherren und (weil diese keine Krankenpflege hatten) in Rücksicht auf die Krankenpflege die Regel der Johanniter an. In jener Regel waren nun alle die Einrichtungen aufgenommen, welche vom heil.

Cäsarius und Benedikt her allen Mönchorden zum Grunde liegen, daher ein neuerer berühmter Schriftsteller die Mitglieder der Ritterorden mit Recht Edelmönche nennt.

Sie machte den Rittern zur Pflicht, Keuschheit, Gehorsam und ohne Eigenschaft zu leben (kein Eigenthum zu haben). Davon konnte selbst der Meister nicht dispensiren, und wer eins dieser Stücke brach, der hatte sie alle gebrochen. Nur der Orden als Korps darf bewegliche und unbewegliche Güter, Land und Leute besitzen. Wie hoch die Übertretung des Gelübdes der Armuth verpönt war, sieht man aus den Gesetzen, wo es unter andern (S. 110) heißt:

„Auch setzen wir wenn etwa ein Bruder stirbt mit Eigenschaft (Privateigenthum, welches er verheehet hat), daß man den nicht begrabe in dem Kirchhofe; und ist er begraben, so soll man ihn ausgraben und an das Feld legen zu einem Zeichen der ewigen Verdammniß.“ —

Den Vorzug der Befreyung von allen weltlichen Gerichten schränkt die Regel sehr weise ein. Da dieses Privilegium das gemeine Recht nicht aufhebt; so sollen die Brüder sich rechtlichen Ansprüchen nicht entziehen. — Dann folgen die Vorschriften, wie die Siechen aufzunehmen und zu behandeln sind. In dem obersten Hause sollen Ärzte seyn nach der Macht des Hauses und der Zahl der Siechen. Man soll den Kranken den Inbiß geben,

ehe denn die Brüder essen. Die Komthure und andre Brüder sollen merken (bedenken), daß sie bey der Aufnahme in den Orden eben so fest gelobet haben, den Siechen zu dienen, als den Orden der Ritterschaft zu halten. — Die Brüder sollen des Tages und des Nachts zum Gottesdienste kommen; nur die ein Amt haben dürfen bisweilen vom Gottesdienste wegbleiben, wenn ihre Amtsgeschäfte ihnen zu erscheinen nicht erlauben. — Die Kleider und Bettgeräthe sollen einfach seyn. Pelze nicht anders, denn von Schaf- und Ziegenfellen, und Schuhe ohne Schnüre, Schnäbel und Unken (Absätze). Sollte etwa ein Bruder, welches Gott verhüten wolle, mit den Waffen oder Kleidern u. dgl., die man ihm gäbe, unzufrieden, bessere fordern, so soll er dafür die bösesten (schlechtesten) haben. — Die Brüder sollen im Konvent zusammen essen; dabey aber schweigen und lesen hören (eine uralte Mönchsregel). Von der Komplette (Abendgebet um sechs Uhr Abends. Noch jetzt wird in dieser Stunde die sogenannte Betglocke gezogen) bis zur Prime (Morgenandacht um sechs Uhr frühe) sollen die Brüder das Schweigen halten; ja selbst wer bey Diebes- oder Feuersgefahr zu sprechen genöthigt worden, soll (zur Sühne) ein Paternoster und Ave Maria beten. — Die Jagd mit Rufen, Hunden, Baizen ist den Brüdern untersagt; doch mögen sie Wölfe, Luchse, Bären, Löwen ohne Jagdhunde jagen,

und daß nicht zur Kurzweil, sondern zum gemeinen Frommen. — Die Brüder sollen andern ein gutes Beyspiel geben. Zu Brautläuften (Hochzeiten) und zu Rittersammlungen (Versammlungen zu Turnieren), und zu andern Gesellschaften, und zu Kaffeespielden (hierüber hernach), dadurch man weltliche Hoffahrt pflegt zu des Teufels Dienste, sollen die Brüder selten kommen, es sey denn wegen der Geschäfte des Ordens, oder die Seelen zu gewinnen. — Gespräche mit Weibesnamen (Frauenzimmern), sonderlich den jungen, sollen die Brüder vermeiden; auch den Kuß, der zu Unkeuschheit und weltlicher Minne offen Zeichen ist, selbst an Schwester und Mutter sich nicht erlauben. — Gevattern sollen die Brüder nicht werden, es sey denn in sonderlicher Noth des Todes.

Hef. hat das wesentlichste der Regel, in unsre Sprache übersetzt, ausgezogen, um die Bemerkung zu veranlassen, daß nur der Enthusiasmus solche Regeln diktiren, nur der Enthusiasmus sie zu halten geloben und halten konnte. Gewiß aber nahmen, zu einer Zeit, da mehrere Bequemlichkeit des Lebens gangbar und der Orden, seine erste Bestimmung verlierend, ein Versorgungsinstitut für den nachgeborenen Adel geworden war, die meisten den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze mit eben dem stillschweigenden Vorbehalte an, wie mancher jetzt die zierliche Uniform im

Civil und Militär anzicht — so wenig zu halten, als möglich.

Noch einen Punkt heben wir seiner politischen Merkwürdigkeit wegen aus.

Zur Berathung über Dinge, die die Gemeinheit des Ordens angehen, nämlich Einsetzen und Entsetzen, Land und Ländlein verkaufen, Brüder aufzunehmen &c. sollen die gegenwärtigen Brüder versammelt werden. Was der bessere Theil der Brüder rath, soll geschehen; doch soll man die Ehrsamkeit und Bescheidenheit mehr ansehen, denn die Menge der Brüder (S. 65). — So hatte man schon damals die Erfahrung gemacht und benutzt, daß die Mehrheit nicht immer der weisere Theil ist, und daß man die Botschaft lieber wägen als zählen sollte. —

Ein minder allgemeines Interesse haben

2) die Gesetze, eigentlich genauere Bestimmungen der Regel, vermuthlich erst nach und nach entstanden, wenn man bemerkte, daß die Regel nicht zureichte, oder nach eigenmächtigen Auslegungen übertreten und umgangen werde (Seite 75=158). So wird gleich im ersten Abschnitt den Brüdern verboten, außer der Mahlzeit anders als Wasser zu trinken und außer dem Hause zu essen, es sey denn mit geistlichen Leuten und Prälaten; kein Bruder, der gesund ist, soll auf Federbetten, Matratzen oder Filzen liegen; kein Bruder soll keinen Christenmenschen Verräther, Abtrünnigen

vom Glauben, oder daß ihm der Athem stincke, oder eines bösen Weibes Sohn schelten. — Würze und Lektuarien (Saft) und Syrup u. dgl. sollen die Brüder nicht nutzen ohne Erlaubniß. — An den Konventstafeln sollen Speisen und Getränke gleich getheilt werden, doch soll der Meister eine vierfache Portion bekommen, damit er davon den Brüdern, die zur Buße sitzen, oder wem er sonst will, schicken möge. An den Krankentafeln soll zum mindesten ein Gericht mehr gegeben werden, als an den Konventstafeln. — Kein Bruder, Laye oder Pfaffe, soll außerhalb des Ordens beichten (ein Gesetz, welches bekanntlich auch im Jesuitenorden gilt, und einen sehr leicht zu durchschauenden Zweck hat). — Eine eben nicht große Idee von der Geistesbildung, die man von den neu aufgenommenen Ordensgliedern erwartete, giebt folgendes Gesetz: „So wie der Glaube todt ist ohne die Werke, so auch die Werke ohne den Glauben. Darum setzen wir, daß ein jeglicher, der empfangen wird als Bruder zu unserm Orden, den soll man fragen, ob er den Glauben und sein Paternoster kenne, und kann er es nicht, so soll er es lernen von den Priestern heimlich in dem halben Jahre. Wenn er es nicht endigt, oder durch seine Eitelkeit (Leichtsinn) versäumt, so soll er drey Tage büßen. Geschähe es aber, daß er es nicht erlernte in dem zweyten halben Jahre, welches Gott verhüten wolle, so hat er seinen Mantel

verloren auf des Meisters und der Brüder Gnade“ (S. 98).

Das reichhaltigste Stück der Gesetze ist der Zusatz, den sie gerade auf dem großen Kapitel zu Marienburg 1442 bekamen (S. 142=156), welcher manche innere Verhältnisse der Ordensglieder sehr genau bestimmt, aber eben dadurch das feimende Verderben des Korps deutlich beweiset.

Cruse.

(Der Beschluß folgt.)

---

### Herodotus und die Neuern.

Herodotus, der Vater der Geschichtskunde, der im Jahre 484 vor Christus geboren ward, ist der Einzige, der in dieser frühen Epoche Afrika besuchte, und uns sowohl über das, was er selbst gesehen, als auch von Einheimischen gehört hat, einige Nachrichten mittheilt. Besonders verdient er als Berichtgeber über Aegypten Glauben, da die ägyptischen Priester, in deren Weisheit er sich unterrichten ließ, damals noch nicht, wie dieß hernach unter der Dynastie der Ptolomäer geschah, fremde Meinungen angenommen hatten. Auch über die Länder des innern Afrika konnte er durch das damals so blühende Karavanenwesen, und wegen des lebhaften Verkehrs der Binnenländer, mancherley Nachrichten einziehen. In den neun

Büchern seiner Geschichte, die die Namen der neun Musen führen, ist alles enthalten, was man damals, besonders über Afrika, wissen konnte. Doch hat man seine Glaubwürdigkeit häufig bezweifelt, und ihm den Vorwurf gemacht, daß er viele Märchen in seine Geschichte eingewebt habe. Was den letzten Punkt betrifft, so muß man nicht vergessen, daß es damals noch keine Buchdruckereyen gab, und daß der Schriftsteller nicht sowohl durch das Auge des Lesers auf seinen Verstand wirken, sondern das Ohr und die Einbildungskraft des Hörers beschäftigen mußte, um Aufmerksamkeit zu erwecken und zu unterhalten. Herodotus las seine Werke in den großen Nationalversammlungen der Griechen in den olympischen Spielen vor; und ohne Beredsamkeit, ohne lebhaftere Schilderungen und überraschende Anekdoten, durch Ablesung trockener Untersuchungen hätte er gewiß seinen Zweck sehr schlecht erreicht. Wer aber seine Glaubwürdigkeit bestreiten will, bedenke die oben angeführten Mittel, die ihm zu Gebote standen, genaue Nachrichten einzuziehen, und daß nicht nur spätere Griechen und Römer das Meiste, was er berührt hat, bekräftigen; sondern daß noch mehr durch die neuesten Reisenden oft die strengste Wahrheit gefunden ist, wo man nur Märchen zu hören glaubte.

Die Völker Asiens und Afrika's haben eine zu unüberwindliche Hartnäckigkeit, um fremde Sitten

anzunehmen; eher dringt man ihnen einen neuen Glauben auf, als sie eine alte Konvenienz fahren lassen. Dieses, und der Mangel an Künsten und an großen Unternehmungen ist die Ursache, daß wir bey den unvermischten Völkern jener Erdgegenden das Physische und Moralische fast eben noch so finden, wie Herodotus, Ptolomäus, Strabo, Pausanias, Plinius und andre darüber Bericht abfatten.

Die Ichthyophagen (Fischesser) der genannten griechischen Schriftsteller an der westlichen Küste des rothen Meeres; die Chelono-  
phagen (Schildkrötenesser) des Plinius sind noch jetzt, was sie damals waren.

Die Fische an dieser Küste bey Koffeir sind noch jetzt so häufig, daß man sie mit dem Stocke todtschlagen und mit den Händen herausholen kann. Die ganze Küste ist von Fischern bewohnt, die bloß von Fischen leben, die sie mit Netzen fangen, oder mit Lanzen harpuniren. Sie essen sie theils frisch, theils vertauschen sie sie getrocknet gegen andre Bedürfnisse. Jede kleine Hütte ist mit einer Schildkrötenschale bedeckt.

Eben diese Bewandniß hat es mit den Troglodyten (Höhlenbewohnern) des Herodotus. Er versteht darunter besonders Völker in Oberägypten, am rothen Meere, und in Äthiopien. Natürliche und künstliche Höhlen dienten von jeher und überall vielen Menschen zu Wohnungen, es

gab also an mehreren Orten Troglodyten. Doch zeichnen sich die oben genannten Gegenden dadurch aus, daß ganze Völkerstämme sich in solchen unterirdischen Wohnungen aufhielten. In Oberägypten, von der Gegend des alten Theben an, findet man noch jetzt die Troglodyten, die aus ihren Schlupfwinkeln Feindseligkeiten gegen Fremde und selbst gegen die Truppen der Mameluken-Beys ausübten, und sich, wenn sie verfolgt werden, in ihren Gebirgen versteckten. —

Herodotus Beschreibung der alten Karawanenstraße von Ägypten nach dem Garamantenlande, dem heutigen Fessan, über die Dase des Jupiter Ammon, oder Ammonien und Augila, ist der Reiseroute, die Kennel, Brown und Hornemann angeben, sehr ähnlich. Auch stimmen die alten und neuen Angaben der Entfernungen der vornehmsten Orte ziemlich genau überein. Was Herodotus von dem Lande der Ammonier sagt, entspricht genau der Beschreibung, die uns die Neuern von dem kleinen Freystaate Siwah in der ersten Dase auf der Karawanenstraße von Kahira nach Fessan geben. Mitten in dem Sandmeere der ägyptischen Wüste trifft man fruchtbare, mit den herrlichsten Produkten versehene, Gegenden, gleich Inseln, an, die von den Arabern el Ouah genannt werden; woher der Name Dase entstanden ist. Diese Gegenden zeichnen sich vorzüglich durch viele, über

dem Boden hervorspringende, Quellen aus, deren einzelne zuweilen große Bäche bilden. Siwah, der Hauptort, ist wirklich, wie Herodotus schon berichtet, um und auf einem Felsen erbaut. Ehemals lebten auch hier die Menschen in Höhlen dieser Felsenmasse, und waren Troglodyten. Die Trümmer eines großen Gebäudes entsprechen der Beschreibung der Alten von dem Tempel des Jupiter Ammon. Die Salzklumpen auf dem Boden, die Menge süßer und salziger, warmer und kalter Quellen, die der alte Geschichtschreiber nennt, vergewissern die Wahrscheinlichkeit, daß man heiligen Boden betrete. Auch jener merkwürdige Quell neben dem ammonischen Tempelgebäude, von Herodotus unter dem geheiligten Namen Sonnenquell angeführt, ist jetzt in der Nähe der Ruinen gefunden. Das Wasser dieses Quells ändert nach den verschiedenen Tageszeiten seine Temperatur in regelmäßigen Zeiträumen, und Unbekanntschaft mit den Gesetzen der Natur heischte die unmittelbare Einwirkung der mächtig waltenden Sonne.

Wollen wir jetzt zu den südwestlich entfernten Gegenden eilen, und unter der unzählbaren Menge sonst bekannter, nachher lange vergessener, und jetzt wieder neuentdeckter Merkwürdigkeiten, nur ein paar für die Freunde der Erdkunde ausheben.

Herodotus erzählt im vierten Buche seiner Geschichte, Melpomene genannt, daß im Osten

der großen afrikanischen Wüste Sahara die Garamanten, ein sehr großes Volk, lebten, die auf vierspännigen Wagen die Troglodyten Aethiopiens verfolgten. Von diesen Troglodyten berichtet er, sie wären die schnellfüßigsten unter allen bekannten Menschen gewesen, und hätten eine allen andern völlig unähnliche Sprache geredet, die dem Geschreye der Nachtvögel geglichen.

Plinius sagt, daß die Garamanten über den Moraber hinausgewohnt haben, und es ist gewiß, daß er unter diesen schwarzen Bergen die felsigte Wüste von Sudan, zwischen Mesurate und Fessan, jetzt die schwarze Harutsch (die schwarze Wüste) genannt, verstanden hat. Das Land Fessan, im Süden von Tripoli, ist unstreitig das Land der alten Garamanten, und der Name des Ortes Germa oder Verma, südöstlich von der jetzigen Hauptstadt Mursuk, erinnert noch an die alte Hauptstadt Garama.

Westlich, südöstlich, und süd-südöstlich von Fessan nach Aegypten zu lebt ein großes merkwürdiges Volk, die Tibbo genannt, die sich in mehrere Stämme theilen, von denen einige, wie ihre Nachbarn, die Fessaner, Muhamedaner, andre aber Heiden sind. Der eine Stamm, die Tibbo Rschade, oder die Felsen-Tibbo, genannt, wohnen theils in Häusern unter Felsen, theils auch in wirklichen Felsenhöhlen.

Eine aufmerksame Vergleichung der Entfernung der jetzigen fessanischen Hauptstadt Mur-  
suk von der Seeküste mit der von mehreren Alten  
angegebenen Lage des alten Garama, welche  
Entfernung neun bis zehn Tagereisen ausmacht,  
befestigt, außer den innern Gründen für die Mei-  
nung, die Überzeugung, daß Fessan das Land der  
Garamanten ist. Die schwarze Harutsch ist  
der Mons ater der Römer, die auf ihren Zügen  
nach Fessan und zum Niger sehr oft sich da durch  
begaben. Denn weit erstreckte sich die Herrschaft  
der Römer in diesen uns jetzt weniger bekannten  
Gegenden, südwestlich bis nach Tabou oder Ti-  
bou, dem alten Tabidium: sie besaßen den  
ganzen fruchtbaren Landstrich bis zum Niger,  
Agades, Kaschna und Gana, in den Län-  
dern der Tuariks und in Houssa. Über den  
Mons ater hinaus, sagen die alten Schriftsteller,  
lagen Wüsten und die Städte der Garamanten, die  
von den Römern unter Balbus erobert wurden.  
Jetzt wissen wir, daß diese große schwarze Wüste,  
oder die Suda, sich sehr weit, sowohl östlich, als  
nördlich von Fessan erstreckt.

Mehrere Örter dieser von den Alten so häufig  
besuchten Gegenden haben noch jetzt, zum Theil  
ganz, zum Theil mit wenigen Veränderungen, ihre  
Namen beybehalten, so wie man in Fessan noch  
den alten Namen Phazania hört. Oberhalb  
nun des Mons ater, der schwarzen felsigten

Wüste, also in das fessanische Gebiet, setzen die alten Erdbeschreiber die Städte der Garamanten mit ihrer Hauptstadt Garama, und die an den südöstlichen Gränzen Fessans wohnende Völker nennt Herodotus Troglodyten, deren Schnellfüßigkeit und auffallende Sprache er auszeichnet. In diesen Gegenden wohnen jetzt die Stämme der Tibbo bis an die große libysche Sandwüste, oder Lebetâ in Osten. Die nächsten bey Fessan sind die Tibbo Rschade, die ganz so leben, und sind, wie Herodotus Troglodyten. So wie diese sich überall in Menge befanden, wo die Natur oder Kunst Schlupfwinkel für sie bereitet hatte; so wie alle alte Schriftsteller die große Schnellfüßigkeit an diesen bemerken: so leben auch die Tibbo Rschade auf den Felsenmassen der weißen Harutsch, wo schon von der Natur unzählbare Höhlen in dem lockern Kalkstein gebildet sind, und ohne Mühe angelegt werden können; so werden auch die Tibbo Rschade ihres leichten und schnellen Ganges wegen gerühmt. Mit keinem noch innen gelegenen Lande Afrika's wurden die Griechen so früh bekannt, als mit Garamanta, oder Fessan; es ist daher wahrscheinlich, daß sie die an den benachbarten Höhlenbewohnern bemerkte Schnellfüßigkeit allen äthiopischen Troglodyten beylegten. Was endlich Herodotus unbestimmt und im allgemeinen von den Troglodyten in Äthiopien sagt, daß ihre Sprache mit dem Gekreische der Nachtvögel Ähnlichkeit habe, versichert, unter andern, auch Hornemann, von zwey andern Stämmen der Tibbo, von den Febabo und Burgu, daß ihre Sprache dem Pfeifen der Fledermäuse gleiche.

Reichhaltig und sonor ist die arabische Sprache; aber die unbeschreibliche Armuth der ursprünglich afrikanischen Mundarten, das Unausprech-

bare, Unnachahmliche in den Tönen für ein fremdes Organ bemerkte auch schon Plinius. *Populorum Africae vocabula plerumque ineffabilia, praeterquam ipsorum linguis.* —

So werden nach einem Zeitraume von 2300 Jahren die Nachrichten Herodotus bewährt und bekräftigt, die von so vielen alten und neuen Schriftstellern besritten und verworfen waren.

Richter.

Bitte an einheimische Geschichtsforscher.

Unter der Rubrik: „Vaterländische Notizen“ theilte in Nr. 28. der W. U. ein einheimischer Gelehrter mit der Namensschiffre — t — einige vorzüglich Goldingen betreffende Nachrichten mit. Mir war darin besonders die Äußerung wichtig: „daß diese Notizen aus einem reichen Schatz alter Dokumente ausgehoben seyen, unter denen mehrere mit Mönchschrift geschrieben wären. Seit ich hier wohne habe ich den hiesigen schriftlichen Überresten aus dem Alterthum ämßig nachgespürt, und ich glaube das Wenige genau zu kennen, das davon sowohl in öffentlichen, als Privatsammlungen liegt, allein kein einziges Blatt, keine Membrane aufgefunden, die über die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ginge. Der mir unbekante Herr Einsender würde mich daher durch eine gütige Nachricht sehr verbinden: wo die mit Mönchschrift geschriebenen Dokumente sind \*)? Mei-

\*) Wahrscheinlich hat der Herr Einsender nur den Sprachgebrauch des gemeinen Lebens befolgt, welcher, obwohl freylich ganz unrichtig, alle in den alten Urkunden vorkommenden Schriftzüge mit dem Namen Mönchschrift belegt. — Anm. d. Red.

nes Wissens existirt weder in Preussen, noch Lief- und Kurland, ein Dokument mit Mönchsbuchstaben mehr, sondern diese findet man nur noch in den ältesten Kirchen bey Inschriften auf Gestühlten, Bildern, Leichensteinen u. s. w. Alles was ich in Goldingen von Mönchsschrift entdeckt habe, beschränkt sich auf einige Buchstaben auf einem Stückchen Leichenstein kurz vor dem Eingange der lutherischen Kirche.

Auf dem Lande sind noch an vielen Orten in den Briefladen der Güter alte Dokumente genug, die für die Landesgeschichte manche Aufschlüsse geben. Schon früher benutzte ich die mir gewährte Erlaubniß, einige derselben durchzusehen, und in Bezug auf die Landesgeschichte, die alte Sprache, die ausgestorbenen adeligen Familien u. s. w. für meine bis jetzt sorgfältig aufbewahrten Sammlungen zu excerpiren. Jetzt, da ich zu einer Geschichte von Goldingen sammle, würde ich mich zu dem größten Danke verpflichtet fühlen, wenn diejenigen, welche irgend einen, die ältere Geschichte von Goldingen betreffenden, Aufsatz in Händen haben, mir denselben mitzutheilen die Güte hätten. Besonders lieb würde mir ein Verzeichniß der Goldingenschen Romthure seyn.

Goldingen.

Hennig.

### D r u c k f e h l e r .

In Nr. 39. ist S. 212, Z. 3 v. u. den st. die, und S. 222, Z. 6  
wen st. wenn zu lesen.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

---

No. 41. Mitau, den 14. Oktober 1807.

---

## L i t e r a t u r.

Sammlung acht lettischer Sinngedichte  
(wahrscheinlich ein Druckfehler statt Singge-  
dichte). 1807. Ohne Druckort. 60 S. 8.

Die Freunde lettischer Literatur, denen diese Sammlung gewidmet ist, werden dem schon durch mehrere Arbeiten \*) um jene verdienten Herausgeber, Herrn Pastor Bergmann zu Ruinen in Liefland, auch für diese anthologische Bemühung ihren Beyfall gewiß nicht versagen, und es ist wünschenswerth, daß sein gutes Beyspiel zur Erfüllung der Bitte, um mehrere Versuche der Art, aufmuntere. Wohl ist diesem Völkchen, wie Herr P. B. in dem Vorberichte sagt, von unsrer steifen Buchweisheit — und Rec. setzt hinzu Buchthor-

---

\*) Rec. kann nicht umhin, dem Herrn Herausgeber für das vortreffliche Lied 561. im neuen lettischen Gesangbuche hier seinerseits öffentlich zu danken

heit — manches, wo nicht wirklich aufgedrungen, doch wenigstens zugemuthet worden; indessen bleibe jedem Schriftsteller sein Ruhm und sein Verdienst, der gärtnerisch das rohe Feld bearbeiten half, eignen guten Samen ausstreute, oder des Auslandes edle Gewächse glücklich darauf verpflanzte; diese mögen es so ansehen, als überreichte der gutmüthige Lette ihnen hier dankbar ein Sträußlein, von ihm selbst gepflückt, im großen Naturgarten, auf der Wiese und schattigen Fußstegen des Waldes. Aber jene edlen Gewächse und Zöglinge der Kunstgärtnerey sind es doch nicht, wodurch wir mit der eigentlichen Natur des vaterländischen Bodens bekannt werden können; jede Folgerung führt hier zu weit, sicherer leiten uns die indigenen wilden Produkte; diesen müssen wir seine Benutzung und Kultur ablernen. Ohne Metapher, unsre lettischen Werke von deutscher Hand, obgleich zu ihrer Ehre größtentheils bestimmt, das Volk zu der Kulturstufe heraufzuführen, die jeder Menschenfreund und Patriot ihm gönnen muß, lehren uns nicht dasselbe kennen, wie es wirklich ist, und seit langer Zeit ziemlich unverändert war. Den frühern Zustand denkt man sich zu roh und wild, auf die neueren Bildungsprogressen dagegen schließt man eben aus seiner Literatur zu freygebig, und vielleicht ist manche lettische Schrift selbst das Resultat solcher Präsumtionen, zu denen Nec. übrigens immer sein herzliches Amen spricht. Wir

lassen den Letten wahrnehmen, urtheilen und reden wie wir wollen, viele Eigenthümlichkeiten seiner Denk- und Lebensweise, seiner Sitten und Meinungen, sind uns aber wohl nicht ganz bekannt; auch werden selbst unsre ersten Kenner seiner Sprache gestehen, daß sie doch noch oft ihm einen neuen Idiotism ablauschen. Wir haben zwar auch schon Werke von Letten selbst, z. B. die Lieder des blinden Jndrik, aber diese sind zu individuel, um irgend eine Folgerung auf seine übrigen Brüder zu gestatten; und gesetzt, wir hätten geistliche Lieder von jedem Letten, so sähen wir die Leute da doch nur im Sonntagbrocke, der aber gerade in diesem Falle nicht die sonstige Eigenschaft der Rbcke hat, den Mann zu machen. Vorliegende Sammlung bringt sie uns schon näher; aus dergleichen Liederchen — ganz und gar des Letten eignes Machwerk — erfahren wir manches von seinen Sitten, Gebräuchen, Meinungen und Vorstellungarten, die Leutchen sind hier so zu sagen unter sich, und dann sind sie, daß weiß jeder, der sie kennt, ganz anders, als wenn wir ihnen etwa die Ehre unsrer hohen Gegenwart gönnen. Die Kritik hat an diesen Liedern nichts zu meistern, eben so wenig als an dem Kohlkopfe, wie die Natur ihn giebt, seine Blätter mögen sich nun so oder anders schichten; auch die Ascetik soll z. B. bey Nr. 71. 2c. nicht laut werden, sondern nur belauschen. An die Meisterstücke der Griechen

und Römer, denen wir selbst — wenn wir ja auf dem rechten Wege sind — noch ein gutes Eckchen nachzulaufen haben, ehe wir sie einholen — müssen wir beyleibe nicht denken. Horaz und Virgil selbst würden aber sicherlich — weil sie nicht den heutigen Poetenstolz besaßen — ganz unpartheiisch manches Bild und manchen Einfall unsrer Musae ruralis recht leidlich finden. Mehrere Sammlungen solcher Liederchen, auch einiger noch unter den Letten gangbaren Sagen und Märchen würden, wie gesagt, sich wohl benutzen lassen.

---

Etwas über den Aufsatz des Herrn Superintendentens Maczewski in Nr. 28. der W. u. d. S. und der dazu gehörigen Beilage.

(Beschluß des in Nr. 28. abgebrachten Aufsatzes.)

Die intellektuelle, oder besser geistige Anschauung ist gerade der anstößigste Punkt für den, der auf dem bloßen Standpunkte der Reflexion beharrt, und sich nicht höher erhebt. Da hilft denn auch kaum eine so deutliche Darstellung, daß die Unsrigen sie — so zu sagen — fast mit Händen greifen können. Denke dir die Planeten, die Sonnen bloß als getrennte Körper: du stehst tief auf dem Reflexionspunkte. Denke dir Planetensysteme mit ihren Sonnen im Centrum, als un-

abhängige Weltssysteme: du siehst noch auf dem Reflexionspunkt. Denke dir die Gottheit außer der Welt, nur immer von außen auf sie einwirkend: und du befindest dich noch immer auf demselben Punkte. Sprich über das alles in menschlicher Sprache: und du kannst dich fast nicht anders, als in Geschöpfen der Reflexion ausdrücken. Aber wenn dir nun solche Klust vor deinem Verstande erscheint, und du alles nur getrennt, und gleichsam nur ruck- und stoßweise von außen dir erklären kannst: so orientire dich einmal (und sich orientiren heißt eigentlich, sich vom Standpunkte der alles getrennt sich denkenden Reflexion auf den ursprünglichen Standpunkt der Vernunft, der allem Reflektiren vorangeht — auf den Standpunkt der alles vereinigenden und in Zusammenhang bringenden Anschauung stellen); schau alle Millionen Sonnen im unermesslichen und unendlichen Weltraume durch ihr Licht, das jede wieder — vermuthlich noch reiner — von einer andern höhern mitgetheilt, oder in wirksame Aktion versetzt erhält, Schwerkraft und Duplicität, Streben zur Indifferenz, und doch nie ganz aufgehobene Differenz, und damit Bewegung, Organisation und Leben auf den ihnen untergeordneten Weltkörpern verbreiten; schau im Geiste jene Millionen Sonnen ihr höheres Licht und Schwerkraft und Duplicität, und relative Indifferenz, und doch wieder Differenz, die nie ganz aufgehoben werden

kann noch darf, und Bewegung und Leben theils auseinander in mehrern Sonnensystemen, und zuletzt alle aus einer Centralsonne, oder aus einem bloßen Centralpunkte von Urthätigkeit und primitiven Kräften erhalten; schau im Geiste diesen schöpferischen Centralpunkt, seine Differenzirung und sein Streben zur Indifferenzirung, die nie absolut, nur relativ erreicht werden kann, und wobey immer der notwendige Gegensatz zur unversellen Organisationsform erhalten wird, bis an die äußersten Gränzen — doch was kann hier von Gränzen die Rede seyn? — ins Unermeßliche und Unendliche verbreiten, und dadurch alles schaffen, alles zusammen halten, alles bewegen, organisiren, in Thätigkeit setzen und mit sich vereinigen; schau hier den großen Geist, das Absolute, die Gottheit selbst sich in und durch das ganze Universum offenbaren und verbreiten, es mit sich vereinigen, und es erhalten, beleben, regieren: und du hast die hohe geistige Anschauung des Absoluten, die Subjektives und Objektives verbindet, und die dir alle Räthsel löset. Schau in Gott leben — nur im himmlischen Glanze — die Ideen, die Urbilder aller Dinge, und insbesondre der vernünftigen Wesen, die auf einer wieder erhöhten Stufe seiner Schöpfung als höher potenzirte Wesen — Ebenbilder des Schöpfers erscheinen, sich selbst ein Universum sind und es in sich tragen: und du siehst, wie alles von Anbeginn, und auf einmal, und in Ewigkeit in ihm ist, was du in der empirisch unendlichen stetigen Reihe — der Zeit, auf einander folgen siehst, und nicht anders sehen kannst. Wo die immer fortgehende Differenzirung in höhere relative Indifferenz und in relatives Bewußtseyn übergeht, und wieder Vernunft wird: da findest

du das relative Subjekt-Objekt, das relative Ich — Dich selbst, das, aus Gott hervorgegangen, aus sich hinaus wirkt und beschränkt, und sein Göttliches, aber auch seine Schranken, seine (leider oft mißbrauchte) Freyheit, aber auch die über ihm waltende göttliche Nothwendigkeit, die nur das Gute begünstigen kann, anerkennt, und sich so zum geistigen Schauen des Absoluten, zur Seligkeit in diesem Anschauen und im Streben zur nähern Vereinigung erhebt; oder — die Freyheit muthwillig mißbrauchend, seine Unwürdigkeit anerkennt, und niederwärts gesenktes Blickes schon unselig sich fühlt, und einer noch unseligern Verwandlung seines Zustandes in kommenden Zeiten entgegen sieht. Gott! welches Elend kann größer seyn, als solche Erwartung? — Aber auch welche Seligkeit größer, als der Friede der Seele mit Gott, und das Schauen der innern nähern Vereinigung mit Gott! Ewig dauert die Duplicität in der Schöpfung, ewig auch im vernünftigen Wesen. Nie kann es also ganz untergehen, nie aufhören, ein Wesen zu seyn, das sich fühlt — je nachdem dessen eigner Werth ist, groß und erhaben, oder niedrig und verächtlich, glücklich oder unglücklich.

Fichte's Lehre ist purer Idealismus, nicht Ideal-Realismus, wie die absolute Philosophie. Das bloße relative Ich ist Fichte'm die Quelle alles Seyns, nur in, durch und für jenes ist alles, und außer demselben ist nach diesem System nichts Wirkliches. Seine Lehre ist zwar nothwendige Stufe zum Übergange vom sogenannten kritischen Idealismus zum Ideal-Realismus der absoluten Philosophie; einmal aber auf dieser höchsten Stufe angelangt, bedürfen wir der niedern Stufe nicht mehr, und kümmern uns um dieselbe nicht. Wie

alles, was da ist, durch die schaffende Kraft und eigne Beschränkung des absoluten Ichs entstanden ist: so ist es dieß auch der Mensch, der, nur in einer höhern Potenz, der Gottheit wieder näher steht, aber, obgleich ihrer nothwendigen Regierung unterworfen, seine eigne Sphäre der Freyheit hat, die er selbst durch das Göttliche in ihm beschränken soll, aber, eben weil er bloß soll, nicht in seinem relativen Handeln von der Nothwendigkeit, gut zu seyn, gebunden ist, und mit seiner bewußten Erkenntniß den Dingen nur nachfolgt, in seiner Produktivität erst Absichten hat, dann handelt und wirkt, auch dem Wahren und Guten zuwider handeln kann, doch ohne das Gesetz des Allmächtigen und Allweisen, in dem Gedanken und That Eins ist, zu unterbrechen, oder zu stören.

Ohne allen Zweifel wirkt auch eine andre, beschränkende Thätigkeit auf den Menschen, so daß dieser sich von derselben unterscheiden muß. Nur ist damit die höchste Aufgabe der Philosophie gar nicht gelöst. Der Philosoph will die Möglichkeit des ersten Bewußtwerdens erklärt wissen, und somit muß er über den Standpunkt des gemeinen Bewußtseyns nothwendig hinausgehen. Wer aber nicht in der Lage ist, sich bis zur geistigen Anschauung erheben zu können: der bleibe auf dem Standpunkte der Reflexion und des gemeinen Bewußtseyns, und er wird immer ein sehr achtenswerther, nützlicher Mann seyn, wenn er seiner Thätigkeit die gehdrige Richtung giebt. Nur ziehe er ja nicht gegen das zu Felde, zu dessen Fassung er sich nicht erheben wollte, oder es, durch Lage und Verhältnisse gehindert, nicht konnte, und am allerwenigsten belege er es mit herabsetzenden und beschimpfenden Benennungen.

Ist bloße Möglichkeit überhaupt, und

einzigste Denkbarkeit einerley? Nur in diesem Falle wäre die geistige Anschauung der absoluten Philosophie, welche die einzigste Denkbarkeit des Werdens aller Dinge durch und aus Gott, und das Hinzukommen des Objekts zum Subjekt erklärt, eine bloße Hypothese. Warum ließ doch Herr S. M. S. 39 der Beylage, in den Worten: „Eine Idee der Möglichkeit und Denkbarkeit einer Sache nennt man sonst eine Hypothese,“ das von mir vor Denkbarkeit hinzugesetzte Wort „einzigste“ aus, das er doch kurz vorher selbst angeführt hatte? — Weil man eine solche Idee alsdann keine Hypothese nennen könnte. Dem aber, der die Grundanschauung der absoluten Philosophie nicht fassen kann, mag, oder muß vielmehr dieses ganze System nicht denkbar scheinen. Andre aber fassen sie, und sind folglich dem ganzen System günstig; weshalb denn diejenigen, welche sie nicht fassen können, oder, eingenommen vom einmal behaupteten Gegentheil, sich nicht zu ihr erheben, mit Ausdrücken, als: „ein bloßer Dunst von Vorstellungen“ u. dgl., nicht um sich werfen sollten. Der Vorzug der absoluten Philosophie vor jeder andern ein unerforschliches Gegebenes voraussetzenden, wobey man immer wie im Finstern tappt, ist eben der, daß man nun die Art, wie Objekte den Geist afficiren, gar nicht unzugänglich findet; ohne noch anderer Vorzüge, als der Stellung der Religion auf den höchsten Standpunkt, der Erhebung bloß empirischer Kenntnisse zum Range der Wissenschaften, und der Vollendung eines Systems der schönen Kunst, zu erwähnen. Und diese Vorzüge wären doch, dächt' ich, sehr wichtig.

Findet aber der S. M. S. bey allen Differenziiren, Indifferenziiren und Potenziren — wie er

sich darüber ausdrückt — es nicht denkbar, wie aus Gott ein Reales hervorgehe: so dürfte es denn auch wohl nicht denkbar, also, nach der dort herrschenden Begriffsverwechslung, unmöglich seyn, daß überhaupt etwas Reales, d. h. eine Welt von Gott erschaffen sey, die wir doch vor unsre Augen sehen, und zu der wir selbst gehören.

Im höchsten Gebiete des Absoluten wird der Verstand, der nur in der Sphäre der Begriffe Richter seyn kann, mit Recht alles Stimmrechts beraubt. Das Vermögen der Anschauung geht immer allem Begreifen vorher, und ist folglich das höhere. Ich protestire nicht gegen das Begreifen überhaupt; ich ehre vielmehr den Verstand hoch, und fordre seinen Gebrauch, wo er Richter seyn soll; allein ich mag es nicht zugeben, daß man der niedrigeren Funktion des Begreifens über die höhere geistige des Anschauens nicht nur den Vorzug giebt, sondern letztere gar durch erstere verdrängen will.

Die Gottheit umfaßt das Ganze; dieses ist in der Gottheit, und die Gottheit in ihm, das Differenzierte im Ganzen ist zwar auch in der Gottheit, aber nun nicht die Gottheit selbst. Ist dieses Differenzierte, das zur relativen Indifferenz gelangte, nun auch ein Wesen, das nicht bloß Objekt, sondern zugleich auch Subjekt ist, d. h. ein vernünftiges Wesen: so ist es zwar darin der Gottheit analog, daß es frey ist, wie diese, auch in gewissem Grade produktiv, und zugleich von der Nothwendigkeit in seinen Wirkungen beherrscht. Aber diese Nothwendigkeit liegt nicht in ihm selbst, in seinem Wollen und Thun, wie dieß bey der Gottheit der Fall ist, die keine Schranken außer sich selbst kennt. Sie ist außer ihm, umfaßt nur auch ihn, so daß er nichts gegen Gottes Willen

bewirken kann. Ist nun dieses, so kann er zwar auch moralisch Böses wollen und thun; aber dem Plane Gottes widersteht er auch damit doch nicht.

Dieser eben erwähnte Begriff Moralisch kann nur auf Wesen gehen, die auch anders, als gut, handeln können, und denen das Gute durch ein Sollen geboten wird; also nicht auf Gott. Was moralisch genannt wird, kann auch nur in der reflektirten Welt statt finden, auf dem niedrern Standpunkte, auf dem beschränkte vernünftige Wesen stehen. In Beziehung auf die Gottheit selbst, die über alles sieht, alles beginnt und alles umfaßt, ist dieser Begriff dem genau sich ausdrückenden Philosophen indifferent, ja ohne Sinn. Nur heilig ist Gott, und es läßt sich von ihm nicht, wie von dem der Moral unterworfenen Wesen, sagen, er sey tugendhaft. Heiligkeit und Moralität sind, obgleich letztere bey dem Menschen Nachahmung der ersten, und ihm durchaus nothwendig ist, eben so weit von einander verschieden, als eigenthümliche höchste Vollkommenheit vom, dem Gebot gemäßen, Streben nach Ähnlichkeit mit derselben.

Ich, der ich die absolute Philosophie wenigstens in ihren Elementen zu kennen glaube, auch wohl weiß, was zu derselben nothwendig gehört, und was bloß eigne Ideen des Erfinders derselben, und anderer, die ihr beypflichten, sind, finde auch nicht die geringste Inkonsequenz darin, daß man dieses philosophische System zu dem seinigen macht, und zugleich dem wohlverstandnen Lehren des Christenthums huldigt, wie ich dieß von ganzer Seele thue.

Daß die Idee eines moralischen Gottes keine philosophische Seite habe, darin hat Schelling Recht, wie ich schon in meinem früheren Auf-

sätze angedeutet, und auch hier gezeigt habe. Nur heilig ist Gott, nicht durch ein Moralgesetz beherrscht; er ist die Quelle alles Guten. Was die ästhetische Seite jener Idee betrifft: so gehört dieß zwar nicht hierher; doch ist es wohl augenscheinlich, daß Schelling auch in dieser Äußerung Recht habe.

Die Bibelstelle, Ap. Gesch. 17, 28., ist von mir nur nebenher angeführt, nicht zum Beweise der Wahrheit der absoluten Philosophie, sondern bloß um zu zeigen, daß auch die Bibel unsrer Idee von Gott gar nicht widerspricht. Übrigens aber steht und fällt diese Idee keinesweges zugleich mit der Auslegung jener Stelle; indessen darf ich doch mit Grunde behaupten, daß nur die von mir angeführte die richtige sey, wenn es auch wahr wäre — wofür doch nur eine einzige Stelle entschieden spricht: — daß *ἐν* im Hebräisch-Griechischen auch durch *unter* bedeute. Die einzige Stelle Luc. 11, 20. *ἐν δακτύλῳ* spricht wohl entscheidend auch für diese Bedeutung. Die übrigen von H. S. W. angeführten Stellen aber nicht. Denn in den beyden ersten Stellen, so wie in Luc. 11, 15. 18. ist bey *ἐν* das ausgelassene *ἰν ὀνομασί* darunter zu verstehen, wie dieß denn auch Ap. Gesch. 4, 10. sogar ausdrücklich hinzugefügt ist. *Ἐν προσευχῇ*, wenn es auch im Deutschen durch gegeben wird, bedeutet hier doch eigentlich *unter*, während, auch wohl *vermittelt*, und es wird hier auf die Dauer der Gemüthsfassung auch der leiblichen Übung gesehen, während welcher, auch wohl *vermittelt* welcher Befreyung von jenem Ubel gehofft werden könne. — *Ἐν δολῷ* heißt in oder mit List, listiger Weise. Daß *ἐν οἷς σωθῆσθῃ* kann füglich auch also heißen: bey deren Anhörnung du in's Leben gerettet werden wirst. Daß *ἐν ἡδῶ* heißt

darin, wie auch Luther es giebt. Allein, wenn auch *ἐν* wirklich in einer Stelle der Bibel nichts anders, als durch heißen muß: so spricht der, der von mir angeführten Stelle vorhergehende, 27ste Vers ganz klar für die eigenthümliche Bedeutung des *ἐν* in. In diesem nämlich heißt es: *καίτοι γε ἔμακρ' ἀπο ἑνὸς ἑκάστου ἡμῶν ὑπαρχούτα*, d. h. und zwar den nicht ferne von einem jeden unter uns befindlichen (nämlich Gott); worauf denn die Stelle folgt: *ἐν γὰρ αὐτῷ κ. ἴ. λ.*, denn in ihm leben, weben und sind wir. Wer sieht nicht, daß es in diesem Zusammenhange durchaus in heißen müsse?

Ich habe übrigens in des H. S. M. früheren Aufsätze gar wohl bemerkt, daß derselbe auch manches aus der alten dogmatischen Philosophie mit dem kantischen Kriticismus vereinige, und folglich eklektischer Philosoph seyn wolle. In wiefern aber diese Vereinigung konsequent sey, mag H. S. M. selbst mit sich ausmachen; ich habe dergleichen mit Fleiß nicht berühren wollen. Sehr deutlich aber wird dieß doch immer, daß H. S. M. mit Kants Kriticismus die Religion der Moral unterordnet, und es nach diesem System auch thun muß, obgleich es jedem Unbefangenen auffällt, wie eine absolute aus einer bloßen Reflexionswissenschaft, die erst in der absoluten ihren letzten Grund findet, abgeleitet werden könne.

Das *γυναι σελιον* ist ein jedem Menschen sehr heilsamer Zuruf; auch mir, das bekenne ich gern; aber eben so gewiß auch dem Herrn S. M.

Eine Herkulesarbeit ist es nun eben wohl nicht, das Wesentliche der absoluten Philosophie zu erkennen. Es muß aber doch wohl nicht so ganz leicht seyn, da so viele, und selbst denkende Köpfe, es noch bis jetzt gar nicht recht verstehen.

Übrigens aber kann ich auch Unrecht dulden; und somit möge denn Herr S. M. auch auf seiner unrechtmäßigen Anwendung der Stelle: Richtet nicht ic. auf mich beharren; ich verzeihe es ihm gern.

Nur noch das Einzige zur Beherzigung hiebey. Vor wessen Forum gehört es wohl, den Lehrern der absoluten Philosophie (welche man aus -- Mißverständnis Nichtsphilosophie nannte) die Absicht beyzumessen zu dürfen, daß sie aus Menschenseelen Wahrheit, Recht, Unsterblichkeit und Gott tilgen wollen? Gewiß keinesweges vor das Forum irgend eines Menschen; das kann niemand, wer nur Billigkeit und schonende Liebe ehrt, läugnen. Am wenigsten aber ist derjenige zu einem solchen Urtheile (das, aufs wenigste gesagt, bloß leidenschaftlich und gar nicht durchdacht ist) berechtigt, der die absolute Philosophie nur aus Gegenschriften kennt, oder zum allermindesten deren ganzen Sinn gar nicht gefaßt hat. Und doch — man lese ein Gedicht in Nr. 32. der B. U. des vorigen Jahrs S. 94 u. 95! — Und doch — wird einem, der es sich nie beykommen ließ, über andrer Bewegungsgründe abzuurtheilen, was er schon längst wußte nicht bloß, sondern auch darnach handelte, zu Gemüthe geführt, „über andrer Bewegungsgründe zu urtheilen gehöre nicht vor sein Forum!“ — So wird ein eingebildeter Splitter gefaßt, und der nähere Balken übersehen.

Möchte jemand immerhin — ich spreche ungefähr in den eigenen Worten des Herrn S. M. — möchte auch Er selbst, der Herr Verf. des gegen mich gerichteten Aufsatzes, seine Philosophie vertheidigen oder behaupten, so viel er wollte und konnte, und ich füge noch hinzu, auch Gründe, die ihn einleuchtend dünkten, wider das entgegenstehende System anführen. Solches Unsinn und

solcher Gottlosigkeit aber, Wahrheit, Recht, Unsterblichkeit und Gott aus Menschen-seelen tilgen zu wollen, durfte man die Freunde der absoluten Philosophie, auch ohne noch die vorher sehr nöthige Überlegung anzustellen, ob man denn auch das verworfene System ganz gefaßt habe, schon aus schuldiger Achtung vor den Männern, im Ein- und Auslande, die wenigstens den Gelehrten, als diesem System zugethan, bekannt seyn mußten, oder doch konnten, und die gewiß nicht ohne Gefühl, auch fähig waren und sind, eingebildetes Wissen in seine gehörigen Schranken zurückzuweisen, keinesweges zeihen; selbst wenn andre schon mit einem solchen tadelhaften Beispiele vorangegangen wären. Auch schon der Achtung vor sich selbst, so wie der vor andern, wäre man, dünkte ich, dieses schuldig.

Die jungen Thoren passen in unsern Streit gar nicht; warum gedenkt ihier doch abermals Hr. S. M. hier, wo eingestandenmaßen mehr oder weniger Jahre bey selbstdenkenden, seyn sie auch junge Männer, nichts entscheiden; indem es eben sowohl alte, als junge Thoren geben kann, die ganz eigentlich auf das Wort des Meisters glauben, und darüber nöthige gründliche Kenntnisse vernachlässigen, womit sie denn freylich, wenn sie noch dazu über Warnung und guten Rath von Einsichtsvollern lachen, ein mitleidiges Lächeln verdienen. Ich, meines Theils, kenne einige junge Männer, welche Freunde der absoluten Philosophie sind; aber diese alle — ich bin dieses Zeugniß der Wahrheit schuldig, die auch auf nahe Verwandtschaft keine Rücksicht nehmen darf — sind Männer, denen es auch an gründlicher Kenntniß der übrigen einem wahren Gelehrten nöthigen Wissenschaften keinesweges mangelt, die

mithin der gut gemeinten Warnungen derer, welche das von jenen angenommene System der Philosophie nicht kennen, oder gar schon dawider eingenommen sind, nicht bedürfen, und über das mitleidige Lächeln von diesen weit erhaben sind. Ich affectire nie, am wenigsten über andre zu lachen, oder gar ihre den meinigen entgegenstehende Meinungen mit herabsetzenden Benennungen zu belegen. Aber von dem allgemeinen Loose der Menschheit — Mangelhaftigkeit, Schwachheit, welche letztere man wirklich auch zu der dem Menschen, leider! anhaftenden Inkonsequenz zählen muß, spreche ich mich gar nicht frey. Dessen aber bin ich mir auf's klarste bewußt, daß ich sehr gern, und so viel es nur immer möglich ist, schone, und nur nothgedrungen andern ihre Inkonsequenzen zeige.

Nach dem letzten §. in des Herrn S. M. Aufsätze sollte man fast glauben, ich hätte wirklich auf ein Paar Jahre mehr stolz gethan. Die Leser meines vorigen Aufsatzes in Nr. 16. der W. U. wissen aber das Gegentheil.

Ubrigens habe ich den würdigen Herrn S. M. immer geliebt und geschätzt, was auch keine Verschiedenheit der Meinungen ändern wird. In diesen giebt es natürlicher Weise große Verschiedenheit, nur wollen wir nie den entgegenstehenden Meinungen herabsetzende Benennungen beylegen. Und dieß noch weniger, wenn es ganze Systeme sind, welche erst recht durchdacht werden müssen, ehe man anderer Urtheile über dieselben unterschreibt, und ebenfalls wegwerfend über sie entscheidet. Doch nun habe ich, was nöthig war, gesagt, und streite über diese Materie, wenigstens in den W. U., nicht mehr.

R. G. Elverfeld.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre  
in Rußland.

---

No. 42. Mitau, den 21. Oktober 1807.

---

## L i t e r a t u r .

*Die Statuten des deutschen Ordens etc. Herausgegeben von Dr. Ernst Hennig etc.*

(Beschluß der in Nr. 40. abgebrochenen Recension.)

3) Die Gewohnheiten des Ordens (S. 159=198) bestimmen die innere Verfassung, die Wahl des Hochmeisters, die Verhältnisse und Verpflichtungen der Ordensofficianten. Ihnen angehängt sind, unter dem Titel der Benie, die dem Orden eignen Gottesdiensteinrichtungen und Formulare. Auszüge daraus zu machen, würde für diese Blätter zu weitläufig seyn.

In den vier Beylagen (S. 221=236) liefert Herr Hennig das, was sich in den ihm bekannten andern fünf Abschriften (deren Varianten übrigens sorgfältig angeführt sind) befindet, ohne in dieses revidirte Exemplar aufgenommen worden zu seyn.

— So hat denn der Freund vaterländischer Ge-

schichte in diesem kleinen Bande einen kompletten Kodex der Ordensgesetze, deren Gebrauch ihm durch das angehängte historisch-etymologische Glossarium ungemein erleichtert wird. Ref., dem das, was man gewöhnlich Sprachgrübelereyen nennt, immer eine sehr angenehme Beschäftigung gewesen ist, dankt diesem Glossarium manches neue Licht, und um die Sprachforscher auf das aufmerksam zu machen, was sie darin zu suchen haben, dürfte er sie nur an ein Paar Aufsätze des Herrn Hennig in der Ruthenia und in den B. U. erinnern. — Indessen kann es sich Ref. nicht versagen noch einiges auszuheben.

S. 248. *Bitancie*, was jedem an Speise und Getränk zukommt, gesetzmäßige Portion. (Das Wort ist noch im Englischen üblich. *Pittance* s. a small allowance, a little portion. — S. 252. *Carpitele*, das verstümmelte lateinische *Capitale* Hauptkissen (auch im Englischen noch in dem Worte *Carpet* eine Tisch- oder Fußbodendecke erkennbar). — S. 254. *Cresem*, das *Chrysam* oder geweihte Öhl. (Gewiß kommt davon das französische *Crème*, das öhlige in der Milch, Schmand; so wie auch die öhlichen *Liqueurs* *Crème à la Vanille* etc. noch so genannt werden.) — S. 255. *E, ee*, *Ehe*, Verpflichtung, Gesetz, Bund. (Ganz in der Bedeutung des lateinischen *Foedus*. So sagt man noch jetzt in Preussen von Personen [nicht

nur Eheleuten], die sich gut oder übel mit einander vertragen: Sie führen eine gute, oder eine schlechte Ehe.) — S. 263. Gehrbe, Gårbe scheint wohl nicht das Kollektivum bloß für Kleidungsstücke überhaupt, sondern für Ehren- und Amtskleidung zu seyn. Man denke nur an das englische Garb, äußerer Anstand, und an das italienische Garbo. Goldoni's Donna di garbo ist die rechtliche, brave Frau, la femme honnête. — Unter dem Worte Kaffenspiel (S. 273) giebt Herr Hennig einen wichtigen Beytrag zur Sittengeschichte. Der gemeinen Meinung nach ist das Kaffeetrinken erst im Jahre 1669 in Europa in Gang gekommen. Nun ist aber in der Ordensregel von 1334 der Kaffespiele erwähnt. Auch kann sich solches nicht auf die Besitzungen des Ordens im Orient beziehen, denn sonst würde es in der vierzig Jahr ältern Abschrift der Ordensregel (bey Herrn Hennig die Abschrift D) nicht fehlen. Dieses Verbot ist also ganz gewiß für die europäischen Mitglieder des Ordens, der überdieß 1334 im Orient nichts mehr besaß; und es ist demnach kein Zweifel, daß dieses jetzt fast allgemein unentbehrlich gewordene Getränk schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in Europa bekannt war, wodurch denn die Zweifel derer, welche dessen Gebrauch im Orient sogar erst in das funfzehnte Jahrhundert setzen, wenigstens ganz niedergeschlagen werden. — Wenn Hr.

Hennig (S. 280.) Luttertrank durch Meth erklärt; so stimmt Ref. mehr für die mit einem Vielleicht hinzugesetzte Vermuthung, daß es Branntwein bedeute. Vielleicht erinnert Herr Hennig sich noch, daß von den Branntweinbrennern in Preussen, die bey dem ersten Abziehen übergehende, nachher noch einmal zu läuternde Flüssigkeit schlecht-hin Lutter genannt wird. In Europa bekannt war der Branntwein damals schon; denn Arnold von Villanova, der gewöhnlich für den Erfinder gilt, starb 1312, und Raymundus Lullus, der ihn *consolatio ultima corporis humani* nennt (also ein Brownianer ante Brownium), 1332 in einem fast hundertjährigen Alter. Daß einzige auffallende wäre, daß der Branntwein damals schon als Getränk, nicht als Medicin, vorkommt. Aber vielleicht waren die Brüder des deutschen Ordens durch ihre Bekanntschaft mit dem Orient hier, wie mit dem Kaffe, dem übrigen Europa etwas vorgeeilt.

Diese Bemerkungen mögen den Forscher aufmerksam machen, und dem Herrn Verf. beweisen, daß Ref. seine mühsame Arbeit mit Dank erkennt. Bey ihm bedarf es wohl keiner Rechtfertigung oder Entschuldigung, wenn oben das Wort *Scheelunge* (Abweichungen, Verschiedenheiten. Wir haben noch das Verbum: *verscheelen*, auch in der preussischen Provinzialsprache das Substantivum: *Verscheel*, auch sieht man dieselbe

deutsche Wurzel in dem Worte Schielen) als im Glossarium fehlend angemerkt wurde. Aber um der Kleinmeister willen sey es gesagt, daß der gelehrte Forscher manches unerklärt läßt, weil es ihm, der ganz mit dem Gegenstande vertraut ist, oft nicht einfällt, daß dieses oder jenes für den Minderkundigen einer Erklärung bedarf. Eine solche kleine Auslassung ist vielmehr ein Beweis, daß es dem Schriftsteller nicht auf das Vollenkommen ankam — und endlich darf ein Autor immer stolz darauf seyn, wenn ihm gesagt wird: Da hat er doch etwas übersehen. —

Mit diesem Sinne bittet Ref. ein Paar Fragen anzusehen, die er dem Herrn Verf. noch vorlegen möchte.

1) S. 41 Note (\*\*\*\*) heißt es: „Weingärten. Man sieht hieraus, daß der Orden hier, wie es auch unleugbar ist, Weinpflanzungen gehabt hat.“ Sollte sich dieß nicht vielmehr auf die fränkischen und rheinischen Güter des Ordens beziehen?

2) S. 62 Note (\*). „Die Jagd auf die Löwen bezieht sich wohl auf die mittäglichen Länder des Ordens, als Apulien, Romanien u. s. w.“ Seit dem nemäischen Löwen, mythischen Andenkens, kennt das südliche Europa dieses Thier wohl nicht als einheimisch. Die Löwen in der Ordensregel sind also wohl aus dem orientalischen Ursprünge des Ordens herzuleiten.

Ungern bricht Ref. seine vielleicht schon zu lange Anzeige ab, mit dem Wunsche, daß dieses Buch die verdiente Aufmerksamkeit auf den Urkundenschatz in Königsberg erregen und die Veranlassung werden möge, einen Codex diplomaticus Livoniae zu sammeln. — Das ist freylich nicht ein Unternehmen für einen einzelnen Privatmann. Wer sich als den rechten Mann zur Ausführung eines solchen Werks legitimirt hat, darf Ref. am Schlusse dieser Anzeige wohl nicht erst sagen.

Als ein großes Verdienst bey einem Werke, wie das vorliegende, muß der korrekte Druck gerühmt werden. Ref. ist nur ein erheblicher Druckfehler vorgekommen, und der steht in der Einleitung. S. 16 Z. 5. Statt: für den übrigen, soll heißen: für die übrigen.

Cruse.

## Pädagogische Fragmente.

### Zweytes Fragment.

(Fortsetzung des in Nr. 30. abgebrochenen Aufsatzes.)

v. A. Sie fragen: Ist's möglich? Ich frage dagegen: Warum wählt der Vater — nichts von dem Begriffe, den das Wort für jeden in sich faßt, welcher den Menschen von seiner geistigen Seite zu würdigen weiß, und ihn für etwas mehr, als einen ältern Bruder des Affen

hält — Warum wählt der Vater einen Erzieher für sein Kind? Ihre Antwort liegt im Vorigen. Er ist Ihnen ein unentbehrliches Stück zum Luxus einer vornehmen Familie, welches, wie früher die Wärterin und ein alter Franzose, im Etat einer wohl eingerichteten Kinderstube nicht fehlen darf. Hier daher die meine: Ich wähle einen Erzieher für mein Kind, damit, indeß ich es an der einen Hand führe, er die andre ergreife, und es so sicherer in unsrer Mitte daher gehe; daß er, wenn häusliche oder andre Geschäfte, welche das Wohl der Familie begründen und feststellen sollen, mich von der Seite meines Lieblings rufen, sorgsam, gleich einem schützenden Genius, bey ihm weile, jeden Gedanken des aufkeimenden Verstandes, jedes Gefühl des sich erweiternden Herzens mit Liebe erspähe — und, da nun einmal die Welt ein wunderbares Gemisch von Gutem und Bösem ist, und der Mensch Empfänglichkeit für beydes hat, daß er, weil minder gute Eindrücke kaum zu vermeiden sind, ihre Kraft zu schwächen suche, oder gleichsam für das Gift stets ein Gegengift in Bereitschaft habe. Indem er auf diese Weise den Willen seines Zöglings nur auf das Gute richtet, sein Herz, so viel er vermag, rein zu erhalten sucht und — denn ich setze in ihm einen Mann von Wissenschaft und wahrer Bildung voraus — den Geist desselben mit Kenntnissen schmückt, wie sie seiner jedesmaligen Fassungskraft angemessen sind,

also das verrichtet, was ich, durch den Zwang gebietender Umstände verhindert, oder auch vermöge des Mafses der mir eignen Kraft, nicht selbst verrichten kann; indem er so, er ein Fremdling in meinem Hause, das Wohl meines Kindes, das ich gleich meinem Leben liebe und mehr, mit hoher Wahrscheinlichkeit gründet, und mir selbst den Genuß der reinsten Freude bereitet, sollte ich von diesem Manne nicht sagen, er stehe an meiner Stelle? Nicht, er sey meines Kindes zweyter Vater?

B. v. Z. Sie reden mit einer Wärme, daß man fast glauben könnte, es sey das alles ihr völliger Ernst. Immerhin, wenigstens wird der Hofmeister Ihres Sohnes sich wohl dabey befinden. Mich aber, erlauben Sie, daß ich Ihnen das offen erkläre, werden Sie nicht zu Ihrem gläubigen Anhänger machen. Mein vollendetes Vorbild ist die Tante; sie spricht: der Menschen giebt es eine zwiefache Klasse, die eine ist zum gebieten, die andre zum gehorchen da. Wer bezahlt wird, gehört zu dieser. — Der Hofmeister —

v. A. — Ich mag nicht fragen, ob sich Vaterliebe bezahlen läßt — muß also in allem, was die Erziehung betrifft, gehorchen, auch wenn er es besser versteht, als die, welche ihm befehlen. —

B. v. Z. Vom Besserverstehen kann nicht die Rede seyn, das giebt die Tante, als etwas völlig Unmögliches, nicht zu. Sie schreibt vor, weil es ihr natürlicher Beruf ist. Und ist das

nicht hinreichend? Doch ich vergesse meine Erzählung. —

v. A. Eben wollte ich Sie bitten, in derselben fortzufahren.

B. v. Z. Dem Hofmeister war sein besonderes Zimmer, in einem entferntern Theile des Hauses, angewiesen worden. Herr von K., der Vater, verlangte, daß Max auf demselben Zimmer wohnen sollte — so war es in seiner Ältern Hause gewesen. Aber der junge Herr sträubte sich dagegen. Er wolle, sagte er, bey dem fremden Menschen nicht schlafen, besonders in einer Gegend des Hauses, wo Nachts die Gespenster umgingen. Er lief zu der Tante und klagte ihr des Vaters sonderbare Zumuthung. Märrchen, erwiederte sie, vor den Gespenstern wird dich der Hofmeister schützen; aber es ist wahr, der fremde Mensch könnte dich wohl in Verlegenheit setzen, du kannst daher dein Zimmer und den alten V. bey dir behalten. Triumphirend ging der Kleine davon, und sagte dem Vater: aber ich werde doch nicht bey dem Hofmeister wohnen.

v. A. Und der Vater?

B. v. Z. Lachte über die Naivität des Sohnes, ging zu der Tante und bestätigte dann, was diese aus sehr guten Gründen befohlen hatte. Denn, sagte sie, Max muß stets den Bedienten in der Nähe haben. — Vom Hofmeister ist es doch kaum zu verlangen, daß er ihm seine Bedürfnisse reiche; der alte V. ist schon mit seinen kleinen Eigenheiten bekannt.

v. A. Eigenheiten, ein Knabe? —

B. v. Z. Und warum nicht? Ist der Knabe nicht der Mann im Kleinen? Kann dieser Eigenheiten haben, so müssen sie bey jenem verhältnißmäßig seyn. Woher sollte denn endlich der eigen-

thümliche Charakter kommen? dafür mußte allerdings gesorgt werden, und ein vortreffliches Mittel war es, daß man den jungen Herrn nicht eigentlich unter die Aufsicht des Hofmeisters gab, und ihn außer den Unterrichtsstunden im Schooße der Familie behielt, oder einen treuen Diener um ihn seyn ließ. Zwar äußerte jener den Wunsch, seinen Zögling stets bey sich zu haben, und seine Gründe dafür klangen ungefähr so schön, wie, was Sie kurz vorhin sagten. Aber die Tante hatte bereits entschieden; der Vater erklärte den Willen der Familie, — der Hofmeister schwieg, etwas verlegen freylich, aber er war ein bescheidner Mensch, und die Sache war abgethan.

v. A. Auch sehe ich nicht, was anders hier zu thun war, als zu schweigen. Aber wetten möcht' ich, daß der bescheidene Mensch, wie Sie ihn nennen, sich keine glückliche Zukunft für seine Wirksamkeit weissagte, und — doch, Sie gedachten der Unterrichtsstunden. Ich bin begierig zu erfahren, wie es mit dem Unterrichte gelingen wird, da diese Scheidewand zwischen dem Lehrer und dem Lernenden steht. Wenn es vom Unterrichte nicht überhaupt gilt, so muß, deucht mir, doch der erste mit Liebe gegeben und empfangen werden, wenn er von einigem Erfolg seyn soll.

B. v. Z. Mit dieser Liebe hat es nun wohl nicht viel zu bedeuten. Der Lehrer unterrichtet, weil er dafür bezahlt wird, und der junge Herr weiß — man hat ihn ja lange genug mit dem Hofmeister gedroht — daß Kinder in die Schule gehen müssen. Der Erfolg, nun, Sie wissen doch, daß wir für den Erfolg unsrer Unternehmungen, wie die Philosophen lehren sollen, nicht verantwortlich sind. Auch kannte man in dieser Familie dergleichen kleinliche Bedenklichkeiten nicht. Die

Tante hatte den Grundsatz, daß es sich für einen Mann von Stande nicht schicke, gelehrt zu seyn. Ueberhaupt scheint mir nichts so possierlich, als wenn jemand, welcher vollauf zu essen hat, sich durch Sitzen am Studiertische — nichts soll schädlicher seyn, sagen die Ärzte — den Magen verderben will. Daher wurde denn auch dem Hofmeister sogleich die Vorschrift ertheilt: Er habe den jungen Herrn durchaus nicht anzustrengen; denn, sagte die Tante, seine Gesundheit kann dadurch leiden — und er hat Zeit genug, so viel zu lernen, wie er braucht. Es wurden demnach Anfangs keine Stunden zum Unterrichte fest bestimmt, sondern der Lehrer mußte die Zeit wahrnehmen, wenn der junge Herr Laune hatte, sich mit ihm zu unterhalten; und da er ein geschickter Mann war, ging es besser, als man dachte. Denn die Tante hatte die vortreffliche Methode, alles im Spiel zu lehren, anbefohlen. Nur mit der Erlernung des Schreibens wollte es nicht recht glücken. Obgleich darin, so wie im Lesenlernen, ein kleiner Anfang gemacht war, so hatte doch die große Lebhaftigkeit des jungen Herrn bedeutende Fortschritte gehindert, und es schien, als ob dieselbe Ursache fortwährend statt finde. Man beschloß daher, von der Zeit und dem guten Willen des hoffnungsvollen Kleinen zu erwarten, was mit Ernst gefordert, seinem Körper geschadet hätte. Wirklich war er auch von so sanftem und gutem Herzen, daß es nach und nach dem Lehrer gelang, ihn mehrere Stunden bey sich zu behalten und zu beschäftigen. Zwey Jahre ging dieß so fort, und der junge Herr wußte schon einiges aus der Geographie und Geschichte, konnte Deutsch und ziemlich Französisch lesen; daß er es fertig sprach, versteht sich von selbst, er hatte es ja vom alten V. gelernt. Dennoch schien der

Hofmeister mißmüthig und äußerte durchaus keine Zufriedenheit mit seinem jungen Herrn, lobte und tadelte nicht. Aber die Tante war höchst zufrieden mit sich und ihren Anordnungen, und wünschte daher, daß die ganze Familie an ihrer Freude Theil nehmen und sehen sollte, was sie einst von ihrem Neffen zu erwarten habe. Es sollte daher ein feyerliches Examen, wie man es nennt, in Gegenwart aller Familienglieder angestellt werden. — Dieß ward dem Hofmeister angekündigt. Er fragte kalt, doch ohne die Ehrerbietung zu vergessen, die er Leuten von Stande schuldig war —

v. A. Verzeihung, daß ich Sie unterbreche. Wer könnte das von einem Manne, wie dieser Hofmeister, nach allem, was ich gehört habe, seyn mußte, erwarten? Wer seine Überlegenheit fühlt und dabey human ist, vergißt sich nie.

B. v. Z. Ich will nicht untersuchen, ob das hier der Fall seyn konnte, und mit der Humanität befaße ich mich, wie ich schon erklärte, durchaus nicht. — Er fragte kalt: Und zu welchem Zwecke, verzeihen Sie, gnädige Frau, — die Tante führte das Wort — meine Kühnheit, soll dieses sogenannte Examen angestellt werden? Etwa, daß mein Zögling, wie ich ihn gern nennen möchte, den Mangel nöthiger, seinem Alter angemessener Kenntnisse — er war fast dreyzehn Jahre alt — zur Schau trage, und, da doch die Glieder der Familie nicht zum Tadeln, sondern zum Loben und Bewundern eingeladen werden, daß seine zu erhöhete Eitelkeit neue, und das recht kräftige, Nahrung erhalte? Erlauben Sie, daß ich Ihnen jetzt meine Gedanken nicht länger verhehle. Ich kenne meine hiesige Lage bereits zu gut, als daß ich mir schmeicheln sollte, je das leisten zu können,

was ich, soll ich nicht meine eigne Achtung verlieren, leisten muß. Ich kam mit dem heiligen Entschlusse, Gutes nach meinen Begriffen zu wirken, hierher; die Ihrigen sind von ihnen verschieden; ich kann die meinigen nicht ändern. Schon zu lange, ich fühle ihn tief, den Vorwurf, welcher hierin für mich liegt, zu lange war ich *Handlanger* in einem Geschäfte, durch welches ich mir das süßeste Glück meines Lebens bereiten wollte. Härder kam ich nicht mehr. Ich werde Ihr Haus verlassen, sobald sie einen Führer für Ihren Liebling in meiner Stelle haben. Aber, und dieß ist mein unwandelbarer Entschluß, ich werde der nachtheiligen Behandlung desselben, welcher ich habe zusehen müssen, durch das beabsichtigte Examen nicht die Krone aufsetzen. Darauf verbeugte er sich ehrerbietig und verließ mit völliger Ruhe, wie es schien, das Zimmer.

(Der Beschluß folgt.)

Orkan in Kurland am 27ten Aug. d. J.

So häufig auch unser Vaterland heftigen und zum Theil lange anhaltenden Stürmen ausgesetzt ist, so gehören doch eigentliche Orkane bey uns zu den sehr großen Seltenheiten. Ein solcher Orkan, mit der ganzen Heftigkeit, wie die westindischen uns geschildert werden, traf am oben angezeigten Tage einen sehr schmalen Strich Kurlands. Einsender dieses, der sich damals gerade zufällig im Pastorat Siurt befand, erzählt, als Augenzeuge, was er auf seinem Standpunkte sah und erfuhr.

In den letzten Tagen des Augusts hatten wir eine ungewöhnlich warme Witterung. Der Hori-

zont in unsrer Gegend war mit Dünsten gefüllt, und mehrere Tage sah man den sogenannten Heerrauch (bullu-laiks); die Luft roch brandig, so daß mehrere Personen einen entfernten sehr starken Waldbrand vermutheten; der Boden war äußerst durre, viele Pflanzen verwelkt, das Laub mancher Bäume braun und wie versenkt. Endlich nach langer Hitze, Durre und Windstille, zogen sich am 27sten Aug. Nachmittags Wolken in Süd-Westen zusammen, die nur das Ansehn gewöhnlicher Regenwolken hatten. Um dreyviertel auf fünf Uhr Abends näherten sich diese sehr niedrig ziehenden Wolken, wie weißer Rauch, mit sehr großer Geschwindigkeit; ehe sie aber den Zenith erreicht hatten, war der Orkan da. Die Dachrücken unsrer Strohdächer waren seine erste Zerstörung, wie leichter Rauch stiebeten sie wirbelnd in die Höhe; gleich darauf folgten ganze Stücke der Dächer, die Luft ward ganz dunkel, ein Wassergeruß, der mehr einem Wolkenbruche, als Platzregen glich, stürzte herab, Blitze schimmerten unaufhörlich, der Donner rollte dumpf und ohne die geringste Unterbrechung; das Wüthen des Orkans, der gewaltige Regen, das Krachen der brechenden Bäume überstimmten und dämpften ihn. Durch alle Fenster (es waren neue feste Kistfenster) strömte das Wasser in die Zimmer hinein; der Hofplatz glich in wenigen Minuten einem Teiche. Alle Elemente kämpften mit einander und droheten alles zu vernichten; aber sie kämpften nicht lange, in zehn Minuten war alles vorbey. Der Regen hörte auf, der Himmel ward hell, die Luft ganz ruhig, und nun eilte alles hinaus ins Freye, die Verwüstungen dieser wenigen Minuten zu sehen. Der Hofraum war mit Stroh, Berg und Dachziegeln bedeckt, alle, vorher sehr festen, Dächer, mehr oder

weniger beschädigt und zerrissen, die Säune umgeworfen, im Garten kein bedeutender Baum unbeschädigt; einige waren in der Wurzel abgebrochen, andern die Kronen mit den Ästen abgedreht, andre zur Hälfte gespalten. Eine Feldscheune, vor wenigen Jahren gebaut, war ganz umgeworfen, eine alte mehr als hundertjährige Linde im Felde lag in allen Richtungen auseinandergebrochen und gleichsam in Fasern zerlegt. — In der Nachbarschaft hatte der Orkan ähnliche Verwüstungen angerichtet; ein Gesinde war mit allen Nebengebäuden, bis auf die Kiege, umgestürzt; auf einem Hofe hatte der Sturm eine große Menge gewöhnlicher Fensterscheiben eingeblasen, den größten Theil der Waldung niedergerissen, überall die Feldfrüchte, besonders den ausgebreiteten Flachß, davon getragen, Ruinen auseinander gerissen u. s. w. Der Orkan kam aus Süd-Süd-West, und hatte in seiner größten Heftigkeit nur die Breite von zwey Werst. So viel Einsender hiervon erfuhr, kam er aus dem aukischen Kirchspiel, traf die östliche Ecke des neuenburgschen, so wie die nordwestliche des doblenschen Kirchspiels, ging von da ins tuckumsche und wahrscheinlich übers schloßsche in den rigischen Meerbusen. In der Breite mehrerer Meilen regnete und stürmte es gleichzeitig in immer abnehmender Heftigkeit. Ubrigens war erst zwey Tage darauf, am 29sten, und besonders in der Nacht vom 29sten auf den 30sten August, der heftige allgemeine Sturm aus Süd-West, der überall und besonders in den Waldungen Kurlands so großen Schaden gestiftet hat; allein gegen den Orkan vom 27sten war er doch nur ein gewöhnlicher starker und anhaltender Sturm.

Trauergesang auf den Tod der Frau Annette von der Ropp, gebornen Reichsgräfin von Medem \*).

Wehmüthig schallt, so leis- und dumpf, die Leyer;  
Sie weinet Dir, der edlen Freundin, nach;  
Sie töneth, ach! zu Deines Todes Feyer,  
Der unsre Herzen brach.

Die Dir vertrauten Harmonien klangen,  
Durch die Du oft des Vaters Ohr entzückt;  
„Sie ist nicht mehr!“ dieß scheinen sie zu sagen,  
„Sie ist hinweggerückt.“

„Wir jauchzten jüngst zu ihrem Hochzeitfeste,  
Und jammern jetzt um ihre Bahre schon!  
Ach, ist sie selbst, die sanfteste, die beste,  
Verhallet wie ein Ton?“

Die Dir vertrauten theuren Seelen klangen,  
Die Deines Lebens süßer Klang entzückt,  
Und ihre Seufzer, ihre Thränen sagen:  
Sie ist hinweggerückt!

Wohin entfloh der Wohlklang Deiner Seele,  
Der aus dem Kreis der Lieben sich verlor?  
Auf stieg er aus der dunklen Erdenhöhle,  
Zu Gott stieg er empor.

Da mischest Du Dich in die Geisterchöre,  
Da lebest Du in reiner Harmonie.  
O Selige! ich schweige, diese Zähre —  
Ein Engel trocknet sie.

E. Ch. Trautvetter.

---

\*) Diese Frau von seltner Tugend und Liebenswürdigkeit farb den 10ten des laufenden Monats in ihrem noch nicht vollendeten 1sten Lebensjahre, nachdem sie erst seit dem 20sten Oktober 1806 vermählt gewesen war.

---

### D r u c k f e h l e r .

In Nr. 39. ist noch S. 214 Z. 7 keimt st. kommt zu lesen.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

No. 43. Mitau, den 28. Oktober 1807.

## Neugriechische Literatur.

(Fortsetzung der in Nr. 36. abgebrochenen Recensionen.)

- II. Τὰ ἀρέσκοντα ταῖς φιλοσόφοις, ἦτοι τα περὶ τῶν φύσει ὕντων φιλοσοφῆμενα, ἐπιτεκμημένως μὲν, σαφῶς δὲ ὡς οἶν τε ἐκ διαφόρων φιλοσόφων ἀώσεων θέντα ὑπὸ τῆ πανιερωτά τῆ Αρχιεπισκοπῆ κυρία Ευγενίε τῆ Βουλγαρέως — ἐκ-θέντα εκδοθεντα ὑπὸ τῶν Ζωσιμάδων Α. καὶ Ν. καὶ Ζ. καὶ Μ. ἐπὶ δωρεάν τοῖς φιλεπισήμοσι Ἑλλήνων νεανίσκοις. Ἐν Βιέννῃ τῆς Αἰτρίας, ἐν τῇ Ἑλληνικῇ τυπογραφίᾳ Γεωργίε Βενδώτη. 1805. 4. (Das ist: Die Meinungen der Philosophen über die Natur der Dinge, zwar in der Kürze, aber so deutlich wie möglich aus den Werken verschiedener Philosophen vorgetragen von dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof Eugenius aus Bulgarien; herausgegeben von den Herren Gebrüdern Zosima, um an wissbegierige griechische Jünglinge vertheilt zu werden als Geschenk. Wien, 1805. 4.)

In diesem Werke hat der Verf. eine raisonnirnde Geschichte der verschiedenen Meinungen älterer und neuerer Naturforscher und Philosophen,

über die Erscheinungen der Natur, und die Gründe und Geseze derselben, geliefert. Wir würden es ein historisches Lehrbuch der Physik nennen. Die Idee und auch den Titel seines Werks hat er von einem ähnlichen Buche entlehnt, das dem Plutarch zugeschrieben wird, wahrscheinlich aber nur ein Auszug aus einem größern, jetzt verlorenen, Werke desselben ist. In dem Plutarch'schen Buche werden aber die Meinungen der Philosophen bloß kurz angeführt und zusammengestellt, und gar nicht aus Gründen beurtheilt und geprüft, wie doch schon Seneka in seinen *Quaestionibus naturalibus* that. Unser Verf. hat dagegen die zur Physik gehörigen Materien wissenschaftlich geordnet, und bringt nun bey jeder Materie die Erklärungen und Hypothesen der Alten sowohl, als der Neuern, so viel er kennen lernte, vor, mit Gründen und Gegengründen. Er geht von den allgemeinsten Principien aus, und handelt daher in den ersten Kapiteln die Materie ab, die unsre neuern Physiker zur sogenannten *Physica rationalis*, oder zur metaphysischen Naturwissenschaft (im Gegensatze mit der Experimentalphysik) zählen; nämlich, von der Materie überhaupt, vom Körper überhaupt, von den Elementen des Körpers, von der Ausdehnung, Figur, Theilbarkeit und Zusammensetzung der Körper, von andern allgemeineren Eigenschaften derselben, als Dichte, Lockerheit, Härte, Sprö-

digkeit, Zartheit, Biegsamkeit, Elasticität, Trägheit, von Raum und der Zeit, vom Leeren, von Bewegung und Ruhe. Dann erst folgen die zur Experimentalphysik gehörigen Lehren. Rec. hält dieses Werk für eines der lehrreichsten und nützlichsten, auch nicht unbrauchbar für gelehrte Physiker, weil sie hier die Meinungen der Alten gesammelt, und mit neueren verglichen finden. Die Quellen des Verf. sind, außer den Griechen, namentlich dem Plato und Aristoteles und ihren Auslegern, dem Diogenes Laertius, Plutarch, Galen und Seneca u. a., auch viele neuere Werke über physikalische Gegenstände; und Rec. hat mehr als einmal die Belesenheit und Gelehrsamkeit des Mannes bewundert. Er kennt die Literatur der Physik sehr vollständig bis etwa auf die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Was nach 1760 — 1770 für die Physik gethan worden ist, davon scheint er wenig Notiz genommen zu haben. Wahrscheinlich ist aber auch dieses Werk schon vor mehr Decennien, da der Verf. noch lehrte, ausgearbeitet, und nachher gar nicht, oder nur wenig verändert und vermehrt worden. Die Titel ausländischer Werke und die Namen ihrer Verfasser citirt der Verf. bloß griechisch, und Ausländer müssen daher zuweilen rathen, was für Bücher und Gelehrte er meint. So ist die *Ἱστορία τῆς βασιλικῆς Ακαδημίας* die *Histoire de l'Academie Royale des Sciences* zu Paris;

Βαύλιος, Βοεράβιος, Ούγέβιος sind Bayle, Boerhaave, Huygens. Angehängt sind Figuren zur Erläuterung.

Moskwa.

Buhle.

(Der Beschluß folgt.)

### Waldohn.

(Auszug aus einem Briefe.)

(Fortsetzung des in Nr. 34. abgebrochenen Aufsazes.)

Wir gelangen indeß in einen schönen, nur wenig unterbrochenen, Fichtenwald. In der Stille der Schatten, die uns den größten Theil des Weges vor den sengenden Strahlen der Sonne schützen und unsre traulichen Gespräche beleben, tönet uns erfreulich das zischende Schleifen der Räder im Sande, das hämmernde Hacken des Hähers, ein entgegen kommender knarrender Lastwagen, der den Wald durchschallende Hieb der emsigen Art, der den Wiederhall weckende Ruf des Hirten und das leise Säusen der Wipfel und Zweige. Am Ende des Waldes erhebt sich allmählig der Weg, bis wir von einer Anhöhe einen weiten offnen Kreis, von einem dichten Walde umgürtet, erblicken. Wir erfreuen uns lange an der durch Mannigfaltigkeit schönen Aussicht. Den Eindruck des Ganzen, mit den vielfachen in einander verschmolzenen Bildern, faßt nun die Phantasie und

das stillgenießende Gefühl. — Strebt es nach Worten zum Ausdruck, so muß es sich an das Einzelne heften, und dann verweilt das Auge mit neuer Freude hier auf die ausgedehnten das Gut Wald ohn umschließenden Felder, dort auf dem von einer weiten Wiese umzogenen See, auf die gebrochenen zerstreuten Hügel und lieblichen Thäler und aus dem Dunkel der Ferne hervorschimmernden Mauern. — Wir nähern dem Ziele, es schimmern im tiefen Thale aus dichter Belaubung rothe und hellgrüne Dächer, es regt sich jenseit des Thals geschäftiges Leben, einzeln oder in Gruppen, es folgt das Auge dem Gehen und Kommen zu Fuß, zu Pferde und in Wagen vielfach bespannt. Wir wäñnen erfreut schon diesen und jenen zu erkennen; die nur einzeln, wie abgerissene Tropfen, in die Ferne gleitenden Laute der dort rauschenden Saiten durchströmen hier schon, in melodische Wellen gesammelt, die Luft; vom Auge und Ohre gezogen schweben wir dorthin herüber und mengen uns in das frohe Gewühl, erkennen und begrüßen die Freunde. Aber ein rascherer Trab reißt uns nun lärmend hinweg, es fliegt der Wagen an einen Stein empor, richtet aufwärts das Auge — und wir erblicken über uns am Wege in fest vergitterter Laube eine gedrängte Schaar von Schönen. Wir geben den freundlichen Gruß vielleicht der Bekannten und Freundin von Morgen, vielleicht der Geliebten, die nach

wenigen Wochen dem letzten Lebewohl der Trennung hier eine Thräne weihet. Ruft dieser Gedanke dich ins wahre Leben, so merke schon hier an der Schwelle die immer wiederkehrenden Lehren des Orts. Die Kirchenglocke schallt, es rauscht auf der Grabstätte zur Rechten am modernden Gemäuer aus den hangenden Zweigen ein Geist und giebt uns einige Erinnerungen mit — und so, schweigend in die Nacht der Gräber versenkt, erweckt uns der laute Empfang im Hofraum unsrer Hütte. Das freundliche Willkommen unsrer Wirthes werde von uns mit freundlichen Worten erwidert, und der Vertrag über alle noch nicht einbedungene Hülfleistungen ist stillschweigend geschlossen. In unserm mit Feldblumen geschmückten Bauerhause finden wir das nothwendigste Geräthe. Die erfreuende Reinlichkeit wehrt jeden Gedanken ab, etwas zu vermissen. In der Wohnung der glücklichen Genügsamkeit wird es uns leicht, die Wünsche zu unterdrücken, die die Vergleichung mit den Bedürfnissen des Weichlings erzeugt, und so sind wir würdig, von den wohlthätigen Genien, die hier über die Natursöhne wachen, beschirmt zu werden. Erfreut über die gelehrigen Pilger würzt der Geist der Mäßigung auch uns die einfache Kost; der Gott des Schlummers streut gastfreundlich die kräftigsten Mohnkörner auf uns herab, und, nach der hier immer geübten Sitte, weckt uns der geflügelte Bote der Horen mit dem grauen-

den Morgen. Es ist für uns das Leben der goldenen Zeit. So wie wir unsre Wanderung antreten, lüftet Aurora mit Rosenfingern den dunklen Schleyer der Nacht, es schirren die Noren Helios feurige Rosse — und indeß dem ersten Hufschlag auf der betretenen Bahn die goldenen Funken entsprühnen, nahen wir der heiligen Quelle und opfern aus kristallener Schale die ersten Tropfen dem Askulap und seiner heilbringenden Tochter. Die zweyte Schale entschüttet reichlichen Dank für Aurora, die uns so freundlich begrüßte. Sie erbitte von den mächtigen Göttern für uns, nicht wie einst für den geliebten Lithon, nie endendes Leben, sondern nur einmalige Verjüngung. Sie kennt den Werth der zu eigenem Schmerz versäumten Bitte. Doch, zur bösen Vorbedeutung für unsern Wunsch, unterbricht das Opferfest ein Mann, der im Takt Schritte vor uns tritt, und für diese Woche das Einlaßbillet zum Ball überreicht. Dafür und für die Musik während der Promenade zahlst du einen Thaler. Nun reiche auch dem freundlichen Aufschöpfer des Wassers seine Gabe, und löse das Bürgerrecht durch einen ungezählten Wurf in die Büchse der Armen. Dann tritt als förmlich aufgenommenener Brunnengast an die Quelle, und leere ein volles Glas. Ich folge deinem Beispiel, und wir beginnen nach dem Brunnengesetz mit langsamen Schritten den ersten Gang in die Promenade. Noch herrscht rund umher tiefe

Stille; am Brunnen nur schöpfen einige das Wasser zum Bade, andre zum Trinken für die, welche zu kraftlos oder zu bequem sind, um hieher zu kommen. Auf der Brunnenbrücke ruht einer einsam aus von seinem weitem Wege, dort biegt einer um die Ecke des Brunnenhauses, und ein anderer tritt aus dem Lammengeholze hervor. Auch in der Ferne wanken nur einzelne Gestalten. Wir erfreuen uns indeß der im Schatten sich windenden Gänge, der neuen Pflanzungen und des blumenreichen Gartens, und kehren dann zur Bogenbrücke zurück. — Während wir wenige Minuten hier ausruhn wird es schon lebhaft; von allen Seiten eilen mehrere herbey, und wenn wir nach dem zweyten Glase den zweyten Gang beginnen, wechselt schon zahlreich das freundliche Willkommen. Auch wir, so lehrt die Sitte des Orts, erwiedern oder geben zuerst die heilwünschenden Grüße. Zu diesem freundlichen Willen, der auch dem Fremden mit Liebe sich eignet, stimmt uns die, nach pythagorischer Sitte, am frühen Morgen im Freyen ertönde Musik. Sie durchdringt inniger die durch Ruhe gestärkten, neu gespannten Fibern. Der Strom lieblicher Melodien entführt alles, was die Seele trübt. Dem geheimen Sinn der holden Töne beben die zartesten Saiten unsers Gefühls entgegen, und diese Harmonien erfüllen mit Wohlwollen das Herz. Auch wir fühlen die süße Gewalt, und inniger erfreut es uns, wenn nun, als hätten die Töne das Leben geweckt, rund um uns alles in Bewegung ist. Es rollen die Wagen hierher und dorthin, es streifen die Reiter umher im Schritt, im eilenden Trabe und stürmenden Galopp. In langen Reihen, einer dem andern vor-eilend oder folgend, in dichten gestaltreich sich ändernden Gruppen nähert sich das bunte Gewühl,

näher am Ziele bricht die frohe ungeduldige Jugend mit beflügelten Doppelschritten hervor, und bald umschließt dich ein lebender Garten mit den Blüthen des Landes und fremder Gegenden bestreut. An der Quelle eilet nun ruhlos im Fluge sich senkend und hebend der Eimer, um die gereichten Gläser zu füllen:

Dann nahe, bewundernd, dich züchtig und leise  
 Dem schönen in Luft gehülleten Kreise:  
 Da wechselt geflügelt die sinnige Rede  
 Mit leicht und schnell geänderter Geberde;  
 Es lispeln zahllos die freundlichen Grüße,  
 Es rauschen zahllos die eilenden Küsse,  
 Es sind nun Worte von gestern zu enden  
 Und forschende Blicke dem Fremden zu senden.  
 Doch ruhen mit lange verzogenem Nippen  
 Am Glase die ermüdeten Lippen,  
 So ruhe behend die gegebene Weile  
 Und fülle dein Glas mit fertiger Eile;  
 Denn, wie der Strom die angespülte Welle,  
 Reißt dich die Schaar von der bezaubernden Stelle.

Aber ist so entzündlich dein Herz? Du achtest nicht mehr der bethauten duftenden Rose, nicht der durchs Gebüsch lieblicher erschallenden Laute, nicht der Worte des Freundes? Sinnst du schon der Erkorenen ein Lied, oder entscheidest, als ständest du auf Ida's Höhen, die schwere Frage, ob du dem sanften Glimmen des blauen oder der anzündenden Gluth des braunen Auges den Preis giebst? Ob der siegenden Schönheit du huldigst, oder der fesselnden Annuth? Du kannst nicht fassen in Worte das Wesen der Schönheit; die trefflichsten Bildner, die aus dem von der Gottheit erfüllten Gemüthe in glücklichen Momenten das geistig empfangene und wiedergegebene Bild auf der Leinwand hinhauchten, oder aus dem widerstrebenden Marmor herausgruben, — auch sie

geben über ihr Wesen nur stammelnde Laute ohne Anfang und Ende. Ward dir, gleich ihnen, die Kraft, so schaffe und sey der Glücklichen einer; ward dir nur der Sinn und das Herz, so bewundere, huldige und — schweige. Auch wirst du nicht die Zauber der Anmuth enträthselnd erklären. Unsichtbare Genien theilen das von den Grazien vertraute Geschäft, den Schmuck und die süße Rede, die holde Miene und jede Bewegung zu ordnen. Sie scheiteln und ringeln die Locke und falten und gürteln das hüllende Gewand; sie leiten in der Ruhe, im Gange und fliegenden Tanze die leiseste Regung; sie formen und bilden, nach Uraniens Ebenmaß, beym süßen Lächeln und scherzenden Zürnen, die halbgeschlossenen Blicke, und die geflügelten Worte beym spottenden Schmeicheln und schmeichelnden Spott. Und wie sie, im eigenen Anschauen berauscht, mit begeistertem Eifer ruhlos ihr Amt verwalten, umschlingen sie, was nur dem Zauberkreise naht, mit magischen Fäden. Auch würde, wer es vermöchte, die Fessel nicht lösen; denn im Gefühle des Unnennbaren feyert, der Erde enthoben, das Herz das süßeste Glück. — Wem giebst du aber den Preis, der siegenden Schönheit, oder der bezaubernden Anmuth? Beyden huldige, denn beyde stammen vom Himmel, und um nach der Lehre deines Galens hier jede quälende Sorge zu meiden; so schöpfe Muth und Weisheit des Lebens aus dem göttlichen Liede, das, mit dem ersten Preise gekrönt, in den Tempeln zu Gnidos und Paphos, zum Eide der Weihe, in goldene Tafeln gegraben ist:

Auf Kieseln im Bache, da lieg' ich, wie helle!  
 Verbreite die Arme der kommenden Welle,  
 Und bublerisch drückt sie die sehnende Brust,  
 Dann führt sie der Leichtsinn im Strome darnieder;

Es naht sich die zweenste, sie streichelt mich wieder:  
So fühl' ich die Freuden der wechselnden Luft.

Und doch und so traurig verschleißt du vergebens  
Die köstlichen Stunden des eilenden Lebens,  
Weil dich das geliebteste Mädchen vergift,  
O ruf' sie zurücke die vorigen Zeiten!  
Es küßt sich so süße die Lippe der zweensten,  
Als kaum sich die Lippe der ersten geküßt.

Auf denn! Wenn du den von der freundlichsten  
Göttin gebilligten Rath nicht verschmäht; so  
menge dich heiter in das frohe Gewühl.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Klagen eines Kartenfreundes im Sommer 1807.

Fort außs Land eilet ihr untreuen Freunde und  
laßt mich einsam zurück in der entvölkerten Stadt.  
Monden werden verfließen bis wir uns wiederse-  
hen; lange ungenützt hinschleichende Stunden werde  
ich verleben, bis uns die glückliche Winterzeit wie-  
der vereinigt. Ich möchte euch folgen ins freye  
Feld; aber mir grauet vor den Wiesen und Wäl-  
dern, die so ungeschickt sind, die heimliche Freude  
zu verbergen. Und wenn ihr mich aufnehmet in  
eure Hütten, wo finden wir uns wieder zusammen,  
da ihr nach allen Winden zerstreut seyd? O, über  
euch Leichtsinrige! Wie bald vergesset ihr im Lau-  
mel der Landwirthschaft der himmlischen Stunden,  
die uns der Spieltisch bereitete. Auch in den nie-  
drigen, dunklen Stuben schwätzt ihr noch von den  
Schönheiten der Natur, von Seen und Wäldern,  
von Ebenen und Bergen. Ist's möglich, das Hüpfen

eurer Heerden und der Anblick wohlgenästeter Röhre entzückt euch jetzt mehr, als die fallenden Karten und der Zauber der bunten Figuren; mehr als ein unverlierbares *pour dix*, oder ein *Quinola sixième*! Mit Menschen wandelt ihr herum über das Feld, die nichts verstehen von den Entzückungen der Seele, durch Furcht und Hoffnung erregt, wenn das erwünschte Blatt sich wendet; in Gesprächen findet ihr Unterhaltung, die keine Leidenschaften veranlassen, keine erwecken; mit ruhiger Seele, im einschläfernden Gleichgewichte der Gefühle, überlegt ihr da den Vortheil, den jahrelange, unzählige Bemühungen euch einst verschaffen sollen! Wohin ist euer rascher Muth? Wohin das funkelnde Auge, das in einem Augenblicke Alles zu gewinnen, oder zu verlieren strebt? Kehret zurück zu dem wahren Leben, ich beschwöre euch, meine Freunde! Was hoffet und gewinnt ihr in langen Zwischenräumen, was quält ihr euch eine unendliche Zeit um einen Genuß, den ihr mit leichter Mühe zehnmal in einer Stunde wiederholen könnt? Ich sehe es, ich habe mich in euch geirrt; ihr seyd nicht geboren für höhere Freuden: das Gemeine, das Alltägliche zieht euch an. Ruhe ist euch lieber als Thätigkeit, Schlassheit lieber als Anspannung. Entschuldigt euch nur nicht mit den Umständen, mit dem Mangel an Gesellschaft und an Theilnehmern des Vergnügens. Wäre euch der Kartentisch die Welt, so wie er mir es ist; fürwahr ihr würdet nicht klagen, daß es euch an Mitspielern fehlt. Was hat denn der Stand, was der Glaube, was der Rock mit der Karte zu thun? Was kümmern euch die übrigen Gesinnungen des Spielers, wenn nur sein Herz stärker für die gebogenen Blätter schlägt, als für alles Andre, das dem Leben einen Werth geben kann. Suchet nur

und ihr findet sie gewiß, die schöneren Seelen, welche, ohne Bildung und Unterricht, ein höherer Instinkt antreibt, den bessern Theil zu erwählen. Suchet sie nicht bloß in zierlichen Gemächern, nicht in Bücherstuben; diese fliehet die Würze des Lebens. Gehet hin an die Orter, wo der Mensch sich zeigt, wie er ist, wo die Kraft des Getränks seine Empfindungen höher spannt, wo die Menschen aus allen Klassen sich aufsuchen und finden, wenn nur ein gleicher Geist sie treibt. Dort werdet auch ihr das erste Bedürfniß des Gemüths befriedigen; durch einen vorzüglicheren Trieb vereinigt und verbrüderet, stellt ihr, zu einem Zwecke versammelt, die ursprüngliche Gleichheit wieder her. Aber wie weit seyd ihr jetzt davon entfernt, an diese Vervollkommnung eures Geschlechts ernstlich zu denken! Möchtet ihr meine Klage vernehmen, und dem Zurufe des warnenden Freundes folgen! Kehrt zurück von dem Wege, auf den ihr euch verirrt habt; er führt euch immer weiter ab von dem wahren, dem inneren Leben. Der Wechsel der äußeren Gegenstände, der Reiz der Natur schläfert die höheren Leidenschaften ein, und mit geblendeten Augen werdet ihr euren Freund, werdet ihr eure bessere Bestimmung nicht mehr kennen. Ihr höret mich nicht. So will ich euch denn auch verlassen, weil ihr mich vergesset. Ich will mich einschließen mit meinen zwey und funfzig Freunden, die nie von mir weichen, die mich auf allen Schritten begleiten, die die Schöpfer aller meiner Freuden sind und allein meine ganze Seele erfüllen. In sie will ich mich vertiefen, daß ich euch und die Welt darüber vergesse. Es wird eine Zeit kommen, da ihr meiner wieder gedenken werdet, denn eure jetzigen Freuden sind vergänglich und hängen nur vom Wetter und von der Jahreszeit ab. Wenn Regen

und Sturm euch in die Stube treibt, wenn ihr vor dem Schnee und dem Froste zum Ofen fliehet, dann wird mein Bild euch erscheinen, und die Erinnerung unsrer gemeinschaftlichen Freuden, die keine Luft und kein Himmel stören kann, auf welche Sonne und Mond keinen Einfluß haben. Dann ergreift euch die Reue, meinem Rathe nicht gefolgt zu seyn; es quält euch die Langeweile und — wir sitzen wieder am Bostontisch. —

— f —

---

### Schreiben an den Redakteur.

Herr Redakteur!

Ihre Wöchentlichen Unterhaltungen sind seit einiger Zeit ein Kriegsschauplatz zwischen den Philosophen von der streitenden Kirche geworden. Leute von meiner alten, ausgebreiteten und stiftsfähigen Familie (ich bitte meinen Namen anzusehen) gerathen bey solchen Streitigkeiten in eine eigne Verlegenheit. Wer zuletzt gesprochen hat, scheint uns immer Recht zu haben. Dabey sind wir nun nicht in geringer Gefahr; denn nicht immer hat der wirklich Recht, der das letzte Wort behält. Um das zu behalten, kommt es oft darauf an, wer seinen Gegner ermüden, wer am längsten reden, oft wer am ärgsten schmähen und am bittersten persifliren kann. Ja, wenn sich auch ein Theil zurückzieht und dem andern das Schlachtfeld überläßt; so wissen wir immer nicht, ob er sich wirklich überwunden giebt, oder ob er nur Suffurs erwarten, Ammunition holen und frische Kräfte sammeln will, oder gar, ob die

Streitenden am Ende selbst einsehen, daß ihr Streit nie zum Frieden führen könne. Uns Idioten müssen es denn die weisen Herren schon zu gute halten, wenn wir an die Möglichkeit des Friedens glauben, und daher auch mir, wenn ich es wage, einige Annäherungsvorschläge zu thun.

Allen zuvor eröffnen Sie demnach den Herren K. und D., daß ich mich in den Streit gar nicht einlasse, und benehmen Sie beyden die Meinung, daß ich mit einem von beyden in einem geheimen Allianz- oder Subsidentraktat stehe oder zu treten gedenke, und vernehmen Sie nun meine Vorschläge, welche theils die Fortsetzung des Krieges (eine Art von Kriegerecht), theils die mögliche Einleitung des Friedens betreffen.

1) Jeder enthalte sich bey dem Streit aller Berührung dessen, aller Anspielung auf das, was die Person seines Gegners betrifft, es sey zum Tadel oder zum Lobe; denn das Schelten und Komplimentiren giebt nur uns verachteten Idioten Stoff zum Lachen, und wir glauben sogar bemerkt zu haben, daß das Loben des Gegners gemeinhin nur ein Licht ist, welches man sich selbst anzündet, ja wohl gar eine Folie, womit man den danebenstehenden Tadel desto besser heraushebt. Wer dieses Gesetz übertritt, werde verurtheilt, zur Strafe eine lange Lobrede auf sich selbst zu halten.

2) Eben so wenig werde von Andern und Isten gesprochen. Jeder Mensch kann sich nur wohl befinden, wenn er nach seiner eignen Diät lebt; er wird krank, sobald er nach der Diät eines andern leben will, und so kann sich der Geist, meiner Ansicht nach, nur wohl befinden, wenn er seine eigne Philosophie und Religion hat. Ein

guter Arzt kann uns auf die Verbesserung der Diät aufmerksam machen, aber er wird keinem seine Diät aufdringen. So wollen wir auch alle den Herren von der streitenden Kirche sehr danken, wenn jeder uns seine Geistesdiät bekannt machen will, damit wir daraus lernen, wie wir die unsrige verbessern mögen. Damit dieses aber friedlich geschehe, so fordern Sie die Herren vorläufig auf

3) in einem versiegelten Zettel, ohne Namensunterschrift, acht logische Definitionen von folgenden häufig gebrauchten Wörtern einzusenden: Verstand, Vernunft, Phantasie, Wissenschaft, Kunst, Poesie, Religion, Philosophie, Moral, Sittlichkeit, heilig, Welt, Natur. Die eingegangenen Definitionen lassen Sie in gespaltenen Kolumnen in den W. U. etwa so

Vernunft

X.

Y.

gefälligst abdrucken.

Vielleicht findet sich dabey, daß die Herren, obgleich unter einerley Worten, von ganz verschiedenen Dingen sprechen, und daß sonach der Streit von selbst aufhört.

Finden Sie es der Mühe werth, so machen Sie diesen Brief in den W. U. bekannt, und sollten die Herren X. und Y. diese Präliminarien eingehen; so theilt Ihnen, Herr Red., vielleicht bald fernere Friedensvorschläge mit

Ihr

gehorsamster Diener

Idiotes.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in <sup>19</sup> Rußland.

---

No. 44. Mitau, den 4. November 1807.

---

## L i t e r a t u r.

Nachrichten von den ehemaligen Schulen in Dorpat, gesammelt von Karl Theodor Herrmann, Oberlehrer am Gymnasium zu Dorpat. Als Einladungsschrift zu der bevorstehenden öffentlichen Prüfung in den hiesigen Schulanstalten, im Juny 1807. Herausgegeben von Georg Friedrich Parrot, jetzigem Direktor der Dörptschen Schulen. Dorpat, 1807, bey Grenzius. 39 S. 8.

Die kleine Schrift hat zwey Abtheilungen. Die erste (S. 3 — 20) enthält, was der Titel besagt, die zweyete liefert Nachrichten über den jetzigen Zustand der Dörptschen Schulen von Johannis 1806 bis Johannis 1807 (S. 23 — 39). Wir wollen das Merkwürdigere für unsre Leser ausheben.

Die älteste Schule hieselbst, zu bischöflichen Zeiten, hatte zwey Klassen und zwey Lehrer, welche

unter der Gerichtsbarkeit des Rathes standen. König Gustav Adolph stiftete neben dieser eine Kronschule mit eben so viel Klassen und Lehrern und, da beyde Lehranstalten für höhere Bedürfnisse nicht hinreichten, 1630 ein Gymnasium mit acht Professoren. Fast zu gleicher Zeit mit diesem wurden Gymnasien zu Riga und Reval errichtet.

Wenn der Herr Verf. (S. 5) Samsou, Joh. von Hübels und Struberg (Struborg) Professoren am Dörppter Gymnasium nennt; so bedarf dieses einiger Aufhellung. Nach Gadebuschs livländischer Bibliothek und den daselbst angezogenen Schriftstellern sind sie niemals in Dorpat angestellt, sondern alle drey Professoren am Gymnasium zu Riga gewesen.

Im Jahre 1632 wurde das Dörppter Gymnasium in eine Universität verwandelt. — Die beyden niedern Schulen blieben, wie sie waren, und wurden endlich 1689 vereinigt, so daß der Stadtrath die beyden untern, das Konsistorium aber, als Kronbehörde, die beyden obern Lehrerstellen an derselben zu besetzen hatte. — In einem stets mangelhaften Zustande, den der Verfall der Universität, und ihre Versetzung von Dorpat nach Pernaue und dorthin zurück, noch verschlimmerte, dauerte die Schule fort, bis 1704, durch die Eroberung von Narwa, Pernaue und Dorpat, alle Unterrichtsanstalten, wenigstens der That nach, erloschen. Mit der Verbannung der Einwohner

Dorpts nach Rußland 1708 „hörten diese Anstalten ganz auf.“ Nach erfolgter Rückkehr der Verwiesenen wurde die alte Schule wieder, ganz wie vorher, organisirt. Das Dokument darüber ist von 1731. Im Jahre 1748 gab es ein Schulhaus für alle vier Klassen der Schule. In eben diesem Jahre erhielt Dorpat die erste Töchterschule.

Daß übrigens die Einrichtung dieser Schulen und der in denselben ertheilte Unterricht dem Geiste jener Zeit gemäß waren und daher ein Lektionsverzeichnis von 1752 gegen eines von 1807 sehr abstecken müsse, versteht sich von selbst. Wenn aber wir Neuern mit unsern Jünglingen und Knaben Vergleichen zwischen denselben anstellen; so sollen wir nicht vergessen, ihnen bey dem verbesserten Unterrichte, dessen sie genießen, die Gründlichkeit unsrer biedern Vorfahren zu rühmen; daß unsre Väter und noch mancher Gelehrte unsrer Tage, z. B. bey der Erklärung des Neuen Testaments, die griechische Grammatik gründlicher erlernen, als unsre oft schlafe und flügelnde Jugend sie bey Verbesserung der Hülfsmittel und Methode zu erlernen pflegt; daß Männer, die jetzt vortreffliches Latein schreiben, und mit dem Geiste der Alten vollkommen bekannt sind, mit Langens Kolloquien und wohl gar von Muzelii Trichter der lateinischen Grammatika die Erlernung der Sprache anfangen, und daß also überhaupt nicht das Lektionsverzeichnis und die Namen, sondern der

Geist der Lehrer, welcher dieselben belebt, und der, mit welchem die Zuhörer den Unterricht aufnehmen und benutzen, den Werth einer Schule erhöhen oder erniedrigen. —

Im Jahre 1790 wurde auch hier die sogenannte Normalmethode eingeführt. Die Schule erhielt eine fünfte oberste Klasse, einen Lehrer der russischen Sprache und einen der Zeichenkunst. Was über die Verdienste der Direktoren Lange und Evers, jetzigen Professors bey der Universität, und über den Fortgang der eben angeführten Töchterschule noch gesagt wird; ferner, die in der zweyten Abtheilung enthaltenen Lektionsverzeichnisse des Gymnasiums und der Kreisschule, die Nachrichten von der neuen Töchterschule und den Parochialschulen; dieses alles mag in der Schrift selbst nachgelesen werden.

Æ.

Letztliches *Te Deum* auf den Frieden.

Einsender dieses würde es für einen Raub, begangen am vaterländischen Publikum, halten, wenn er demselben das von unserm blinden Indriß gedichtete *Te Deum* auf den Frieden, durch den unser gütige Monarch uns und unsre Fluren von den Kriegsscenen rettete, vorenthielte. Vor einigen Wochen brachte mir nämlich dieser, in

mancher Hinsicht wohl so zu nennende, Homer unter den Letten mehrere neue Lieder, alle theils in Bezug auf den Frieden, theils noch in den Kriegsgefahr drohenden Zeiten gedichtet, so wie er mir schon weit früher eines in letzterer Beziehung gebracht hatte, eben so schön, als diese, das aber aus gewissen entscheidenden Gründen dem Publikum nicht bekannt gemacht werden konnte. Fast war die Auswahl schwer, doch dem gerade am Friedensfest gedichteten Te Deum gebührt die Palme. Hier folgt es im Original, und um den des Lettischen Unkundigen doch auch einigen Genuß von dieser Muse unsers Natursohns zu verschaffen, füge ich auch eine deutsche metrische Übersetzung hinzu, in welcher ich aufs möglichste beflissen gewesen bin, die Gedanken des Dichters ganz wiederzugeben, und wo nur selten um des Prosodischen willen, das sich im Deutschen nicht ganz dem Original anfügen wollte, eine geringe Freyheit statt gefunden hat, doch so, daß keine einzige der Ideen im Original verloren gegangen ist.

Gohds Deewam taggadiu!  
 Gohds Deewam allaschiu!  
 Gohds Deewam, kas muhs taupijis,  
 Ka karsch muhs narw aplaupijis!  
 Meh's warram nu ar preezibu  
 Teikt Deewa Kunga mihlibu,  
 Ka wiina meers num's dsihwo flah't,  
 Un nodseedaht ar lihgsnu prah't:

Salds un jauks irr meers,  
 Salds un jauks irr meers,  
 Salds un jauks irr meers,  
 Tas meers, fo Deews mums dohd!

Kad jau us gallu rahdiabs  
 Ir mums un muhsu dschwibas,  
 Ir mums un muhsu lainibu,  
 Jau daschfahrt firds ar skummibu  
 Satrizinata behdajabs;  
 Bet Deews pahr mums apscheloiabs,  
 Un valiga drihs steidsehs flacht.  
 Lai dseedam tad ar lihgsnu prahrt':  
 Salds un jauks irr meers ic. (eben so wiederholt,  
 wie im vorigen).

Gan dascha femme pohstita  
 Un breefmigi aplaupita,  
 Kur ne kas taggad redsams zits,  
 Ka femme ween! — Ak zilweks! tizz,  
 Tabs breefmas leht' ne pahrzeest warr,  
 Ko karsch, tas elles-swehrs, padarr.  
 Irr tad tew Deewa meers wehl flacht,  
 Tad dseedi drohsch ar lihgsnu prahrt':  
 Salds un jauks irr meers ic. (abermals wiederholt).

Ak dohd io prohjam, schezligs Tehws!  
 Ka tawâ meerâ mihtam mehs!  
 Dohd muhsu pehznahmameem arr,  
 Ka tee eeksch meera dschwocht warr!  
 Ta pasaul' mas warr meeru doht,  
 Bet tu ween mums to eedoht proht';  
 Tapehz mehs terwi pecluhdsam,  
 Un tew par meeru pateizam.  
 Ak, welz muhs firds pee tewis flacht,  
 Lai darram allasch tawu prahrt'!

Lai Kehniwwi un Keisari  
 Wirf femmes dschwwo meerigt;  
 Lai katris sawu walsti kohp,  
 Nedf affins-fabrigrs prahrtâ tohp;  
 Lai peeminn kauschu wehrtibu,  
 Kas suhd zaur karra breefmibu.

So teefcham wiññu duññiba  
 Grr nahwes-bedre fauzama.  
 Bet kad tee firdi meeru turr,  
 Tad precks un latme seed wiññur.

Bet ihpaſchi, firdſſchehligs Tehws!  
 Par ſawu walſti luhdsam mehſ.  
 Muhs' augſtu walditaju tew  
 Pawehlam, turri to pee ſew;  
 Taws gars lai wiñña firdi friht,  
 Taws deewigs prahts eekſch ta lai miht;  
 Reh; tawa prahta waddi to,  
 Un baggatigi aplaimo  
 Us ziltu-ziltim, ſchehligs Deews!  
 Jel tam par Tehwu parahdees!

Lai zittu tautu Kehniññi,  
 Kà uſtizzigi kaimiññi,  
 Tam labprahtigi pretti eet;  
 Ak, dohd teem kohpà ſaldi ſweet,  
 Ne kildotees un farru zelt;  
 Seez mums to ſelta-meeru ſelt;  
 Un ſas mums meeru laupihht ſcheet,  
 Lai pats zaur pohſtu bohja eet.  
 Mehſ wiññai tew pawehlamées,  
 Ar meeſ' un dwehſli, mihtais Deews!

Dohd klaufigus pawalſtneekus,  
 Nomaita tohs nebehndneekus;  
 Lai neweens dohma to, nedſ darr,  
 Kaſ Keiſaram buht pretti warr.  
 Bet lai arr katris pee ta klaht,  
 Ak Deews! apzeena tarwu praht'.  
 Gan Keiſars wiññeem zeeniññams,  
 Un ka labſ tehws apmihtojams;  
 Bet wairak tu jau laizigi,  
 Ak Deews! tu paleez muhſchigi.

Muhſ' ſemmes-fungus ſwehti arr,  
 Dohd, ka tee laime dſihwoht warr.  
 Dohd ſwehtu praht' un gudribu,  
 Kaſ zeena tew un taiññiba;

Ka tee muh? brahku draudsibu  
 Ar pastahwigu mihlibu  
 Geksch wi, ahm weetahm walda ta,  
 Ka tawà wahrda raksihts siah.  
 Lai paleef muh?u Kursemme,  
 Deews! tawa mihla semmite! Amen.

u e b e r s e z u n g.

Herr Gott, Lob sey dir heut!  
 Herr Gott, zu aller Zeit!  
 Preis dir, o Gott! uns schontest du,  
 Kein Krieg ertödtet unsre Ruh.  
 Wir können nun mit frohem Muth  
 Ihn preisen, der uns Gutes thut.  
 Sein Friede nunmehr bey uns wohnt,  
 Singt froh, er hört's, der ob uns thront:  
 Süß ist uns die Ruh',  
 Süß ist uns die Ruh',  
 Süß ist uns die Ruh'  
 Des Friedens, den Gott schenkt.

Als schon das Ziel sich nahete,  
 Uns, unserm Leben drohete,  
 Uns, unserm Glücke allzumal:  
 Da litt das Herz des Kammers Qual,  
 Oft zittert es ob der Gefahr;  
 Doch Gott erbarmt sich offenbar,  
 Er kommt, ein Retter, eilet schnell;  
 Drum singt — es schalle weit und hell:  
 Süß ist uns die Ruh' u. s. w. (wie im vorigen wie-  
 derholt).

Schon manches Land verwüstet ward,  
 Geplündert jämmerlich und hart,  
 Wo jetzt, so weit das Auge reicht,  
 Nur kahler Boden. — Mensch, es gleicht  
 Den Jammerscenen nichts, die da,  
 Wo Krieg, den Hüllensohn, man sah.  
 Wenn dich nun Gottes Friede deckt,  
 Stimm singend ein, zur Freud' erweckt:  
 Süß ist uns die Ruh' u. s. w. (abermals das vorige  
 wiederholt).

Ach gieb uns fürder, lieber Gott!  
 Den Frieden; Kriegswuth werd' zu Spott!  
 Gieb unsern Kindern fernster Zeit  
 Des Friedens Erdenfeligkeit!  
 Die Welt vermag wohl wenig dieß;  
 Du kannst's, der Glaub' es uns verhieß.  
 Drum beten wir dich kindlich an,  
 Das Herz dich nicht genug preisen kann.  
 Ach lenke unser Herz zu dir,  
 Daß wir dir folgen für und für!

Laß Kaiser, Gott! laß Könige  
 Drob halten, daß der Fried' besteh'.  
 Laß ihrer Staaten Wohl sie bau'n,  
 Dem Blutdurst nicht ihr Herz vertrau'n;  
 Laß sie bedenken Menschenwerth,  
 Er schwindet unter Feu'r und Schwert.  
 Ihr Zorn, gewiß die Todesgruft  
 Ist er, wenn er durchrast die Luft.  
 Doch wenn ihr Herz den Frieden liebt,  
 Dann blüht uns Wohlseyn ungetrübt.

Besonders, gü't'ger Gott! wir fleh'n  
 Zu dir, laß unser Reich bestehn.  
 Befohlen sey Er deiner Hut,  
 Der gü't'ge Kaiser, fromm sein Muth;  
 Dein Geist regiere seinen Geist,  
 Dein Sinn, der lauter Gutes heißt;  
 Nach deinem Willen leite ihn,  
 Laß Heil und Wohlseyn stets ihm blüh'n;  
 In späten Enkeln, Gü'tigster!  
 Ihm Ehre! Vater sey ihm, Herr!

Ihm seyen fremde Könige  
 Als Nachbarn Freunde, trauliche;  
 Ihm gegnend mit Aufrichtigkeit,  
 Verein' sie holde Fröhlichkeit;  
 Nicht soll sie Zwist zum Krieg' entzwey'n,  
 Der goldne Friede soll uns seyn;  
 Und wer den Frieden stören will,  
 Ihn treff' des Glends letztes Ziel!  
 Wir trauen dir, Herr unser Gott!  
 Mit Leib und Seel' bis in den Tod.

Gieb Unterthanen Folgsamkeit,  
 Bestraf die Pflichtvergessenheit;  
 Laß niemand tichten, noch begeh'n,  
 Dem Kaiser je zu widerstehn.  
 Laß aber jedermann dabey  
 Thun, was dir, Gott! gefällig sey.  
 Wohl ist, den Kaiser ehren, Pflicht,  
 Wer liebt den guten Vater nicht?  
 Doch mehr noch dich — in stich'nder Zeit,  
 O Gott! du bleibst in Ewigkeit.

Auch unsre Gutsherrn segne, Gott!  
 Beglück' ihr Leben, wend' ab Noth;  
 Gieb heil'gen Sinn und weisen Geist,  
 Der Gott und Recht sich folgsam weiß;  
 Daß unsre Brüder allzumal  
 Sich freu'n der Liebe ohne Zahl  
 Der guten Herrn, daß, wie's das Wort  
 Des Herrn gebeut, sie walten fort.  
 Dein liebes Ländchen stets genannt,  
 O Gott! sey unser Vaterland! Amen.

Indem nun noch Einsender dieses unserm edel-  
 denkenden vaterländischen Publikum für die wohl-  
 wollende Aufnahme der Liedersammlung unsers  
 Judrik, die diesem, da über 1200 Exemplare mei-  
 stens an die edlen Subskribenten, wenige auch an  
 andre Käufer abgesetzt worden sind, eine so be-  
 trächtliche Unterstützung verschafft haben, daß der-  
 selbe, jetzt schon seit dem Frühlinge mit einem  
 guten Weibe verheyraethet, hat etablirt werden  
 können, und nun, obzwar in seiner traurigen  
 Blindheit, doch froher seines Lebens genießt, den  
 wärmsten Dank abstattet, fügt er nur noch den  
 Wunsch und die Bitte hinzu, daß sich noch mehrere  
 Menschenfreunde finden möchten, welche auch die  
 in der Gouvernements-Buchdruckerey zu Mitau  
 noch übrigen 1200 Exemplare abnehmen, und  
 somit dem genialischen Dichter und exemplarisch

guten Menschen einen Fonds zuwendeten, der ihm auf vorherzusehende und nicht vorhergesehene Fälle ein leichteres Auskommen, und ein von Sorgen unbewölktcs Leben sicherten. Die Edlen, die sich hiefür interessiren, thun damit in doppelter Hinsicht ein wahrhaft gutes Werk; sie unterstützen einen des Mitleids werthen Unglücklichen und muntern ihn noch mehr auf, und sie verbreiten zugleich Freude und manche gute Lehre unter den Mitbrüdern des Dichters, an welche sie diese Lieder austheilen. O sie werden den Segen Gottes dafür im frohen Selbstbewußtseyn, in dem Hochgefühl, wohlgethan, Gutes gestiftet zu haben, reichlich einärnten.

R. G. Elverfeld.

### Etwas über die Kometen.

Cometes que l'on craint à l'égal du tonnerre  
 Cessés d'épouvanter les peuples de la terre;  
 Dans une Ellipse immense achevés votre cours;  
 Remontés, descendés près de l'astre des jours;  
 Lancés vos feux, volés; et revenant sans cesse  
 Des mondes épuisés ranimés la vieillesse.

Voltaire.

Wenn gleich die Kometen jetzt nicht mehr die meisten Bewohner der Erde mit Furcht und Schrecken erfüllen; so giebt es unter dem großen Haufen dennoch immer viele, die ihre Erscheinung am Himmel für irgend eine schlimme Vorbedeutung halten. Krieg, Hungerstnoth und Pest sollen, dem Volksglauben nach, ihre gewöhnlichen Begleiter seyn, oder wenigstens ihrer Erscheinung bald nachfolgen.

Gewiß sind sehr häufig Kometen zu einer Zeit erschienen, wo auf diesem oder jenem Theile des

Erdballs gerade eine wichtige Naturbegebenheit sich ereignete, oder bald darauf Krieg und epidemische Krankheiten ausbrachen. Was war natürlicher, als daß der ununterrichtete, ohnehin für das Wunderbare empfänglichere, Mensch hier eine geheimnißvolle Verkettung der heterogensten Dinge annehmen und sie auf einander beziehen zu dürfen, glaubte. Sonach könnte es auch nicht befremden, wenn der gegenwärtig erschienene Komet zur Bestätigung jener alten Unmenmährchen Veranlassung gäbe, da in einem großen Striche von Europa die Schrecken eines verheerenden Krieges theils in frischem Andenken sind, theils mit allen ihren, für die Menschheit so drückenden, Folgen noch fort-dauern. Den großen Haufen eines bessern zu belehren, vermögen diese Blätter freylich nicht; in-dessen dürfte es den mehresten Lesern derselben vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn ihnen das bemerkenswerthe über jene Fremdlinge, aus deren Mitte eben jetzt einer über ihren Häuptern daher wandelt, wieder ins Gedächtniß gerufen wird. Wir folgen dabei hauptsächlich den Schriften des Herrn Prof. Bode.

Die Kometen erscheinen nicht zufällig; sie sind nicht bloße Meteore unsers Luftkreises, auch nicht neu entstandene Erzeugungen, nicht vergängliche Körper oder, wie einige glaubten, irdische aus andern Planeten in den Weltraum geschleuderte Theile; sie gehören vielmehr zu unserm Sonnensystem und sind beständige, planetische Weltkörper, deren Bahn gewissen bestimmten Gesetzen unterworfen ist. Einige von ihnen sind schon mehrermahl wieder erschienen, andere werden, nach den Berechnungen der Astronomen, noch zurückkehren. So erschien der Komet, welcher zuletzt im Jahre 1759 sichtbar war, und dessen Erscheinung Hal-

ley bestimmt vorher verkündigt hatte, siebenmal innerhalb eines Zeitraums von 75 bis 76 Jahren. So versicherte eben dieser berühmte Astronom, daß der große Komet von 1680 im Jahre 2254 wieder erscheinen würde, gegen welche letztere Prophezeung aber, da sie auf ältere nicht sonderlich genaue astronomische Beobachtungen gegründet ist, die neuern Astronomen gegründete Zweifel erhoben haben. Unter der großen Anzahl Kometen (Lambert bringt deren, wenn wir nicht irren, einige Millionen heraus) sehen wir nur diejenigen, welche der Erde am nächsten kommen. Sie erscheinen uns gewöhnlich mit einem langen Schweif, in Nebel oder Lichtschimmer eingehüllt; man hat aber auch mehrere ganz ohne Schweif, und ohne sehr merkliche nebelartige Einhüllung gesehen. Ihr Schweif ist allemal von der Sonne abgewendet. Es kommt aber auf die jedesmalige Stellung der Erde gegen die Sonne und den Kometen an, um diesen Schweif der ganzen Länge nach, oder nur zum Theil, oder fast gar nicht sehen zu können. Das erstere geschieht, wenn der Komet in Ansehung der seitwärts stehenden Sonne gerade vor uns vorüber geht (wie bey dem Kometen von 1769 im September geschah); das zweyte und dritte, wenn der Komet schräge oder gerade gegen die Erde ankommt, oder von ihr wegrückt. Die Alten sagten alsdann, der Komet sey mit einem Bart oder mit Haaren versehen. Sie gehen, nicht wie die Planeten, in beynabe Zirkelkreisen, sondern in sehr ovalen (elliptischen) Bahnen, wiewohl nach eben den Gesetzen, einher, lassen sich zuweilen tief zur Sonne herab, um welche Zeit sie uns sichtbar werden können, und entfernen sich dann wieder von derselben außer dem Gesichtskreise der Erdbewohner bis weit jenseits aller Planetensphären. Viele

vollenden ihren periodischen Umlauf erst in Jahrhunderten. Während ihrer Sichtbarkeit durchlaufen sie einen kleinern oder größern Theil des Himmels, langsamer oder geschwinder, nach allen möglichen Richtungen. Hierdurch, so wie durch ihre Schweife oder Einhüllung in Nebel unterscheiden sie sich leicht von den Planeten.

Wenn man einen Kometen bey seiner Annäherung zur Sonne mit Fernröhren verfolgt, so bemerkt man, daß die Seite des Kerns, welche der Sonne zugekehrt ist, ihre Rundung verliert und sich wie in einen Nebel auflöst, der die Atmosphäre desselben rundum vergrößert und seinen Schweif verlängert. Auch hat man, wenn ein Komet sich zu sehr der Sonne näherte, ihn nach seiner Rückkehr durchaus verändert gefunden. Er schien keinen Kern mehr zu haben, sondern die Materie desselben aufgelöst zu seyn, und statt seiner bemerkte man nur einen Schweif und eine dichte Atmosphäre. Was den Nebel und den Schweif dieser Weltkörper anlangt, so glaubten einige in ihnen den aufsteigenden Rauch brennender Kometen zu sehen; andre hielten sie für die von der Sonnenhitze in Dünste aufgelösten wässerigen Theile derselben. Neuere Physiker und Astronomen erklären die Sache auf folgende Weise. Da die Sonne für kein wirkliches Feuer zu halten, sondern anzunehmen ist, daß ihre Lichtstrahlen bloß vermittelst der specifischen Bestandtheile und Atmosphäre der Planeten und Kometen auf ihren Oberflächen die ihren Bewohnern benöthigte Wärme hervorzubringen im Stande sind, so reißen sich von einem Kometen, bey seiner schnellen Annäherung gegen die Sonne, gewisse subtile Theile los, die in entferntern Gegenden vielleicht zur Hervorbringung der nöthigen Wärme erfordert werden, jetzt aber bey einem

stärkern Einfluß der Sonne überflüssig sind und sich um den Kometen wie ein Nebel zeigen. Diese Theile fliehen ihrer Natur nach die nahe Sonne und sammeln sich größtentheils hinter dessen Körper, der Sonne gegenüber, wo sie sich der Länge nach hinziehen und den Schweif bilden, der daher dem Kometen folgt, wenn er zur Sonne geht, hingegen vor demselben hergeht, wenn er von ihr zurückkommt. Weit von der Sonne, vielleicht erst jenseits der Saturnsbahn, fallen diese ihm daselbst unentbehrlichen Theile wieder auf den Kometen zurück und er verliert Schweif und Nebel. — Die Materie der Kometenschweife muß übrigens äußerst subtil seyn, weil wir durch dieselbe noch die Sterne erkennen können; sie muß auch phosphorisch oder elektrisch leuchten, weil sie oft glänzend und selbst im Schatten des Kometen erscheint. Wahrscheinlich ist sie mit der Materie der Nordlichter und des Zodiacallichts nahe verwandt.

Die wahre Größe der Kometen ist sehr verschieden. Viele müssen andern Planeten gleichkommen, viele sie übertreffen. So soll der Komet von 1770 den Mond an Größe dreizehnmal übertroffen haben. Unter allen jemals gesehenen Kometen ist der vom Jahre 1680, und unter denen im letztverflorbenen Jahrhundert erschienenen der von 1744 der größte.

Sich eine richtige Vorstellung von der Natur und Beschaffenheit dieser Weltkörper zu machen, bleibt aber eben so schwer, als ihre Bestimmung enträthseln zu wollen. Einige haben geglaubt, sie wären ausgestoßene Sonnenflecken, die erst zu Planeten oder Monden vorbereitet und gebildet würden; vielleicht gar zum Aufenthalt denkender, empfindender, sehr verfeinerter Wesen dienen, welche auf die Weise den unermesslichen Weltraum

durchschiffen und in der Anschauung alles dessen, wovon sie auf diesen Reisen Kenntniß erlangen, eine unendliche Seligkeit empfinden ꝛc.

Nach älteren Meinungen war es auch ein Komet der die Sündfluth über die Erde brachte. Sein Schweif soll sich in Regengüssen herabgestürzt und das von ihm angezogene Wasser die Rinde des Erdballs durchbrochen oder an mehreren Stellen erhoben haben, wodurch die Bergketten entstanden wären. Selbst in neuern Zeiten, wenn sich gleich die Furcht vor der Bedeutung der Kometen so ziemlich verloren hat, ist man doch noch zuweilen wegen ihrer Wirkung besorgt gewesen. Man hat gefürchtet, daß ein Komet sich der Erde zu sehr nähern, sie aus ihrer Bahn verdrängen und ihre Gewässer zu einer großen Höhe erheben könnte. Da indessen ein paar Kometen der Erde schon sehr nahe gewesen sind, ohne bemerkbare Veränderungen hervorgebracht zu haben: so ist von der Seite auch wohl nicht viel zu fürchten. Eben so wenig lassen ihre großen Schweife, vor denen man gewöhnlich am meisten zittert, einen nachtheiligen Einfluß erwarten, indem alle Kometen, die durch ihre großen Schweife das schrecklichste Ansehen hatten, gerade von der Erde entfernter und der Sonne näher waren. Zum Trost aller Furchtsamen wollen wir noch hinzufügen, daß schon der berühmte Euler in den Schriften der St. Petersburgschen Akademie der Wissenschaften gezeigt hat, die Erde habe, wegen der allgemeinen Anziehungskraft der Weltkörper, auch bey der größten möglichen Annäherung eines Kometen, im Ganzen nichts zu besorgen.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

No. 45. Mitau, den 11. November 1807.

## Neue Musikalien.

1) *Six Romances françaises avec accompagnement de Clavecin ou Piano-Forte composées et dédiées à son Altesse Serenissime Madame la Duchesse de Courlande par Charles Eisrich. Oeuvre II. Mitau, 1807, imprimé chez Steffenhagen et fils. 15 S. Querfolio.*

2) *Polonoise mit Gesang am Krönungsfeste Sr. Kaiserl. Majestät Alexander I. aufgeführt im Saale der Musse zu Riga. Der Text ist von Helbig, die Musik von A. Jenisch. Riga, 1807, bey Aug. Jenisch. 4 S. Fol. (Gedruckt in Mitau bey Steffenhagen.)*

Nr. 1. Diese artigen Romancen werden unsern Gesangsfreundinnen eine angenehme Unterhaltung gewähren. Kenner werden darin eben nicht Genialität, aber doch Vertrautheit des Verfassers mit gutem Gesange entdecken. Nach Ref. Meinung ist das vierte und sechste Stück mehr,

als die übrigen, aus der Seele des Komponisten selbst hervorgegangen. Die letzten Worte der zweyten und sechsten Romance sind vorzüglich mit zartem Gefühl behandelt. Die Deklamation ist im Ganzen richtig und ausdrucksvoll. Nur einige Flecken fielen Ref. auf. In Nr. 3, z. B., haben die Worte: „Chaque matin — voeux,“ eine unnatürliche Modulation. Der Anfang ist eine Kadenz in B, das Ende in G Dur, und doch machen die Worte nur einen einzigen Satz aus. Auch die Modulation muß deklamiren, und jene schnelle Veränderung derselben ist eben nicht geschickt, den Begriff von Treue auszudrücken. — In Nr. 6. wollte der Verfasser das: „hors de moi même“ durch eine schnelle Ausweichung ausdrücken; allein jene Worte sind hier nicht eigentlich zu nehmen, es ist von keiner Entfernung, sondern von der Ekstase (der süßen Selbstvergessenheit) in der Nähe der Geliebten die Rede, die einen ganz andern Ausdruck verlangt. In den Nachspielen der meisten Romancen kommen Terzengänge vor, die ihnen eine gewisse Einförmigkeit geben.

Nr. 2. mußte zum mindesten bey ihrer Erscheinung eine angenehme Neuigkeit seyn.

## Pädagogische Fragmente.

## Zweytes Fragment.

(Beschluß des in Nr. 42. abgebrochenen Aufsatzes.)

H. v. A. Und warum sollte er die Familie nicht mit völliger Ruhe verlassen haben? Beurtheilte sie ihn richtig, so hatte er gerade jetzt sich ihres Vertrauens würdig gezeigt; fand das Gegentheil statt, so konnte ihm der Erfolg seiner Erklärung nicht zweifelhaft seyn. In beyden Fällen mußte er seinen Entschluß gefaßt haben. Nur ein Schwachkopf, ein Mensch ohne innern Werth, hätte sich anders betragen können —

B. v. Z. Innerer Werth! Ich will nicht fragen, was Sie darunter verstehen. Mir dünkt, der Werth eines solchen Mannes wird durch die Familie, die ihn hält, und je nachdem sie durch ihn ihre Absicht erreicht, bestimmt; dafür bezahlt sie ihn, und hat sich daher um das nicht zu kümmern, was er in sich hat.

H. v. A. Wie aber, wenn die Absicht der Familie mit der seinen nicht übereinstimmt? Wenn er in diesem Geschäfte zum Bau der moralischen Welt gewissenhaft nach dem Maße seiner Kraft beytragen wollte, und fände —

B. v. Z. Die Absicht der Familie kann nur seyn, ihr Kind seinem Stande gemäß zu erziehen. Wie das geschehen müsse, versteht sie, weil sie ihren Stand kennt, und weiß, was zu demselben

gehört. Um eine sogenannte moralische Welt, von der die Leute sprechen, sorgt sie um so weniger, da man in derselben von Ständen nichts wissen will. „Ich kann mir keine Welt denken“ sagt die Tante „ohne Verschiedenheit der Stände.“ — Kurz, der Hofmeister hat nur zu thun, was man von ihm fordert; und was sein Gewissen betrifft, wenn er es beengt fühlen sollte, so hat er ja den Ausweg, alles Unheil, wie er's nennt, der Herrschaft zuzuschreiben. — Dem gemäß benahm sich nun die Familie. Man sahe sich anfangs voll Bewunderung an. Denn wirklich kam ihr das alles unerwartet, da sie den Mann stets so fein und gefällig gesehn und, außer einem stillen Kummer, den sie aber durchaus nicht auf seine, an sich so vortreffliche, Lage beziehen konnte, nichts Bedeutendes bemerkt hatte. Das hätte ich in dem jungen Menschen nicht gesucht! sprach endlich die Tante. Diese Impertinenz!!! Ich verlange — die Würde des Hauses, der Familie, des Standes, die meine fordert es! — daß ihm sogleich erklärt werde, man brauche seine Dienste nicht weiter, er könne morgen, heute, in diesem Augenblicke das Haus verlassen; dem Himmel sey dank, daß es an Leuten der Art nicht fehlt! Wir werden einen finden, der das Glück, auf einen so anständigen Fuß, in einem Hause vom ältesten Adel zu dienen, besser zu schätzen wissen wird. — Der Wille der Tante wurde, wie billig, befolgt, und am folgenden

Tage verließ er das Haus, ohne daß sie sich hatte entschließen können, ihn noch einmal zu sehen.

H. v. A. Wahr ist es, es giebt der Leute, welche man Erzieher nennt, eine nicht kleine Anzahl, und so lange man nach der gewöhnlichen Weise bey ihrer Wahl verfährt, dürften sie durchaus nicht fehlen. Jeder Jüngling — von den billig zu machenden Ausnahmen ist nicht die Rede — der, nach einem Ausdrücke, welcher das Handwerksmäßige der gewöhnlichen gelehrten Bildung sehr gut bezeichnet, seine Studien geendigt hat, ist eben dadurch, gleichviel zu welcher Fakultätsfahne er geschworen, fähig, Erzieher oder Lehrer der Jugend zu werden; er, der oft, wenn man sich nicht täuschen wollte, selbst noch Erziehung und Belehrung, zum mindesten über das Geschäft bedarf, welches er so bereitwillig übernimmt. Es ist höchst auffallend, daß man für die künftigen Prediger, die Sachwalter, die Ärzte u. s. w. eine besondere Bildung und Vorbereitung nöthig erachtet, und ihnen dann zuerst ein Geschäft aufträgt, wozu vielleicht keiner weder Talent noch einige Geschicklichkeit besitzt, an welches zu denken, außer dem ersten etwa, keiner Veranlassung und Lust gehabt hat. In der That scheint es, daß die Ältern höherer Stände — ich spreche nicht, ohne an sehr ehrwürdige Ausnahmen zu denken — so viel auch in der neuesten Zeit über die Wichtigkeit des Erziehungsgeschäftes gesagt und geschrieben wor-

den ist, diese Sache mit einer unbegreiflichen — erlauben Sie mir dieß Wort — Sinnesleichtigkeit behandeln. Denn man sieht oft Männer, die in jeder andern Hinsicht höchst vorsichtig und bedachtsam genannt zu werden verdienen, und die gewiß nicht einen Jäger in ihren Dienst nehmen würden, ohne zu wissen, daß er seinen Hasen schießen könne, für ihre Kinder einen sogenannten Lehrer wählen, der weder von der Wichtigkeit seines Berufs, noch von den dazu erforderlichen Kenntnissen einen Begriff zu haben scheint. Wenn man diese nun mit dem größten Interesse von der Erziehung ihrer Kinder sprechen hört, und mit ihrer Rede ihre Handlungsweise vergleicht, sollte man nicht auf den Gedanken gerathen, sie wollten nur nothdürftig ihr Gewissen befriedigen und einigermaßen zur Ruhe verweisen? Kurz, so lange die Stelle eines Erziehers in einer Familie auf der einen Seite als Nothbehelf für kurze Zeit, oder als der Weg zu einer Pfarre oder irgend einem andern Amte im Staate angesehen wird; so lange es bey dem Erzieher nicht Zweck, sondern Mittel bleibt, und auf der andern der Hofmeister von den Familien nur als ein nothwendiges Uebel angesehen wird, für welches, wie für die Blattern, noch kein Schutzmittel erfunden ist; so lange es für talentvolle und kenntnißreiche junge Männer, welche sich für das Fach der Erziehung und des Unterrichts gebildet haben, keine ehrenvolle und versorgende Beförde-

rung giebt; so lange der Stand des Schulmannes, ich weiß nicht, ob ich zu viel sage, jedem andern, der doch durch ihn seine Bildung erhält, wenn nicht vom Staate, wenigstens in der gemeinen Meinung nachgesetzt wird: so lange werden die Bemühungen und Wünsche der Menschenfreunde vereitelt bleiben, und stets werden sich Mietlinge in den Weinberg drängen, welche die Geisteskräfte der aufblühenden Mit- und Nachwelt nicht entwickeln, sondern ihr, nach dem Ausdrücke jenes Schulmeisters, das Ingenium dämpfen. — Doch über diesen Gegenstand würde ich mich heute nicht erschöpfen.

B. v. Z. Fast scheint es so. — Und, verzeihen Sie mir, Sie verlieren Ihre Mühe, wenn Sie mir über denselben andre Ideen einzufußeln hoffen. Die Tante, nur sie weiß, wie ein Kind von Stande erzogen werden muß: das, hoff ich, soll Sie das Weitere lehren. — Als der Hofmeister entfernt war, machte sie den Vorschlag, daß ein Nachfolger nicht sogleich wieder angenommen würde. Wir müssen, sagte sie, die Eindrücke, welche von der Uberspannung des jungen Menschen bey unserm Max zurückgeblieben seyn könnten, erst verlöschen lassen. — Wir sind in der schönsten Jahreszeit — es war im Anfange des Sommers — lassen Sie uns eine Reise nach B. zu unsern Freunden machen. Diese Zerstreung wird uns allen und besonders unserm Max sehr wohlthätig seyn. Er wird viel

unter Menschen kommen; produciren können wir ihn, denn er spricht Französisch, und es ist in der That nicht früh genug dafür zu sorgen, daß ein junger Herr *Pli* erhalte.

Der Vorschlag ward angenommen und ausgeführt. Die Familie war gegen vier Monate abwesend und kam im Anfange des Herbstes, höchst zufrieden mit dem Sohne, zurück; denn wirklich hatte er schon die Grundzüge von dem vornehmern *Air* gewonnen. Deswegen ward auch beschlossen, daß er von jetzt an keine Gesellschaft, die sich im Kreise der Familie darböte, versäumen und an allen edlern Vergnügungen, besonders an der Jagd, Theil nehmen sollte. Der Herbst gab dazu die vortrefflichste Gelegenheit, und Nasenhezen wurden seine Lieblingsbeschäftigung. Den nächsten Winter brachte man abwechselnd in der Stadt zu, wo von Liebhabern Schauspiele aufgeführt wurden, und *Max* machte gelegentlich in einem Nachspiele einen Jägerburschen, welcher: „Ja, gnädiger Herr“ zu sagen hatte, ganz vortrefflich.

Mehrere Subjekte waren indeß als Hofmeister, besonders durch den Prediger des Orts, welcher dem Hause bloß des Edelsinns wegen, der in demselben herrschte, ergeben war, vorgeschlagen worden. Auch hatte er jedem versichert, daß sein Kandidat durchaus nichts Ähnliches mit dem ersten abgeschmackten Hofmeister habe, welcher sich in den Ton des Hauses, aus bloßer Ziererey, nicht

habe stimmen können. Doch erhielt noch keiner den Beyfall der Tante. Endlich schrieb ein Verwandter aus P., daß er, im Vertrauen, die Familie werde mit seiner Wahl zufrieden seyn, für den liebenswürdigen Better einen Führer erkohren habe. Dieser Verwandte stand bey der Tante in großem Ansehen, weil er mit ihrem Ideal von einem Cavalier vollkommen übereinstimmte, Ohne also weiter nach dem Charakter, den Eigenschaften, Kenntnissen und Geschicklichkeiten des vorgeschlagenen Subjekts zu fragen, ward sogleich geschrieben: der Hofmeister solle seiner Vortrefflichkeit wegen kommen, man wolle Reisekosten u. s. w. sehr gern vergüten.

Er kam, und auf den ersten Anblick sahe man, daß der Herr Rittermeister v. K. weit besser verstanden hatte, einen Führer für einen jungen Herrn zu wählen, als der Professor, von welchem der erste empfohlen war. Sein Außeres war sehr elegant; er sprach Französisch, ein wenig Italienisch und Englisch, kannte die Griechen und Römer, als ob er mit ihnen Billard gespielt hätte; die neuesten Moden waren ihm auf ein Haar bekannt. — Das ist ein ganz anderer Mann, sagte die Tante, der wird unserm Hause Ehre machen. — Er war sehr fein im Umgange, nannte den Mar nur: Mein edler junger Herr, war ein Liebhaber vom Kartenspiele, tanzte vortrefflich, focht eben so gut, und konnte im Tanzen und Fechten

Unterricht geben; war ein Liebhaber von der Reitkunst und Jagd, so daß er Pferde kunstmäßig zuzureiten, Feldhühner zu locken und Wölfe anzuhäulen verstand, und dabey war er der gefühlvollste Klavierspieler. — Max hing sogleich mit ganzer Seele an ihm; denn er hatte durchaus nicht die Pedanterey, ihm zu bestimmter Zeit Unterricht geben zu wollen. Er suchte ihm alles, was er brauchte, auf eine höchst angenehme Weise, auf Spaziergängen, kleinen Reisen, in der Gesellschaft und auf der Jagd beyzubringen. Bey schlechtem Wetter lasen sie Romane mit einander, der daraus zu schöpfenden Menschenkenntniß wegen. In der französischen Sprache kultivirte sich der junge Herr vorzüglich, und am Ende von drey Jahren hatte er schon Geschmack an der Pucelle d'Orleans und Piron's Schriften gefunden. Kurz, man war mit diesem Manne äußerst zufrieden, und beschloß daher, da die Zeit heranrückte, daß der junge Herr — er war siebzehn Jahr alt — die große Welt sehen mußte, ihm denselben zum Begleiter zu geben.

Er nahm den Vorschlag sehr willig an, und auch der junge Herr schien damit zufrieden zu seyn. Doch habe er, meint man, geäußert: er werde sich nicht lange mit ihm vertragen; er könne sein eigener Herr seyn und bedürfe keines Aufsehers. Das hielt man indeß für jugendliche Aufwallung, welche bey dem ihm eigenen Familienfeuer sehr

natürlich war. Die Abreise wurde bestimmt und alles sehr zweckmäßig zu derselben eingerichtet. Der junge Herr nahm jetzt den Herrn F. als Gesellschafter mit sich, hatte die Kasse und den Auftrag, halbjährlich letzterem die Gage zu bezahlen, und übrigens ihn als Freund zu behandeln. Aber es zeigte sich bald, daß er eines Freundes, welcher am Ende doch nicht zu Allem, worin er Erfahrung zu machen Lust hatte, ja sagen wollte, nicht bedurfte. Kurz, nach einem halben Jahre schrieb er in einem französischen Briefe — welcher die Familie in Entzücken setzte — „er fühle sich stark genug, allein zu gehen, und habe deshalb seinen Führer abgeschafft; er wolle Gesellschaft, die er bezahlen müsse, nach seinem Geschmacke wählen. Daraus nun erkannte die Tante besonders, daß er ein würdiger Sproßling der Familie sey, und sie hat sich, wie ich betheuern kann, durchaus nicht geirrt. Auch bin ich mit ihr überzeugt, daß er den Hofmeister fortjagen mußte, abschaffen wollte ich sagen, wenn er der vortreffliche junge Mann werden sollte, der er, wie ich Ihnen schon neulich bemerkte, nicht nur zum Entzücken der Familie, sondern auch der ganzen feinen Welt geworden ist.

F.

Kleine Beyträge zur Kurländischen Ge-  
schichte.

Die Wöchentlichen Unterhaltungen haben schon mehrmals kleine Beyträge zur vaterländischen Geschichte geliefert, wofür alle Freunde derselben dem — — Herausgeber verpflichtet seyn werden. Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß jeder, der dergleichen Nachrichten in Händen hat, sie auf diesem Wege zur allgemeinen Kenntniß bringen möchte. Sollten manche von ihnen, etwa wegen eingeschränkter Lokalbeziehungen, auch nicht allgemein interessiren, so behalten sie doch ihren Werth, und es ist einmal Zeit, das Wenige, das noch, gleich Schiffbruchstrümmern zerstreut, da liegt, zu retten, ehe es als ein Opfer der Unbeachtung oder Vergessenheit von den Wellen der Zeit auf immer fortgetrieben wird. Wenn viele hierzu die Hand bieten, kann wohl endlich einmal ein Ganzes werden und eine Specialgeschichte von Kurland, die uns leider ganz fehlt, zu Stande kommen. Werden ja doch aus den ehrwürdigen Ruinen alter Schlösser neue Häuser gebaut, warum sollte aus den diplomatischen Fragmenten nicht auch ein neues brauchbares Buch hervorgehen können? Ich trage hierzu etwas von den um mich liegenden Materialien bey, und werde damit gelegentlich fortfahren, jedoch von den Fragmenten aus den Chroniken nur solche aufnehmen, die man im Arndt, Ruffow, Henning,

Gadebusch und Ziegenhorn entweder gar nicht oder doch anders findet.

Hennig.

a) Fragmente aus Chroniken.

Im Jahre 1600 haben etliche hundert schwedische Soldaten, so zu Schiffe gekommen, die Festung und das Schloß der Stadt Windau ganz ausgeplündert, daß viele vornehme Leute ganz arm geworden, und die Stadt Windau um alle ihre Wohlfahrt gekommen, wie denn auch einem goldingschen Kaufmann daselbst 112 Decher Dachsenleder mit weggenommen sind.

Nach der großen Hungersnoth \*) und Pest im Jahre 1602 war gute wohlfeile Zeit. Vom Jahre 1603 bis 1607 galt 1 Lof Roggen 9 gr. (oder 3 Dütchen) oder die Last von 48 Lof 16 bis 18 Rig. Mark (die Mark ungefähr zu 20 gr.), wofür sie in die Schiffe verkauft wurde. 1 Lof Gerste 9 gr. 1 Lof Hafer 6 gr. 1 Lof Gricken 6 gr. 1 Dohs 15 auch 18 Mark (Sechser). 1 Schaf 3 auch 4 Mark. 1 Auerhahn  $4\frac{1}{2}$  gr. 1 Hase 3 gr. 1 Birkhuhn 2 gr. 1 Hasel- und Feldhuhn 1 gr. 1 Band Neunaugen, die Hausenweise zu bekommen gewesen sind, 2 weiße Schillinge (18 weiße Schillinge scheinen auf eine Mark oder einen

---

\*) Eine Beschreibung dieser Hungersnoth findet man in Gadebusch Civil. Jahrbüchern Th. II. S. 212.

Sechser gegangen zu seyn). 1 Fuder Holz 5, 6 bis 7 weiße Schill. 1 Tonne spanisch Salz 6 Mark. 1 Stof Rheinwein 9 gr. 1 Stof Franzwein 3 gr. 1 Tonne Bier 3 auch 4 Mark. 1 Stof Bier 1 weißen Schilling.

1617 im Nov. wurde Kurland in Starostenen getheilt. Magnus Ernst Dönhoff wurde Starost zu Goldingen, Dietrich Dönhoff Woiwod zu Windau, Herrmann Mandel zu Schründen und Jakob Schwerin zu Grobin. Wolmar Jarensbach hatte Auzen und Sauten.

1621 den 1sten August kam der König von Schweden Gustav Adolph mit 150 Schiffen vor Riga, belagerte die Stadt hart, und bekam sie mit Aukford den 16ten Sept. Hierauf hat er den 2ten Okt. alt. Kalend. Mitau einbekommen, hernach Bauske und Birsen, des Feldherrn Radziwil Residenzfestung, und sie ausgebrannt. (Die letztere Nachricht fehlt bey Gadebusch, auch die folgende.)

Von 1621 ist zu Windau und Liebau die Lieken (Licent) von den Schweden eingenommen, es hat sehr schwer bis zum Frieden gewährt.

Unterm Jahre 1630 hat ein goldingscher Kaufmann aufgezeichnet, was er dem schwedischen Licentschreiber zu Windau für Waaren hat zahlen müssen:

für 8 Schiffpfd. Eisen . . . . .	5 Rthlr.	25 gr.
— 2 Piepen Alicant . . . . .	17 —	45 —
— 1 Both Sekt . . . . .	6 —	62 —
— 1 Piepe Franzwein . . . . .	4 —	14 —
— 1 Piepe Rheinwein . . . . .	8 —	17 $\frac{1}{2}$ —
— 1 Stück gemeines Bauerlacken	$\frac{1}{2}$ —	—
— 1 Stück gemeines grobes Garn	1 —	—
— 1 Bretke Leidensche Strümpfe	—	6 —
— 1 Stück Rasch . . . . .	1 —	8 —
— 6 Pfund seidene Schnüre . . . . .	4 —	—

für 5 Stück seidene Lent \*) . . . 2 Rthlr. = gr.  
 — 1 Bretken seidene Knöpf . . . 1 — 13 —

Der Rthlr. galt damals 75 gr. schwer Geld.

1637 den 25sten May, als den Donnerstag vor Pfingsten, ist die Kirche zu Mschwangen von den Katholischen eingenommen und katholisch geblieben.

Im Sept. desselben Jahrs ist Michael Fink von Memel nach Mitau gefangen gebracht mit 70 Reutern aus der Ursach, daß er seine Tochter beschlafen hat. Den 6ten und 7ten Okt. sind sie beyde mit dem Schwert gerichtet worden, die Tochter den 6ten, der Vater den 7ten. Die Tochter ist in der Kirche begraben, der Vater auf dem Kirchhofe zu Mitau.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Melittastymen.

1.

Gespräch unter dem Galgen.

Auf seinem Galgenwege brummt' ein Delinquent:  
 „Ach! würde jeder Dieb, wie ich gehangen!“

Was wollt ihr damit sagen? Flugs, bekennt —  
 Ruft, hinter ihm, der Richter, der es hört.

„Vergönnt!“  
 „Unhöflichkeiten hab' ich nie begangen,  
 Drum schied ich gerne noch mit einem Kompliment,  
 Und meinte nur, geschäh' es nicht auf Eu'r Verlangen,  
 Gestrenger Herr! nie wär' ich Euch vorausgegangen.“

2.

Autortrost.

Gewürz soll nicht in Euren Schriften seyn? —  
 Thun's bald genug die Krämer doch hinein!

\*) Die beyden Wörter Lent und Bretken sind mir unverständlich.

3.  
N ä n i e.

Es starb ein Hagestolz, der nur den Wein geliebt  
Im Leben. Lächelnd fragt ihr, wen sein Tod betrübt? —  
Die Kelner, welche, ach! bey ihres Gönners Leichen=  
Bestattung, schmerz erfüllt, aus den verwaisten Schlaü=  
chen  
— Die einzigen Thränen, die an seiner Bahre flossen —  
Für ihn die letzten Nebentropfen noch vergossen.

4.  
Der Autor und sein Arzt.

Autor. Um allen Unrath von mir zu treiben —  
Was soll ich thun, Herr Doktor?  
Arzt. Schreiben.

5.  
Die rührende Predigt.

Als Pastor N\*\* zwey Stunden auf der Kanzel weinte,  
Da fragte jemand seinen Nachbar, was er meinte,  
Und ob nicht rührend der Sermon? —  
„Ach, ja!“ erwiedert er, „im Magen rührt sich  
schon.“

6.  
Werke des Geschmacks.

Ob ich von seinen Werken nichts gehört, gesehen?  
Fragt' N\*\*. Ich sagte Nein. Und doch, muß ich ge=  
sehen,  
Als jüngst ich was davon an meinem Käp' entdeck't,  
Hätt' ich sie par hazard beynah sogar geschmeckt.

7.  
Die Frömmel und der Spötter.

Belachen muß er hier die ganze Welt!  
Was wird er wohl in jener machen? —  
Werd' ich daselbst den Böcken bengesellt;  
So werd' ich — neben Euch gestellt —  
Mich selbst belachen.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 46. Mitau, den 18. November 1807.

---

## L i t e r a t u r.

Die Vereinigung aller Religionen in Europa unter der Alleinherrschaft des Katholicismus. Ein französisches Projekt. Dorpat, 1807, b. Grenzius. 97 S. 8.

Der Zweck dieser Schrift, den der Verf. selbst in der Vorrede angiebt, gehet dahin, zu zeigen, welche Vorzüge Rußland in Hinsicht der Religionsfreyheit vor Frankreich habe, und daß es wirklich der Plan der französischen Regierung sey, die katholische Religion zur alleinherrschenden in Europa zu machen. Mit großer theologischer Gelehrsamkeit, und besonders inniger Vertrautheit mit der Kirchengeschichte behandelt der Verf. seinen Gegenstand, und zeigt sich zugleich als einen aufmerksamen Beobachter der Zeitereignisse. Ob aber nicht zu viel aus den Äußerungen einzelner Journalisten gefolgert worden seyn möchte, und ob wirklich die

französische Regierung alles gebilligt und authorisirt habe, was in dem Journal de l'Empire und dem Mercure de France mit fanatischer Einseitigkeit gesagt worden ist, wagt Ref. nicht zu entscheiden; wenigstens haben neuerdings die Redacteurs jener Zeitschriften die Mißbilligung ihrer Regierung erfahren, und Aufsätze in ganz anderem Geiste in ihre Blätter aufnehmen müssen. Es mögen daher die Leser dieser interessanten und jedem Manne von Bildung verständlichen Schrift, selbst urtheilen, ob sie dem Verf. in allem völlig Recht geben, oder manche Folgerung für nicht gehörig motivirt und zu weit aussehend halten wollen. Sehr wahr und zu beherzigen ist alles, was der Verf. durchs ganze Werk von der Toleranz der russischen Regierungen sagt. Unter den der Schrift angehängten Allerhöchsten Verordnungen über die Religionsfreyheit in Rußland seit Peter I., hätten die Liturgischen Verordnungen, mit denen unser gloreich-regierender Monarch im Jahre 1805 seinen evangelisch-lutherischen Gemeinen ein huldreiches Geschenk gemacht, und ein Denkmal seiner Milde und Toleranz für die Gegenwart und Zukunft errichtet hat, angeführt, und der Geist dieser Verordnungen besonders herausgehoben werden sollen.

L. N.

---

Horazens zwölfte Ode des ersten Buches.

Einleitung.

Diese Ode gehört unter die erhabensten und vollendetsten Werke des römischen Lyrikers, in welcher er mit Pindarus, den er sich, nach dem Anfange derselben zu urtheilen, zum Muster vorgesezt hat, glücklich wetteifert. Sie ist ein Hymnus auf mehrere Götter, Heroen und große Männer seiner Vorwelt, deren Reihe er mit dem Augustus schließt. Der Verherrlichung dieses Lieblings der Glücksgöttin, welcher jetzt, im Jahre Roms 731, Ruhe und Glück über die römische Welt wieder verbreitet hatte, war sie, wenn nicht alles trügt, eigentlich bestimmt.

Im höchsten Fluge der Begeisterung fragt der Dichter die Muse selbst, wen er besingen solle? Nun wandelt eine Reihe hoher Göttergestalten und Heroen der Phantasie vorüber: Jupiter — Pallas — Bacchus — Apollo — Diana — Herkules und die Dioskuren, alle in dem höchsten Glanze ihrer Göttlichkeit, und unter ihnen zwingt der Vater der Götter den Sterblichen zu tiefer Anbetung, bis er sich zu den Römern wendet, und aus ihrer Geschichte die drey wichtigsten Zeitpunkte, die Stiftung des Staats, den Fall der Königs-macht und den Untergang der Republik, und in jedem derselben die merkwürdigsten Männer, eine Reihe ehrwürdiger Namen, nennt, welche mit der julischen Familie und Augustus Lobe schließt. Er

ist der zweyte nach dem Jupiter; dieser beherrscht den Olympus, Augustus die Erde. —

Hey einem vollendeten Werke der Dichtkunst wäre es Vermessenheit, den Leser auf einzelne Schönheiten aufmerksam zu machen; aber doch dürfte es bemerkt zu werden verdienen, daß Horaz Muth genug hatte, den edeln Tod des Kato — des letzten Republikaners — in einem Liede zum Lobe des neuen Herrn der römischen Welt zu erwähnen.

A n A u g u s t u s .

Welchen Helden und Halbgott soll die Lyra,  
Soll, o Klio, die helle Flöte preisen?  
Und der Himmlischen welchen? Wessen Namen  
Hallet mir Echo

Auf des Helikons schattenreichen Höhen,  
Auf dem Pindus und auf dem kalten Hämus?  
Dorther folgten die Wälder im Getümmel  
Orpheus dem Sänger.

Durch der Mutter Kunst hielt zurück er Ströme  
In dem reißenden Lauf und schnelle Winde,  
Führte schmeichelnd durch seiner Lyra Töne  
Lauschende Eichen. —

Wem ertönet mein Lied zuerst? Dem Vater,  
Ihm, den jeglicher preist. Er lenkt der Menschen  
Und der Götter Werk, Erd' und Meer und Welt im  
Wechsel der Zeiten.

Nichts entstammt ihm größer, als er selber,  
Und es lebet nichts Gleiches oder Zwentes;  
Doch es nahet von ferne seinem Ruhme  
Pallas die Tochter.

Kühner Streiter von Dir will ich nicht schweigen,  
 Liber, Jungfrau von Dir des Wildes Feindin,  
 Nicht, o Phöbus, von Dir, furchtbarer Gott mit  
 Treffendem Pfeile.

Den Tirynthier sing' ich; Leda's Söhne,  
 Den Bezähmer der Ross' und ihn des Castus=  
 schwinger; glänzt ihr Gestirn in hellem Lichte  
 Schiffern der Fluthen;

Schnell entfließet der Woge Schaum den Felsen,  
 Und es sinket der Sturm, die Wolken fliehen  
 Und die drohende Welle, sie geboten,  
 Sinkt in die Meerfluth. —

Ob ich, Romulus, Dich nun hoch erhebe?  
 Numas friedliches Reich? Ob der Tarquine  
 Stolze Herrschergewalt? Ob, wie einst Cato  
 Ruhmvoll dahin sank?

Regulus und die Scauren, Paullus seiner  
 Großen Seele Verschwender, als der Afrer  
 Schlag, und Pyrrhus erhabnen Feind sing' ich im  
 Preisenden Liede.

Harte Armuth erzog zum tapfern Krieger  
 Jhn und Curius, in schmucklosen Locken,  
 Und Camillus, sie zog der Väter Feld mit  
 Armlichen Hausgott.

Gleichwie heimlich der Baum wächst auch Marcellus  
 Ruhm, und Julius Stern glänzt unter allen,  
 Schön wie unter des Himmels kleinen Feuern  
 Luna hervorstrahlt.

Vater, Schützer des sterblichen Geschlechtes,  
 Dir, o Sproßling Saturnus, gab das Schicksal  
 Über Cäsar die Obhut, herrsche Du, doch  
 Er sey der Zweyte.

Führt er Latiums Feind, den stolzen Parther,  
Im gerechten Triumph gebändigt, oder  
Sene Völker im Glanz der Morgensonne,  
Serer und Jnder:

Nach Dir herrsch' er gerecht auf weiter Erde;  
Deinem Donner erbebe der Olympus,  
Auf entheiligte Haine schleudre zürnend  
Rächende Blitze.

Liebau.

### Abentheuer in der Sierra Morena.

(Probe einer Übersetzung eines neuerlich erschienenen französischen Romans.)

(Beschluß des in Nr. 35. abgebrochenen Aufsatzes.)

#### Geschichte des Schlosses von Cassar Gomelez.

Der erste Stammvater unsres Hauses war Massud Ben Loher, Bruder von Jussuf Ben Loher, der an der Spitze der Araber nach Spanien kam und dem Felsen Gebal=Loher, den man jetzt gewöhnlich Gibraltar nennt, seinen Namen gab. Massud, der vielen Antheil an dem Glücke der maurischen Waffen hatte, erhielt von dem Kalifen von Bagdad die Stelle eines Gouverneurs von Granada, in welcher er bis zum Tode seines Bruders blieb. Er würde länger da geblieben seyn, denn er war, sowohl von den Muselmännern, als von den Messarabern oder den Christen, die unter der Herrschaft der

Arabar zurückgeblieben waren, allgemein geliebt; aber Massud hatte Feinde in Bagdad, die ihn bey dem Kalifen anschwärzten. Er wußte, daß sein Verderben beschlossen war; durch die Flucht wollte er ihm zuvorkommen. Er versammelte daher alle Seinigen, und zog mit ihnen in die Alpuharras, diese Fortsetzung des Gebirges der Sierra Morena, die, wie Sie wissen, das Königreich Granada von Valencia scheidet.

Die Visigothen, von denen wir Spanien erobert hatten, waren nicht bis in die Alpuharras gekommen. Der größte Theil der Thäler dieses Gebirges lag wüste. Nur drey davon wurden von den Abkömmlingen eines alten spanischen Volks bewohnt, die man Tardulen nannte. Diese glaubten weder an Mahomed, noch an euren Nazarenischen Propheten; ihre Religionslehren und ihre Gesetze waren in Gesänge verfaßt, die sich von den Vätern auf die Kinder fortpflanzten; ehemals hatten sie Bücher besessen, die aber verloren gegangen waren. Massud unterwarf sich die Tardulen mehr durch Überredung als durch Gewalt; er erlernte ihre Sprache und unterrichtete sie in der Religion der Moslems. Die beyden Völker vermischten sich nun durch Heirathen, und dieser Vermengung und der reinern Vergluth verdanken wir die hohe Farbe, die Sie an mir und meiner Schwester bemerken, und die

alle Töchter der Gomélez besonders ausgezeichnet. Man sieht sonst unter den Mauren auch wohl viele Frauen von sehr weißer Farbe, aber sie sind immer blaß.

Massud nahm den Titel eines Scheik's an, und ließ ein festes Schloß bauen, welches er Cassar Gomélez nannte. Nicht so wohl Gebieter seines Stammes, als vielmehr nur sein Richter, machte er es sich zur Pflicht, jedem zu aller Zeit sein Ohr zu leihen; aber den letzten Freytag eines jeden Monats nahm er Abschied von seiner Familie, schloß sich in ein unterirdisches Gewölbe des Schlosses ein, und blieb daselbst bis zum nächsten Freytage. Dieß Verschwinden gab Stoff zu verschiedenen Muthmaßungen. Einige sagten, unser Scheik unterhielte sich mit dem zwölften Im an, der am Ende der Zeiten auf die Erde zurückkehren soll. Andre glaubten, der Antichrist läge gefesselt in unserm Keller; noch andre vermütheten, die Siebenschläfer ruhten mit ihrem Hunde Chaleb darin. Massud achtete dieser Gerüchte nicht; er fuhr fort, sein kleines Volk zu regieren, so lange es seine Kräfte erlaubten. Endlich erwählte er den verständigsten Mann unsers Stammes zu seinem Nachfolger, übergab ihm die Schlüssel des Gewölbes, und zog sich in die Einsamkeit zurück, wo er noch viele Jahre lebte.

Der neue Scheik regierte in dem Geiste seines Vorgängers und verschwand, wie dieser, jeden

letzten Freytag im Monate. Alles ging auf dem  
 alten Fuße fort, bis zu der Zeit, wo Kordua  
 eigene, von Bagdad unabhängige, Kalifen er-  
 hielt. Die Bergbewohner der Alpuharras,  
 welche an dieser Revolution Theil genommen hat-  
 ten, fingen nun an, sich in den Thälern anzu-  
 bauen, wo sie unter dem Namen der Abencerages  
 bekannt wurden. Die übrigen, die dem  
 Scheik von Casser Gomélez treu geblieben  
 waren, behielten den Namen Gomélez. Unter-  
 dessen kauften die Abencerages die reichsten  
 Ländereyen des Königreichs Granada und die  
 schönsten Gebäude der Stadt. Ihr Aufwand  
 erregte die Aufmerksamkeit des Publikums. Man  
 glaubte, das Gewölbe des Scheik enthielte einen  
 unermesslichen Schatz, konnte aber nichts gewisses  
 darüber erfahren, da die Abencerages selbst  
 die Quelle ihrer Reichthümer nicht kannten. End-  
 lich zogen diese schönen Reiche die Rache des Him-  
 mels auf sich und wurden den Händen der Ungläu-  
 bigen übergeben. Granada wurde erobert, und  
 acht Tage nachher kam der berühmte Goltalvo  
 von Kordua an der Spitze von dreytausend  
 Mann in die Alpuharras. Damals war Na-  
 tem Gomélez unser Scheik; er ging Gon-  
 zalvo entgegen und überreichte ihm die Schlüs-  
 sel unsers Schlosses. Der Spanier verlangte die  
 Schlüssel des Gewölbes, und auch diese gab ihm  
 der Scheik ohne Weigerung. Gonzalvo stieg

selbst hinab; da er aber in demselben nichts als ein Grab und einige Bücher fand, so machte er sich laut über die Mährchen lustig, die man ihm davon erzählt hatte, und eilte nach Baladolib zurück, wohin ihn Liebe und Galanterie riefen.

Nun herrschte wieder Frieden in unsern Gebirgen, bis Karl den Thron bestieg. Unser Scheik war damals Sefi Gomélez, Dieser ließ, aus Ursachen, die man nie genau hat erfahren können, dem Kaiser wissen, er würde ihm ein wichtiges Geheimniß entdecken, wenn er irgend einen Herrn vom Hofe, der sein Vertrauen besäße, in die Alpuharras schicken wollte. Es vergingen nicht zwey Wochen, so erschien Don Luis de Toledo im Namen des Königs bey den Gomélez; aber es fand sich, daß der Scheik den Tag vorher ermordet worden war. Don Luis stellte wider einige Glieder des Stammes Untersuchungen an, wurde dessen aber bald müde und kehrte an den Hof zurück. Unterdessen war das Geheimniß der Scheiks in der Gewalt des Mörders von Sefi geblieben, der sich Billah Gomélez nannte. Er rief die Ältesten des Stammes zusammen, und bewies ihnen die Nothwendigkeit, neue Vorsicht zur Rettung eines so wichtigen Geheimnisses anzuwenden. Es wurde daher beschlossen, dasselbe mehreren Gliedern der Familie der Gomélez mitzutheilen, jedoch so, daß jeder nur einen Theil davon erführe, und auch dieß nur erst, nachdem

er hinreichende Proben von Muth, Klugheit und Treue abgelegt hätte.

Hier unterbrach Zibeddé ihre Schwester abermals, und sagte: Glaubst du nicht auch, liebe Emina, daß Alphonso alle diese Proben bestanden haben würde? Ach, theurer Alphonso! warum sind Sie nicht ein Muselman? Unermeßliche Schätze könnten Ihnen jetzt zu Theil werden. Dieß glich wieder so ganz der Arglist des Schwarzen: da er mich nicht durch Wollust hatte verführen können, so sollte ich nun dem Durste nach Golde unterliegen. Indessen die beyden schönen Mädchen näherten sich mir, und es schien mir denn doch wohl ausgemacht, daß es Körper waren, was ich berührte, und keine Geister. Nach einer kleinen Pause fuhr Emina fort:

Sie kennen, lieber Alphonso, die Verfolgungen, die wir unter der Regierung Philipp's, des Sohns von Karl, zu erdulden hatten. Man raubte die Kinder, ließ sie im christlichen Glauben erziehen und gab ihnen dann die Güter ihrer Altern, die ihrer Religion treu blieben. So wurde ein Gomélez im Kollegio von St. Domenico erzogen, und stieg zuletzt bis zur Würde eines Großinquisitors empor . . .

Hier hörten wir einen Hahn krähen, und Emina stockte. Der Hahn krähte noch einmal. Mit etwas Aberglauben hätte man nun erwarten können, die Schönen durch den Schornstein

abziehen zu sehen. Das thaten sie zwar nicht, aber sie schienen in tiefen Gedanken zu seyn. Emina brach zuerst das Stillschweigen. Liebenswürdiger Alphonso, sagte sie, bald wird der Tag anbrechen, die Stunden, die wir noch zusammen zubringen können, sind zu kostbar, als daß wir sie mit Geschichten verlieren sollten. Wir können sie nicht anders heirathen, als wenn sie unsern Glauben annehmen. Aber es ist Ihnen erlaubt, uns in Träumen zu sehen. Sind Sie damit zufrieden? Ich war mit allem zufrieden. Das ist nicht genug, sagte Emina mit dem Tone des höchsten Ernstes, das ist nicht genug, lieber Alphonso, Sie müssen noch bey den heiligen Gesetzen der Ehre geloben, nie unser Daseyn, unsre Namen, und was Sie sonst von uns wissen, zu verrathen. Haben Sie Muth, dieß feyerlich zu versprechen? — Ich versprach alles, was sie wollte. Das ist genug, sagte Emina; Schwester, bringe die Schale, die unser Stammvater Massud geweiht hat. Während Zibeddé das Zaubergefäß holte, warf sich Emina auf die Erde und sagte Gebete in arabischer Sprache her. Endlich kam Zibeddé mit einer Schale in ihren Händen, die aus einem einzigen Smaragde geschnitten zu seyn schien. Sie berührte sie mit ihren Lippen, Emina that dasselbe, und befahl mir, sie auf einen Zug auszuleeren. Ich gehorchte ihr. Emina dankte mir für meine Folgsamkeit und umarmte mich mit vieler Zärtlichkeit. Dann heftete Zibeddé ihre Lippen auf die meinen und schien sich gar nicht wieder davon losreißen zu können. Endlich verließen sie mich mit dem Versprechen, daß ich sie bald wieder sehen sollte, und riethen mir, sobald als möglich einzuschlafen.

So viele sonderbare Begebenheiten, wunderbare Erzählungen und überraschende Empfindungen hätten mir wohl die ganze Nacht hindurch Stoff zum Nachdenken geben können; aber ich muß gestehen, die Träume, die man mir versprochen hatte, beschäftigten mich mehr, als alles andere. Ich entkleidete mich schnell, und legte mich in ein Bett, das ich für mich zubereitet fand. Raum hatte ich noch die Zeit, die Bemerkung zu machen, daß mein Lager für bloße Träume sehr geräumig sey, als schon ein unwiderstehlicher Schlaf mein Auge schloß. Sogleich bemächtigten sich alle Trugbilder der Nacht meiner abge-spannten Sinne, phantastische Gebilde täuschten sie, führten sie auf den Flügeln des Verlangens in die Serails von Afrika, und ließen sie dort in streng bewachten Reizen und schimärischen Genüssen schwelgen. Ich war mir bewußt, daß alles nur Traum sey, und glaubte doch auch die Wirklichkeit zu fühlen. Ich verlor mich endlich in dunkeln, phantastischen Bildern, fand mich wieder neben meinen schönen Kousinen, schlummerte an ihren Busen ein, erwachte in ihren Armen, entschlummerte noch einmal und schwebte so im reizendsten Wechsel zwischen täuschendem Wachen und trügerischen Träumen.

---

### G e d a n k e n.

Die Eitelkeit auf einem gewissen Punkt ist Laster; ein wenig diesseits ist sie Tugend. —

Ein Frauenzimmer, die ihr Auge beständig auf einen und eben denselben Mann gerichtet hat, oder

es beständig von ihm abwendet, erregt in beyden Fällen eine gleiche Vermuthung. —

Die herablassende Gesprächigkeit mancher Leute von Stande, denen es an Verdiensten fehlt, ist Schwäche der Seele und Unfähigkeit, ihren Rang zu behaupten. —

Da die Narrheiten der Menschen alle von einerley Natur sind, so haben sie sich ohne Mühe so genau unter einander vereinigt, daß sie die haltbarsten Bande der menschlichen Gesellschaft abgeben; Beweise davon sind: die Sucht unsterblich zu werden, der Stolz auf Kleinigkeiten, und viele andre Grundsätze, um die sich alles drehet, was in der Welt gethan wird. Man nennt also nur gewisse närrische Menschen Narren, die gleichsam Auswüchse sind, und deren Narrheit sich mit der Narrheit der Übrigen nicht hat vereinigen und in das gewöhnliche gesellschaftliche Verkehr bringen lassen können. —

Wenn Armuth die Mutter des Lasters ist, so ist Mangel an Verstand dessen Vater. —

Die Natur hat das Verkehr der Liebe so gut eingerichtet, daß sie dem Verdienste wenig dabey zu thun übrig läßt. Es giebt kein Herz, für welches sie nicht ein ander Herz bestimmt hätte, und sie sieht nicht immer darauf, Personen von Verdienst zu Personen von Verdienst zu gesellen; dieß ist sehr gemischt, und die Erfahrung zeigt nur zu klar, daß die Wahl einer lebenswürdigen Frau nichts, oder doch fast nichts, zu Gunsten dessen beweist, auf den sie fällt. —

---

Der vom Sturm gebrochene Bergamot-  
tenbaum.

(Im Garten meines Freundes Verniz in Hasenpoh.)

Aus einem zarten Keim entsprossen,  
In dem ein Nektartropfen rann,  
Den Götter auf die Erde gossen,  
So keimtest Du zum Baum hinan.

Im Gärtchen eines Eremiten,  
Da pflegte treu Dich die Natur,  
Und Deine goldnen Früchte glühten  
Zur Labung seiner Freunde nur.

Da hat der Sturm Dich nun zerschlagen,  
Dich, aller Bäume Königin;  
Des guten Eremiten Klagen,  
Sie hallen durch den Garten hin:

„In meines Hüttchens stillem Frieden,  
„Wo mich die Freundschaft nur besucht,  
„Gabst Du, die jetzt dahin geschieden,  
„Mir Deine süße goldne Frucht.

„Du gabst mir mehr — Erinnerungen  
„Aus unsrer frühen Jugendzeit;  
„Ach ihre Töne sind verklungen,  
„Wie Deine Blätter hingestreut.

„Ich nehme noch zum Angedenken,  
„Aus Deinem Stamme mir den Stab,  
„Wenn sie mich in die Grube senken,  
„Dann lege man ihn auf mein Grab.“

Da spricht der Freund zum Eremiten —  
Ihn tröstend —: Alter, höre mich,  
Die Früchte, die am Stamme glühten,  
Du sammeltest sie nicht für Dich.

„Für mich verlangt ich nie zu leben,  
 Erwiderte der edle Greis,  
 „Was meinen Freunden ich gegeben,  
 „Ist des Genusses höchster Preis;

„Daß — muß ich einst hinüber wallen —  
 „Ein Freund an meinem Grabe spricht:  
 „Wie jener Baum ist er gefallen,  
 „Er trug für sich die Früchte nicht.“

U. Freyh. v. Schlippenbach.

---

Grabschrift auf ein geliebtes Kind.

Du entschliefest im Lenz, um in ewigem Lenz zu leben;  
 Unsr Thräne fließt, daß wir nicht schlummern mit Dir.

Liebau.

---

Anzeig e.

Die Wöchentlichen Unterhaltungen werden auch im künftigen Jahre, nach der bisherigen Einrichtung, jedoch unter dem abgeänderten Titel: Neue wöchentliche Unterhaltungen, meist literarischen Inhalts, fortgesetzt werden. Wir ersuchen daher, die Bestellungen auf den neuen Jahrgang so zeitig, als möglich, zu machen. Außerhalb Mitau kann die Pränumeration, wenn man die einzelnen Nummern posttäglich verlangt, nur allein bey den zunächst liegenden respektiven Postämtern geschehen. Hier in Mitau hingegen nehmen wir selbst Vorausbezahlung an, und der Preis für den halben Jahrgang bleibt, wie zuvor, für ein Exemplar auf Druckpapier sechs Gulden Alb., auf Postpapier zwey Thlr. Alb.; wobey man sich jedoch für das ganze Jahr verbindlich macht. In Riga kann man sich an sämtliche Buchhandlungen oder auch an die Expedition des nordischen Archivs wenden. Mitau, den 1sten November 1807.

Steffenhagen und Sohn.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

---

No. 47. Mitau, den 25. November 1807.

---

## Neugriechische Literatur.

(Beschluß der in Nr. 43. abgebrochenen Recensionen.)

- III. Περὶ συστήματος τῆς Πάντος ἐπίτομος ἐκθεσις σαφῶς ὡς οἶόν τε ἐκ διαφόρων φιλοσόφων ἐρανθεῖσα ὑπὸ τῆς Π. Α. Εὐγενίε τῆς Β. — ἐκδοθεῖσα ὑπὸ τῶν κυρίων Ζωσιμάδων Α. καὶ Ν. καὶ Ζ. καὶ Μ. Ἐν Βιεννῇ 1805. (Das ist: kurzer Begriff vom Welt-systeme, deutlich aus verschiedenen Philosophen dargestellt von dem hochw. Erzß. Eugenius aus Bulgarien; herausgegeben von den Herren Zosima, Gebrüdern. Wien, 1805. 4.)

Dieses Buch enthält eine sehr faßliche Anleitung zur Astronomie, so weit deren Kenntniß für das gemeine Leben brauchbar und interessant ist. Es wird also darin gehandelt von der Parallaxe der Himmelskörper; von der Eintheilung der Himmelskörper in Fixsterne und Planeten; vom Welt-systeme überhaupt, und dessen allgemeinen Eigenschaften; von dem Stande der Sonne und der

Erde im Universum, und den berühmtesten Vorstellungen darüber; von dem Principe der Sternbewegung; von den Sternen insbesondre, und zwar von der Sonne, vom Monde, von Sonnen- und Mondfinsternissen; von den fünf kleinern Planeten; von der Entfernung und Größe der Planeten; von den Fixsternen; vom Aufgange und Untergange der Gestirne; endlich von Kometen. Auch dieß Buch ist durch angehängte Figuren erläutert. Der Verf. hat hier ebenfalls ältere Meinungen z. B. des Aratus in den Phaenomenis und seiner Ausleger, des Ptolemäus und andre angeführt. Von den neuern benutzt er hauptsächlich die Werke des Riccioli, Petav, Gassendi, Galilei u. a. In der Hauptsache ist er dem Copernicanischen Systeme gefolgt.

- IV. A. Τακονέτις στοιχεῖα Γεωμετρίας μετὰ σημειώσεων τῆ Ουίτωνος, ἐξελληνιζέμεντα μὲν ἐκ τῆς Λατινίδος φωνῆς ὑπὸ τῆ Π. Α. Εὐγενίᾳ τῆ Βουλγαρέως — ἐκδοθέντα ὑπὸ Ζωσιμάδων. Ἐν Βιεννῇ. 1805. 4.  
 (Das ist: Andreas Tacouets Anfangsgründe der Geometrie mit den Erläuterungen von Whiston, aus dem Lateinischen in das Griechische übersetzt von dem hochw. E. B. Eugenius aus Bulgarien; herausgegeben von den Herren Gebrüdern Zosima. Wien, 1805. 4. Mit Fig.)

Rec. hat das Original nicht zur Hand, und kann also den Werth dieser Übersetzung nicht beurtheilen, der sich auch eigentlich erst nur bey einem längern Gebrauche in Vergleichung mit dem Ori-

ginale offenbaren kann. Vorgesetzt ist ein sehr kurzer Abriß der Geschichte der Mathematik im Alterthume. Nach diesem war die Mathematik die erste Disciplin, welche die Menschen erfanden; denn die nächsten Nachkommen Seth's machten einem Zeugnisse des Josephus zufolge schon astronomische Beobachtungen. Doch setzt der Verf. hinzu: Ταῦτα γέν ἡμῖν Ἰωσήπος, παρ' ᾧ καὶ ἡ τέτων πίσις μένετω. (Dieß erzählt uns Josephus, der für die historische Wahrheit haften mag.) Die Geschichte der Mathematik geht bis auf den Pappus.

V. Σχόλια εἰς τὸ τέταρτον βιβλίον τῆς Θεοδώρου τοῦ Γάζη Γραμματικῆς. Ἐν Βιεννῇ, 1805. 8.  
(Das ist: eine Sammlung von Zusätzen und Erklärungen zum vierten Buche der Grammatik des Theodorus Gaza.)

Theodorus Gaza schrieb eine griechische Grammatik, nach welcher er die griechische Sprache lehrte. Sie wurde von Elias Andreas, Burdigalensis (aus Bourdeaux), ins Lateinische übersetzt, und gedruckt mit vielen Zusätzen. Diese hat der hochwürdige Erzbischof Eugenius wieder ins Griechische übersetzen lassen. Freylich sind seitdem von den neuern Philologen in Holland, Deutschland, England und Frankreich viel feinere Sprachbemerkingen gemacht worden, die eher verdient hätten, den heutigen Griechen bekannt zu werden.

Noch ein anderes Buch ähnlichen Inhalts hat der unermüdet-thätige Mann geliefert, das *κριτικὰς ἐπιστάσεις*, kritische Anmerkungen, zu dem Commentare des Neophytus zu dem vierten Buche der Grammatik des Theodor Gaza enthält, und im vorigen Jahre zu Wien herausgekommen ist, auch auf Kosten der Herren Zosima.

Moskwa.

Buhle.

### Kleine Beiträge zur Kurländischen Geschichte.

(Fortsetzung des in Nr. 45. abgebrochenen Artikels.)

#### b) Kopie eines alten Testaments.

Ist die Anschuldigung gegründet, die man unserm Zeitalter macht: daß bey uns der Überfluß zum Bedürfniß geworden sey? Das folgende Testament weist aus, daß auch unsre Alten mehr hatten und brauchten, als sie brauchten. Ist der Luxus bey uns höher gestiegen und kostspieliger geworden, als bey den Vorfahren? Keins von beyden; aber er ist jetzt vielseitig, spielend und in seinen Erscheinungen schnell wechselnd. Auch dieses Testament beweist die Abneigung der Alten vor dem sogenannten Flitterstaat und ihren Geschmack für das Solide, Dauernde und — Kostbare. In welchem Verhältniß stehn aber die jetzigen Geistlichen in

Ansehung der zeitlichen Güter zu ihren Amtsbrüdern vor 200 Jahren? Darauf giebt das Frank'sche Testament die beste Antwort. Das goldene Zeitalter ist längst dahin mit seinen Portugalsfern und Rosenobeln, des silbernen weiß man sich hier und da noch zu erinnern, nur das kupferne kennt die Gegenwart nach seiner ganzen Schwere. Der fromme Frank hatte freylich etwas mitgeheirathet, und war, zuerst Propst und nachher Superintendent, auf einer guten Pfründe, nämlich auf dem deutschen Pastorat Doblen; allein sein Nachlaß bleibt doch immer für die damaligen Zeiten, da das Geld einen so hohen Werth hatte, bedeutend genug. Doch — keine Prolusion; hier ist das Testament, ein wenig abgekürzt, nach einer glaubwürdigen Abschrift, die sich in der Sammlung des hiesigen Herrn Bürgermeisters Stavenhagen befindet. Nur das eine muß ich noch bemerken, daß Frank die Superintendatur nicht lange bekleidet hat. Er erhielt sie im Jahre 1656, starb aber schon das Jahr darauf, vielleicht bald nach der Testation, welches er gewiß nicht vermuthete, da er seinem Vorsatze, im Eölibat zu bleiben, selbst nicht so ganz zu trauen scheint.

Hennig.

Im Nahmen der Hochgelobten, Heiligen Dreyeinigkeit,  
Hochgelobet in Ewigkeit. Amen.

Dieweil dem vielgütigen Gott, meinem gnädigen himmlischen Vater gefallen in einen betrübten Wittwerstandt mich zu setzen vnd meine Herze liebste den 31. Januarii dieses jectlauffenden 1657 Jahres umb 10 Uhr morgens sanfft vnd selig in sein ewiges Freudenreich versetzt, habe ich, im fall mich Gott der herr auch kürzlich abfodern würde, wie ich dann schwach vnd krank, mit vollem Verstande wollen verordnen, wie es möchte in allem richtig disponiret werden; derowegen ich dieses, wie schwach ich auch war, eigenhändig verfaßen  $\frac{1}{2}$ o. Marty Ao 57 vnd dieses schriftlich aufsetzen sollen, wobey es nach meinem letzten Willen verbleiben soll.

Hie setze ich die Geld Quot, worauf die Disposition gehen soll.

- 1) Eine Quot von 2300 fl. in specie Rthlr. vnd Ducaten bey Hr. Diedrich Bachmeistern wovon die Rente richtig alle Jahre biß hieher außkommen.
- 2) Eine Quot von 200 specie Rthlrn. in summa 600 fl. bey Cort Brüningk jährlich Rent gefallen.
- 3) Eine Quot von 400 fl. bey dem jungen Hansß Reinßhagen, wovor sein Vater cavieret, jährlich Rente gefallen.
- 4) Hr. Gottfried Fabricius Fürstl. Secretarius

hat eine Quot von 300 fl., waren meiner Seel. Frawen Gelder, von Anno 1653 keine Interesse gefallen.

- 5) Bey der Frau Zersischen 170 fl. keine Interesse außkommen, ist schlechte Hoffnung der Solution, wirdt unter die verlorne Schuldt zu rechnen seyn, vnd wiederomb auß der Summa außgesetzt.
- 6) Friedrich Witte 203 fl. gar keine Rente gefallen, ist ungewiß, meine Kinder mögen sie fordern, die obligation ist bey herrn Crügero vnd die Quot nicht gesetzt.
- 7) Bey Gotthardt Sigismund Michels bey Anneburgk 1300 fl. worunter meines Sohnes Friederichs Pathengeldt vnd 200 fl. die der Seel. Fr. Mutter ihrer Tochter Fraw Mehdemsehen mitgabelder, auch so viel zu Getrennde vnd ist meines Geldes 650 fl.
- 8) Eine Summa an bahren Reichsthln. vnd Ducaten 1300 fl. derer 600 fl. waren der Seel. Fr. Mutter Mittgabelder, die können Bruder vnd Schwester uf die Helffte ihres mütterlichen Antheils wegen unter sich theilen.
- 9) Die Seel. Fr. Margaretha Ringemuth Schulzische 10 Rthlr. dafür seind 6 silberne Löffel zu Pfande.

Mein Herr Schwiegersohn Fromholdt Johann von Mehdem hat auf das Gutt Nutzen bahr an Rthln. vnd Ducaten laut des heyrahts Contract

empfangen 5000 fl. folget nun meines Sohnes Friederichs Quot 5000 fl. an Ducaten vnd Rthlrn. wovon in der erst 8 pro cento gefallen Jährlich 400 fl. Interesse in Meddenhoff bei Hr. Alexander Christian Ringemuth, aber hernach weil Sie sich graviret, 7 pro cento genommen vnd biß hieher allezeit außkommen 350. Zu diesem Jahr auff Ostern müssen die Interesse fallen, sind noch nicht außkommen.

Nun folget meine Quot die auff den Fall meine Seel. Fraw mich überlebet, ihr vor ihre Quot hette vermachen wollen, damit werden nun die lieben Kindeskinde bedacht, daß Sie vnser woben zu gedenken hetten.

Bey Bachmeistern 2000 fl. denn die 300 gehen ab vnd fallen zu meiner Seel. Liebsten Geldern.

Cort Brüningk 600 fl. an Rthlrn.

Hansß Keinsßhagen 400 fl.

Gotthard Sigismund Michels 650 fl. welches mein geld. Die ander helffte 650 sind Friederichs Pothengelder vnd derselben Rente, auch der Mutter S. 200 fl. Friederichen gegeben gleich der Tochter.

Seel. Margaretha Ringemuth Schulzsche 10 fl.

Lorenz Brell der Schuster auff dem Berge 60 fl.

Bey Hrn. Capitain Lieutenant heinrich Liesen von Versen 1300 fl.

Wehren zusammen 5090 fl.

Womit meine Kindeskinde bedacht werden  
 Eliesabeth Magdalene von Mehdem mit 1000 fl.  
 die alsobald auf Interesse zu ihrem Besten außge-  
 than, da der Zuwachs zur Summa geschlagen.

Moses Ephraim 750, Juliana ebenwoll 750  
 die ebenfowoll auf Interesse zu ihrem Besten  
 bey gewissen Leuthen außgethan vnd die Inter-  
 essen zur quoten gebracht, biß sie wilß Gott  
 erwachsen.

Die andere drittehalb tausend fl. bleiben auf  
 Friedrich meines Sohn nachkommen, die er auch  
 in spem futuram eben soll außthun, vnd treulich  
 damit umbgehen. Bleibet Friede im Lande vnd  
 Gott der Herr denselben gnädigst bescheret, werde  
 dieser mein Wille erfüllet u. s. w.

Die Platenhausische Stelle zur Mytaw haben  
 Wir ich mit meinem Schwiegersohn dahin vns  
 verglichen, die ist breit, halte ich, 17 Klafter  
 nach der Gassen vnd dreyßig Klafter nachem  
 Schloß. Mir habe ich vorbehalten die seite von  
 Krayen haußstehte den Keller  $8\frac{1}{2}$  Klafter hinten  
 zum Garten auf die helffte, die mögen sich nun  
 vergleichen vnd auff die helffte bawen, were den-  
 noch in loco residentiae, im fall man in hoher  
 Obrigkeit dienste were, könnte man leicht an die  
 hand seyn, vnd ist die stelle jezo, weil es befesti-  
 get, nicht schlecht zu aestimiren, weil es auf Ade-  
 lichem Boden vnd adelicher Freyheit unterm Schloß-  
 gericht, mit der die Stadt nichts zu thun hatt.

Unserer Jungfrauen Margarethen Ringemuth  
 miner Seel. Frauen Schwester, dem edlen trewen  
 Herzen, weil Sie eine Zeit bey vns sich aufgehal-  
 ten vnd mit in der Wirtschafft zugrieffen, dafür ich  
 Ihr dancke, ordne ich ihr zu 300 fl. derer 40 Rthlr.  
 in Frauenburg 40 im Hofe zum Berge von des  
 Superintendenten Hebung, Zu den 80 Rthlrn.  
 ordne ich ihr zu so viel von dem Korngelde, das  
 noch 20 Rthlr. folgen sollen, die 300 fl. zu füllen.  
 Dessen sol Sie haben 1 Ruhe, 1 Kalb vndt die  
 schwarze große Stutte.

Auch werde ihr Bierzig Ellen Leinen, 40 Hei-  
 den Leinwandt zugetheilet, oder wasß von Frauen-  
 zeugf fertig an Hembdenn.

S i l b e r.

- 1) Eine verguldete Kanne inwendig von 1 Stoff,  
 die habe meine liebe Tochter die Frauw Meh-  
 demsche.
- 2) Die Thaler Kanne mehr denn 1 Stoff bleibet  
 meinem Sohne zum Hergeweige.
- 3) Die dritte mit der Nußschalen gebe ich mei-  
 ner Tochter Tochter Elisabeth Magdalenen  
 von Mehdem, weil die Nußschale von der  
 Seel. Eltermutter ich die in Silber faßen laßen  
 zur Gedächtniß.
- 4) Becher vndt Köffell theilen sich Brüder vnd  
 Schwester zu gleichem theil.

## G o l d e.

- 1) Ein Kleinohr.
- 2) Ein paar Armbände, die Armbände gebe ich Friederichen meiner zu gedencken, wie auch die eiserne Kaste, darzu Friederich wie zum Hergewig berechtiget von des Batern warmen handt, daß güldne Kleinohr der Seel. Fürstinnen Bild mit Rubinen vnd Diamanten versezet, gebe ich meiner Tochter Tochter Elisabeth Magdalenen von Mehdem. Einß des Schwedischen Königes Bild von Sechs Ducaten zu Riga geschlagen.
- 3) Ein duppelt Engl. Rosenobel von 4 Ducaten.
- 4) Sieben halbe Rosenobel gebogen, noch etliche Ducaten, wie auch alte Rthlr. in dem kleinen Lädchen, den Schlüssel führe ich bey meinem Beutel, darin ist auch alte Münze. Etliche güldene Ringe. In der kleinen Margarethen Lade da findt auch die Handtschriefften. Die Seel. Frauw Mutter hat zu ihrem Gedächtniß Friederichen ein güldenn Brezchen vnnnd einen Ringf machen laßenn, In allem werdenn Sie sich Christlich theilen vnd bleiben in Liebe und Eintracht.

Die Bibliothec so der Herr Collega Henricus Adolphi vnd sein Better der Hr. Praepositus Mitaviensis übersehenn vnd verzeichnen wollen, wollverschließen vnd an einen gutten sichern trockenen Orth sezen lassen, da wolle mein Hr.

Schwiegersohn auch gute Aufficht thun, da köndten feine repositoria gemachet werden, aber wegen der Rätzen in der Kirche nicht sicher, drumb Sie in Kasten besser zu conserviren. Zu solcher Bibliothec hat Friederichus als ein Literatus Competens.

Vnd so Gott Moseschen erhielte vnd die Gnade zum Studieren verleihen würde, davon auch was mittheilen, aber muß nicht von ander gerissen oder distrahiert werden, solte er im Lande nicht bleiben wollen vnd dieselben Bücher ihme heraus zu führen ohnmöglich, laße er seinem Schwestersohn Moseschen, nehme ein billig Erkändniß, oder lasse Sie zum Fr. Churländischen Gymnasio \*) für die Billigkeit.

Mit Leingewandt werde Gleichheit gehalten, wie auch mit Viehe vnd führender Habe klein vnd groß, Kleidung, Vaternkleider gehören dem Sohne, der Seel. Mutter Kleider der Tochter, sehen aber zu das die feinen servilischen Leuthen was wir an vnsern Leibern getragen haben sondern dürfftigen gegeben werden.

Meiner Tochter Tochter Elisabeth Magdalenen eine von den besten Kastenn, den blaubunten Vulten den Hoffmeister genandt vund die junge rothe Stuhle.

---

\*) Was mag der Testator darunter verstanden haben? Etwa das Gymnasium, welches von den Herzogen Kettlerischen Stammes immer gestiftet werden sollte? — Der Red.

Nun muß ich der Armen nicht vergessen vnd zwar meine liebe Freunde; herrn Janszowski schencke ich die 100 fl. die er von mir geliehen, wovon keine Rente gefallen, deßen schencke ich ihme den Rappen den dritten so ich von meinem Herrn Schwiegersohn gekoufft.

Janzowskischen seiner Frauen 1 Kuhe.

Ihrer Tochter Jungfraw Elisabeth Dortchen  
1 Kuhe vnd 1 Kalb.

Also auch Annen Margarethen 1 Kuhe vnd  
1 Kalb.

Annen Gertrutt 1 Kuhe vnd 1 Kalb.

Der Zersfischen werde eine Kuhe außgegeben.

Jungfraw Margaretichen gebe ich die größte schwarze Stute, wie bereit Droben gedacht.

#### Den Dienstvölkern.

Margarethen über ihr Verdienst, so ihr richtig außgezahlt werden soll, 50 Mark vnd 1 Kuhe.

Der Babben ein silberne Breeke, so ihr längst versprochen von 6 Lothen vnd was verhoben, auch 1 Kuhe.

Das ander Vieh groß vnd klein kauffe mein Herr Schwiegersohn weil er doch Vieh kauffen wirdt. Vnd was zue dem Theil meines Sohnes kombt, mache er zue Gelde, wie alles andere, was da kan zu Gelde gemacht werden, vnd werde auff Interesse außgethan, bis zu Friedrichs Wiederkunft.

Diesem zur Folge werden meine herzliche Kinder geliebet, wie es denn mein letzter Wille ist, im fall mich Gott, wie wohl hoffe, vermittelst göttlicher Gnade im coelibat erhielte. Bitte auch Ihr. Fürstl. Dhl. als hohe Landesfürstl. Obrigkeit geruhen hierüber als Oberster Landes-Vormundt gnädigst zu haltenn. Vnd were also dieser mein letzter Wille u. s. w.

Dieses werde mit des Fürstl. Gerichts Sigill vnd Hr. Gerichts Secretarii hand besäftiget. Zu zeugen ordne ich S. S. Magnific. den Herrn Canzler vnd Hr. Landt-Marschalck Hr. Wilhelm Kummel, Hr. Johannem Praepositum zur Mytaw vnd Hr. Heinricum Adolphi Doblenschen Lettischen Pastorem. item Hr. Johannem Sebastianum Schmied Pastorem bey der Vndeutschen Gemeinde. Geschrieben d. 5. Aprilis 1657 vnd zwar eigenhändig vnd mit meinem Pittschafft versiegelt, nachdeme meine Seel. Liebste den 31. January in dem Herren selig entschlaffen.

(L. S.) Nicolaus Franck Superintendens  
mpp.

(Die Fortsetzung im folgenden Jahrgange.)

---

## N o t i z.

Um den auffallenden Kontrast von dem zu zeigen, was man vor noch nicht vollen dreißig Jahren Armeen und Schlachten nannte, mögen folgende, aus Washingtons Leben von Marschall, Bd. 3., London 1805, gezogene, Zahlen hier Platz finden: In der Schlacht von Brandywine, die Washington, durch die allgemeine Stimmung gedrungen, liefern mußte, bestand seine Armee, mit Einschluß der Miliz, aus 11000 Dienstfähigen; die von Howe wird im Ganzen auf 18000 angeschlagen. In dieser eigentlich verlorenen Schlacht wird die Zahl der Gebliebenen von Seiten der Amerikaner auf 300, von Seiten der Engländer auf 100 angegeben. In der sogenannten unentschiedenen Schlacht von Monmouth, der ersten, die Washington gegen Clinton lieferte, ward der Verlust der Amerikaner an Todten auf 70, der der Engländer auf 184 gerechnet. Unter Sir Henry Clinton betrug die Hauptarmee der Engländer etwas über 16000 Mann. Wie Cornwallis Gates im Süden, bey Camden, schlug, war das Korps des erstern 2000, das des andern gegen 6000, meistens Miliz, stark. Mehrere hunderte blieben. In der bedeutenden Affaire von Cowpens, die Greene gegen Tarleton gewann, blieben Brittischer Seits 100, von den Amerikanern 80 Mann. Die Schlacht bey Guilford, in welcher die Britten eine ganz ausgezeichnete Tapferkeit bewiesen, kostete dem Sieger, Cornwallis, den dritten Theil seines aus 1500 Mann bestehenden Korps; die Amerikaner verloren über 300 Menschen. —

---

## Grabschrift.

Wandrer, siehe still! Hier liegt Afflepios Sproßling,  
Kosmos. Im Leben hat er Wunder auf Wunder ge-  
than.

Meinen freundlichen Mops, den Ausbund schnarchender  
Hunde,  
Persephoneia hatt' ihn schon sich zum Schooßhund  
ersehn,

Dieses geistreiche Thier, er hat es dem Tode entrissen  
Und mit göttlicher Kunst muthig dem Isis geraubt. —  
Ach, zu bald sank er hin! Gold sollte den Edlen nicht  
lohn,

Darum belohnt ihn der Stein ewig mit wachsendem  
Ruhm.

Serenus Steinmeh.

## Verlorne Mühe.

Noch immer presset Frau von Nothen  
Den ganzen Busen hoch ans Licht:  
Hilft nichts! denn nach Antiquitäten  
Sucht man bey Weibern nicht.

F. V.

## An einen groben Epikuräer.

„Leben heißet genießen; genießen heißt trinken und  
lieben.“  
Recht so! Lebtest denn sonst neben den Menschen auch  
Du?

F. V.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre  
in Rußland.

---

No. 48. Mitau, den 2. December 1807.

---

## L i t e r a t u r.

*Ikonomie des jetzigen Zeitalters (,) oder Darstellung einiger allegorischen Personen nach heutiger Sitte (,) von Ulrich Freiherr (n) von Schlippenbach. Riga, 1807, bei Hartmann. 236 S. 8. (Mit 25 Holzschnitten.)*

Wenn das Talent im üppigsten Acker seines heimischen Bodens die Urnte reichlicher Ausfaat hält, so baut es, wie Hr. v. S. über Boudard, hundert Korn über die Saat. Des Witzes erstes Verdienst ist die Wahl eines fertilen Schauplatzes, das zweyte, die geschickte Bearbeitung desselben. Das erstere muß dem Verf. nur bedingt zugestanden werden, während die Ansicht des zweyten sich nach dem Standpunkte der Leser modelt; der Recensenten gar zu geschweigen. Es ist etwas ganz andres, dem dialektischen Schritte einer wissenschaftlichen Arbeit mit der kritischen Laterne nachschleichen, als sich mit dem raschen Flügel des Witzes auf Einfällen über Einfälle, wie

auf schwanken Blumen, wiegen. Sehr richtig wird der Recensent der Zkonologie, wie ihn Figur S. 227 abbildet, von ihr selbst geboren, und gegenwärtiger wenigstens gestehet unverholen, daß er, als Kind einer solchen Mutter, eines auß der Art geschlagenen Gemüths seyn müsse, wenn er diese Kritik übler Laune unternähme. Wer bürgt indeß für die Laune aller andern Leser, deren jeder vielleicht jeden Tag seine eigne hat, die sich oft schwer mit dem launigsten Schriftsteller verträgt, ja die wohl der kräftigsten Recension widersteht, weil sie sich die ihrige selbst macht? Der witzige Leser möchte bey mancher Stelle gern noch mehr oder anders witzig seyn, der Pedant grammatisiren, der Moralist stutzen und sichten; der Unwitzige langweilt sich gar. Der Dichter hat die Poesie, der Kritiker die Poetik; will er auch jene haben, so ist kein anderer Standpunkt für ihn, als im Geiste des Autors selbst. Gelingt es den Lesern der Zkonologie diesen einzunehmen, so kann der Verf. ihres Beyfalls gewiß seyn.

Rec. war während der Lektüre dieses Buches auf diesen Platz erhoben, und trennt sich nicht ohne Mühe von ihm, um ein Amt zu übernehmen, welches, den subjektiven Genüssen entsagend, Werke des Genies unter Maß und Gewicht bringen soll. Herrn Boudard in die andre Wagschale zu legen, kann uns eben so wenig einfallen, als die Holzschnitte in Luthers kleinem Katechismus den Jean

Paulschen Erkursen darüber als Maßstab anzuhalten. Boudard dachte ganz ernsthaft auf Sinnbilder; Hr. v. S. stellt ein witziges System der Vögel nach ihren Federn auf, deren Farbenspiel mit gewandtem Pinsel gegeben ist. Hier möchte jedoch der genauere Richter den Stein des Anstoßes der meisten Früchte raschen Talents wieder finden, — nicht ganz geschonte Haltung und Einheit. Die leichte Hogarthsche Zeichnung springt zuweilen unerwartet ins Sentimentale, Maske und wahres Gesicht wechseln in demselben Augenblicke so schnell, daß es schwer wird, über Scherz oder Ernst der Rolle der allegorischen Person zu entscheiden. Dem Leser werden sich einige Beweise darbieten, wo der Titel: „Darstellung allegorischer Personen nach heutiger Sitte“ entweder unausgeführt geblieben, oder ein wenig verfehlt ist. Ist die Phantasie allegorisch gemalt: so wird sie besser auf einem Felsenstücke ruhend, sinnbildlich: besser auf einem Luftschiffe schwebend vorgestellt seyn. Die Zeichnung der Seele nach eigener Idee bleibt uns der Verf. ganz schuldig, und das vielleicht sinnreich genug. Boudard steht mit der seinigen noch tief unter dem Orbis pictus, dessen tätowirte Seele höchstens einem Indianer als ein leib- und wahrhaftes Residuum posthumum vorkommen kann, und auf welche wir jeden Künstler, der eine braucht, als auf die beste, die uns in Abbildung vorgekommen, verweisen.

Fragen wir, um keiner Pflicht zu fehlen, nach dem Nützlichen, so kann ein wohldurchgeführter Man, Wahrheiten, die im Munde kalter Moral verloren, aus der dürrn Hand des Satirikers von Profession bitter und widrig seyn würden, in der neuen einschmeichelnden Form eines allegorischen Bilderbuchs an jedermann zu bringen, nicht ohne Beyfall bleiben. Ein Kupferwerk menschlicher Thor- und Schwachheiten, Irr- und Schicksale, mit gehdri- ger Erläuterung, müßte instruktiver seyn, als der bündigste Text voll Definitionen, oder der ausführlichste voll Tiraden. Und der größte Theil der Zeichnungen des Verf. ist lebendig, warm und treffend. Selten einmal ist der Witz, der weder, wie die Konsequenz, einem Uhrwerke, noch, wie die Gelehrsamkeit, einem Strome, sondern der Flamme gleicht, seinem Schicksale nicht entgangen, vom Winde bewegt zu werden, oder hier und da niederzubrennen. Vom erstern könnten Belege aus zwey Figuren beygebracht werden, wo die Applikation sich zwischen zwey Lineale fügt, um nicht aus einer gewissen Stellung zu fallen, welcher gleichwohl der Verf. selbst anderswo (S. 114 ff.) gebührend den Stab gebrochen; so wird auch die Zeichnung vom menschlichen Leben manchem Mißvergnügten einseitig erscheinen, der in der Figur des Dedip vielleicht eine treffendere Allegorie des Lebens zu finden geneigt seyn dürfte. Von letzterem wird ein Leser von überflüssigem Witz

vieleicht häufigere Beispiele zu finden meinen, als Nec., der sich sehr begnügt gefühlt hat. Bey S. 21 z. B., wo gesagt wird: „die Phantasie könne die Flügel eben so gut am Herzen als am Kopfe haben, weil sie oft mit jenem davon fliege,“ so wie bey der ganzen folgenden Stelle, wo die Phantasie des Verf., von ihrem Bilderkranze gehoben, sich phaetonisch zu versteinern scheint, weil er, trotz der Verwandtschaft seiner Worte mit dem ganz eigentlich hier auszudrückenden Gedanken, denselben doch fast verfehlt hat, daß nämlich der Schwärmer sammt Seel und Leib erliegt, wenn er nicht in der respirablen Höhenluft der Phantasie, sondern über dieselbe hinausgeflogen, wo das Blut aus Mund und Nase dringt, — hier, dünkt uns, würde mancher gerade die Zeichnung Boudards für sehr zweckmäßig halten, weil man den Kopf der Figur von den sublimirenden Flügeln schon beträchtlich und fast bis zum Abreißen gereckt erblickt, während der Unterkörper nichts als ein müßiges Präcipitat von untergeschlagenen Armen und Beinen zu seyn scheint. — Etwas invita Minerva ist das Unglück und sind zum Theil die Zeitalter (das eiserne ausgenommen) bearbeitet, obgleich auch der Setzer sein witziges Scherlein dazu gethan hat, der begoffenen unglücklichen Dame nicht Kaffe, sondern Kafe in den Mund zu legen.

Wo der Witz sarkastisch wird, fällt er ganz aus seiner genialischen Rolle, wie das in ein paar

politischen Seitenhieben (im eisernen Zeitalter und in der Wohlthätigkeit) geschehen ist, wo er, wie immer bey Personalitäten, dem ganzen Publikum vorbey nach einem abgesteckten Punkte, und, da der hier genommene zu hoch liegt, auch diesem vorbey, schießt. — Manchen Einfall ein wenig lasciv zu finden, dazu ehrt Rec. den freyen Geist des Buches viel zu sehr.

In der Mitte aller Gemälde, gleichsam im Herzen des Ganzen, steht die Figur der Wahrheit, ihrer werth, und vortrefflich ausgeführt; unstreitig die gelungenste Zeichnung, nach welcher, unserm Urtheile nach, die Schönheit den nächsten Rang behauptet. Daß just diese Allegorien am besten gegeben wurden, wirft ein Licht auf den Geist des Verf., daß manchen Schattenstrich in den übrigen Figuren überstrahlt. Gleich glänzend in andern Gemälden sind Stellen, wie folgende (S. 26): „Kunstwerke sind Handzeichnungen nach den Originalen der Phantasie, Schattenrisse nach den Geschichten; so wie der Mensch, als Kunstprodukt der Gottheit, nicht diese selbst ist, sondern nur ihr Ebenbild.“ Stellen, deren wir unzählige ähnliche ausheben könnten. Und wer wird sich nicht in der Vaterlandsliebe, in der Freundschaft, der Flüchtigkeit des menschlichen Lebens, der Schmeicheley u. a. m. stets angenehm unterhalten, oft gereizt und geweckt, — wir wünschen nirgend getroffen fühlen?

Zum Schlusse dieser kurzen Bemerkungen ver-  
rathen wir dem Leser, daß Boudard (dessen Werk  
Rec. genau kennt), wie dieses Leben selbst, einen  
Bildervorrath übrig hat, der groß, und vielleicht  
für das Talent des Hrn. v. S. ergiebig genug ist,  
um der vom Publikum mit uns ohne Zweifel  
getheilten Hoffnung auf eine Fortsetzung dieser  
interessanten Gemäldesammlung zu entsprechen.

---

Hauptzüge von den Fortschritten, welche  
die Naturforscher Rußlands in der Kennt-  
niß vaterländischer Naturerzeugnisse ge-  
than haben, und von denen, welche  
noch zu thun übrig sind. \*)

Der Umfang von den Fortschritten der Wissen-  
schaften überhaupt steht mit dem Grade des Über-  
ganges aus dem mehr sinnlichen in den gebildeteren  
Zustand unsrer Geisteskräfte in einem harmoniren-  
den Verhältnisse. Die Kenntniß von diesem reicht  
uns den Maßstab in die Hand, um die Größe

---

\*) Diese Rede ist den 17ten Januar des laufenden Jahres, am  
Stiftungstage der Charkowschen Universität, von dem bey  
derselben als Prof. adj. der Chemie angestellten Hrn. F.  
Giese in deutscher Sprache gehalten, und auch in dieser  
Sprache in einer von der Universität veranstalteten Samm-  
lung der durch diese Feyerlichkeit veranlaßten Reden abge-  
druckt worden. Da letztere aber in hiesigen Gegenden nicht  
sehr bekannt werden möchte, so wird der gegenwärtige Ab-  
druck unsern Lesern vielleicht willkommen seyn. — d. R.

von jenem, dem Umfange, richtig schätzen zu können. Der menschliche Geist folgt indeß, in Rücksicht seiner Beredlerung, verschiedenen Richtungen; die Monumente der Geschichte und das Gegenwärtige bezeugen dieses durch auffallende Thatfachen. In dem Kriege ganzer Nationen hat man den Gipfel der Kultur von dieser oder jener Wissenschaft erklimmt, und ruhte zugleich nahe am Fuße der Stufenleiter einer anderen. Die Ursachen hiervon liegen zwar oft nicht aus der Sphäre entschleierter Geheimnisse entfernt, so, daß man sie ergreifen und durch ihre Zusammenkettung die glänzende Entwicklung der Geistesfähigkeiten von einer Seite, und den ruhigen Schlummer von einer andern leicht erklären kann. Dieses aber kann nichts gegen die fest begründete Wahrheit beweisen, daß die verschiedenen abgesonderten wissenschaftlichen Gebäude auf einem und eben demselben Gebiete nie auf einer gleichen Höhe erbaut seyn können, eben so wenig gegen die daraus hervorgehende Folgerung, daß der vollkommene oder unvollkommene Zustand von einer Wissenschaft, bey dieser oder jener Nation, nicht zur Grundlage oder Hauptstütze eines gerechten Urtheils über den der übrigen dienen dürfe.

(Man hat die Überschreitung der Gränzen von dem Gesagten nicht jedesmal vermieden; schon mancher betrat die Rednerbühne, um die seichte Behauptung geltend zu machen, daß das ganze

System leuchtender Körper nur an seinem vaterländischen Horizonte geheftet sey, daß sich von diesem aus alle Strahlen des wissenschaftlichen Lichtes verbreiteten, kurz, daß das Universum der Wissenschaften in der höchsten Vollendung nur dort anzutreffen sey.)

So genossen in unserem Reiche die Naturwissenschaften, vorzüglich die fruchtbaren Zweige der Naturbeschreibung, die größte Pflege, verbreiteten einen Reichthum nützlicher Kenntnisse und einen höheren Glanz als alle übrige. Man würde daher fehlen, wenn man den Zustand der Kultur von mancher anderen ihrer Schwestern, in den einheimischen Kreisen, nach den ihrigen messen wollte, und so auch in dem umgekehrten Falle.

Die Verehrer und Beförderer der Naturwissenschaften, welche Rußland zählt, haben größtentheils einen seltenen Fleiß und eine bewunderungswürdige Beharrlichkeit an den Tag gelegt; ja, einige haben ihren Eifer mit einem theuren Tribute ihrer Gesundheit, selbst mit ihrem Leben bezahlt. Sie haben ihre schätzenswerthe Kenntnisse gleichzeitig angewendet, um den mannigfaltigen Reichthum eines die zweyfache Größe Europas umfassenden Reiches kennen zu lehren, und es gebührt ihren Verdiensten, in dieser Rücksicht, unter ähnlichen, einer der ersten Sitze. Sie haben keinen neuen Hauptpfeiler als unverwelkliche Stütze in dem naturwissenschaftlichen Tempel aufgepflanzt,

aber das Innere desselben ist durch sie mit manchen unbekanntem Naturschätzen ausgeschmückt worden, die sie dem Gedächtnisse verewigen.

Wir dürfen uns hier der angenehmen Bemerkung nicht enthalten, daß viele von den vollendeten Fortschritten in der physikalischen und naturhistorischen Kenntniß unseres ausgedehnten Landes, als Folgen von weisen und großen Maßregeln unvergeßlicher Regenten zu betrachten sind. Wem sind die herrlichen Schritte von PETER DEM GROSSEN unbekannt, wodurch er die steile, felsigte Bahn eröffnete und die ersten Klippen überstieg? Wem die fernere große Unterstützung, Anordnung und Bewilligung neuer, gleicher Unternehmungen von KATHARINA DER ERSTEN und KATHARINA DER DRITTEN? Land- und See-Expeditionen wurden mit wahrer kaiserlicher Ausstattung in den verschiedenen Fernen des unermesslichen Reiches gesendet, um naturwissenschaftliche Beobachtungen, verbunden mit mehreren anderen, anzustellen; überhaupt um die Materialien einzusammeln, welche eine genaue Landeskenntniß und eine Kenntniß von seinen belebten und leblosen Naturwesen gründen können.

Messerschmidt, Georg und Samuel Gmelin, Pallas, Gölldenstädt, Falk, Georgi, Steller, Heinkelmann, Krascheninikow, Martini, Ryttschkow, Nablizl, Lapechin, Wardanes, Dserezkowsky, Sujew, Sokolow und Merk haben die zu verschiedenen Zeiten abgegangenen Expeditionen als Naturforscher begleitet, und die Früchte ihrer Anstrengungen dem gelehrten Publikum mitgetheilt. Durch sie und andere thätige Männer, deren Name ebenfalls bemerkt zu werden verdient, als: Buxbaum, Schangin, Jun-

fer, Gerber, Lerche, Amann, Bbeber, Larman, Fischer, Herrmann, Sieverb, Kenovank, Lehmann, Wieberstein, Lowitz, Mussin-Pouschkin, sind wir bereits zur Kenntniß einer sehr bedeutenden Anzahl naturwissenschaftlicher Gegenstände, welche in den weiten, höheren und niederen Regionen Rußlands verbreitet sind, gelangt. Eine summarische Anzeige soll uns davon einen Überblick verschaffen und die gethanen Fortschritte bezeichnen.

Der Reichthum des dryktoognostischen Theiles der mineralogischen Doktrin besteht: 1) in 99 Arten von Metallen, vertheilt in 17 Ordnungen \*); 2) in 113 Arten mineralogisch einfacher Stein- oder Erdarten aus 6 verschiedenen Ordnungen \*\*); 3) in 10 Gattungen brennbarer Fossilien, wovon einige, vorzüglich die Gattung von Stein- und Braunkohle, mehrere Arten zählt\*\*\*); 4) in 15 Arten von Salzen aus 4 verschiedenen Ordnungen \*\*\*\*).

Größer als diese ist die Zahl der von den organischen Geschöpfen im russischen Gebiete entdeckten Individuen. Die Klasse der Säugethiere zählt 33 Gattungen, 136 Arten, die der Amphibien

\*) Die Metalle, welche diese Ordnungen bilden, sind: das Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Zinn, Eisen, Wis- muth, Zink, Spiesglanz, Magnesium oder Braunsteinme- tall, Kobalt, Nickel, Arsenik, Wolfram, Molybdan, Titan, Chrom. Da jetzt überhaupt 29 verschiedene Metalle oder Metallordnungen bekannt sind, so sind noch zwölf ausge- schlossen, von deren Vorhandenseyn im russischen Gebiete wir keine Kenntniß haben.

\*\*\*) Sie sind die Baryt-, Kalk-, Talk-, Thon-, Zirkon- und Kieselerde; Fossilien, deren Hauptbestandtheil eine von den übrigen Erden, die Glykine oder Berylerde, Itter- und Strontionerde, ausmacht, sind nicht bekannt.

\*\*\*\*) Die Ordnungen, welche diese 10 Gattungen einschließen, bilden: der Schwefel, die Erdharze und die kohligten Fos- silien.

\*\*\*\*\*) Bey den Salzordnungen, welche die Dryktognose aufzu- stellen berechtigt ist, vermissen wir bloß gänzlich einen sol- chen Körper, welcher zur borarsauren Salzordnung gehört.

5 Gattungen, 60 Arten; die der Vögel 57 Gattungen, 488 Arten; die der Fische 34 Gattungen, 157 Arten; die der Würmer 56 Gattungen, 175 Arten; und die der Insekten 105 Gattungen, 1859 Arten.

Von den Pflanzen unserer Flora kennen wir bereits 654 Gattungen und 3419 Arten. Diese Anzeige umfaßt bey weitem noch nicht alle die Endresultate von den vollendeten Untersuchungen. Es gehören zu diesen noch viele andre, als: die Entdeckungen von vulkanischen Produkten, von einheimischen und fremden Thier- und Pflanzenkörpern, welche theils in diesem oder jenem Mineral eingeschlossen, theils ihres natürlichen Charakters beraubt und den Bewohnern des Mineralreichs ähnlich geworden sind; ferner, die Auffindung von mehreren gemengten Fossilien, z. B. Gebirgsarten und von anderen. Durch diese Entdeckungen und durch eine genaue Untersuchung der Lagerung oder Schichtung der Gebirgsmassen in vielen Gebirgen Rußlands haben die benannten Naturforscher zugleich manchen Beytrag geliefert, welcher theils zur Bestätigung geognostischer Principien, theils zur Erweiterung dieser wichtigen Disciplin selbst, dienen kann. Auch die verschiedenen Arten der im Reiche vorhandenen Wasser, von denen einige in technischer \*), andre in medicinischer Hinsicht, einen nützlichen Gebrauch verstaten \*\*), sind ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen.

Werfen wir einen prüfenden Blick auf das Ganze der gemachten Entdeckungen, so ergibt es

---

\*) Kochsalz und Natronwasser.

\*) Sauer-, Bitter-, Glaubersalz und Eiserwasser, warm und kalte Schwefelwasser.

sich, daß sie fast alle zu denen Früchten gehören, welche die Anwendung der Grundsätze und Lehren von denjenigen naturwissenschaftlichen Zweigen ausspendet, die durch Auffuchung und Bestimmung besonderer äußerer Merkmale die Individuen der Körperwelt unterscheiden und kennen lehren. Diese aber sind es nicht ausschließlich, welche uns von jedem Naturkörper eine vollständige Kenntniß, eine Kenntniß, die jeden Mangel entbehrt und auf unerschütterlichen Pfeilern ruht, zuführen. Die wahre Natur eines Dinges offenbart sich durch seine innere Eigenschaften; diese sind die Verkündiger derselben, indem sie selbst darin gegründet sind. Da wo ein belebendes Princip fehlt, wo das Wirken anderer Kräfte als organischer die Existenz eines Naturkindes gegründet hat, ruhen die inneren Eigenschaften in einem tiefen Schlummer, und werden dann erst den Sinnen bemerkbar, wenn sein Zustand in sein Inneres zerstört wird. Zu einem alles umgreifenden Beispiele dient das ganze Meer organenloser Geschöpfe. Eine bloße Ansicht und Umschreibung ihres Aeußeren führt in vielen Fällen zu einem unsicheren Schlusse, und ist nicht der Weg, auf dem wir mit festem Tritte zur wahren Erkenntniß der Natur aller gelangen können.

Es entsteht nothwendig die Frage, welchen Gang die Naturforscher Rußlands betreten haben; ob sie die vielen aufgefundenen todten Naturprodukte, deren äußerer Charakter den inneren verschweigt, auf dem chemischen Probiersteine geprüft, und dadurch ihren gegebenen Bestimmungen das Siegel möglichst erreichbarer Wahrheit aufgedrückt haben? ob überhaupt die helle Fackel der Chemie ihren Schritten vorgeleuchtet und sie vor den Irrgängen bewahrt habe? Wir müssen

dies in einer gewissen Ausdehnung verneinen, und es ist dadurch zugleich angedeutet, daß dieses zum Theil noch zu den wünschenswerthen Unternehmungen künftiger Zeiten gehöre.

Die Erforschung der inneren Merkmale von mehreren entdeckten leblosen Geschöpfen, um dadurch ihren richtigen Standpunkt im Systeme zu bestimmen, ist nicht der einzige Gegenstand, welcher der kräftigsten Bearbeitung jetziger und künftiger Forscher empfohlen zu werden verdient. Das Feld, auf dessen völliger Urbarmachung sie ihre Kräfte anzuwenden haben, ist unendlich ausgedehnter; es zeigt diese höhere Größe auch dann noch, wenn jede auf die Gründung neuer oder festerer Stützen in den naturwissenschaftlichen Gebäuden abzweckende Arbeit, gänzlich davon ausgeschlossen bleibt.

Die Weite der Gränzen des noch zu bebauenden Feldes kann, der Natur der Sache gemäß, keiner bestimmten Schätzung unterworfen werden, aber die Zusammenfassung der darauf vorhandenen, nur zum geringen Theile erschöpften Gegenstände, spricht hinlänglich für die Annahme des oben Gesagten das Wort. Zu den Hauptgegenständen rechne ich 1) die Verificirung vorhandener Bestimmungen von vielen aufgefundenen Naturprodukten, organischen und unorganischen Ursprungs; 2) die Bervielfältigung ihrer Summe und die Entdeckung neuer uns noch unbekannter durch zweckmäßige Untersuchung der vielen verschiedenen Gegenden; 3) die gründliche Prüfung des Nutzens und der Anwendung, welcher die einheimischen Pflanzen und Mineralkörper in ökonomischer, technischer und medicinischer Hinsicht fähig sind.

Erst dann, wenn die Erschöpfung bezeichneter

Gegenstände zu den vollbrachten Arbeiten gerechnet werden kann, ist das Erscheinen einer vollständigen vaterländischen Naturbeschreibung möglich; erst dann werden die Wünsche, die Naturschätze des großen Reiches zu kennen, in ihrem ganzen Umfange befriediget seyn.

Wir dürfen den Eintritt dieses Zeitpunktes erwarten, obgleich seine Entfernung unmeßbar ist, ja wir dürfen jetzt mehr als je die Hoffnung hegen, daß man auf dem von Vorgängern gebahnten Wege noch diejenigen Fortschritte thun werde, welche, mit den vollbrachten vereint, keinen unbetretenen Pfad mehr übrig lassen. Keiner wird mit mir diese schöne Hoffnung unterdrücken können, wenn er einen Blick auf die großen, bewunderungswürdigen Vorbereitungen richtet, welche unser erhabene Monarch zur Vergrößerung und Belebung des wissenschaftlichen Staates in seinem Reiche angeordnet hat. Noch nie befanden wir uns auf einem Standpunkte, der uns eine solche Fülle von glänzenden und herrlichen Ausichten für die wissenschaftliche Kultur überhaupt eröffnete, als derjenige, auf dem wir jetzt fußen. Längnen, daß es nicht so sey, würde offenbar verrathen, daß man das Licht nicht sehen wolle, welches Millionen erleuchten kann, daß man die Folgen nicht zu schätzen wisse, welche Aufopferungen und Bemühungen verbreiten, die von der Stimme aller Völker als groß, als einzig anerkannt sind, die selbst der mächtige Strom der Zeit nie den Fluthen der Vergessenheit zuführen kann.

Solche sind es, — wem ist es unbekannt? — welche Rußlands Kaiser seinem Volke zollte, solche sind es, die seinen Namen, ALEXANDER, so oft und gern, mit einem frohen dankbaren Gefühle aussprechen lassen, die, wenn die Segnungen des

Friedens unser Reich überschatten, den Genuß reicher Früchte für die Zukunft sichern! Möchte jeder den hohen beabsichtigten Zweck in seiner wahren Größe erkennen! Möchte jeder nach der Erfüllung des folgenreichen Grundsatzes ringen: Arbeitet, nicht damit das unfruchtbar stehen bleibe, was ihr, euren Kräften gemäß, zum Opfer bringt, sondern damit es jedesmal zum Grundsteine und Materiale dienen könne, worauf und woraus sich ein immer edleres, schöneres und vollkommneres entfaltet. —

---

A n C h ö r i l o s.

Chörilos, heiserer Mann, was schreißt Du im Versmaß Homeros?

Oder was sündigten wir, daß Du elegisch uns plagst?

Stolpert Dein Vers doch daher wie der mattgetriebene Troßgaul,

Wenn im erpeitscheten Lauf mühsam die Lenden er schleppt.

Meinest Du, dunstreicher Gauch, Du habest die Muses entzückt,

Wenn Du die Sylben, vor Angst schwitzend, am Finger gezählt?

Ist es Harmonikaton, wenn den alten, irdenen Kochtopf

An der bretternen Wand, prahend, die Köchin zerschmeißt?

Und, so tönt Dein Gesang. Drum schweige, wir bitten, auf immer,

Daß nicht Appollon im Zorn Dich wie den Marsyas straft.

L i e b a u.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 49. Mitau, den 9. December 1807.

---

## L i t e r a t u r.

*Rufi Ephesii, veteris celeberrimi Medici, opuscula et  
Fragmenta - Graece. Ex Codice Ms. Mosquensi et  
Augustano multo, quam ante, auctiora edidit,  
ac Suas notationes subjecit Chr. Fried. Matthaei.  
Mosquae, literis et impensis Vniversitatis. 1806.  
XX. u. 332 S. 8.*

Wenn eigentlich Rufus gelebt habe, läßt sich nicht genau bestimmen. Einige behaupten, er sey der Leibarzt der Königin Cleopatra in Aegypten gewesen; andere setzen ihn in die Zeiten des Kaisers Trajan. Gegen die letztere Meinung führt der Herr Herausgeber eine Stelle aus dem Damocrates an, der dieses Rufus erwähnt, selbst aber kurz nach Chr. Geburt lebte. Galenus citirt den Rufus sehr oft, und mit großem Lobe; so auch mehr andre Schriftsteller, die jünger als Galen sind.

Die erste, sehr unvollständige, äußerst seltene, Ausgabe des Rufus erschien zu Paris 1554. 8. Von ihr ist die Londoner Ausgabe, 1726. 4., ein bloßer höchst fehlerhafter Abdruck. Beyde enthalten die 15 erste Kapitel des Buchs: Über die Krankheiten der Nieren und der Blase; die Moskowsche Ausgabe enthält davon 39 Kapitel. Das Buch: Über die abführenden Arzneyen ist in der Pariser Ausgabe nur ein Fragment; der Anfang und das Ende des Buchs fehlen. In der Moskowschen Ausgabe ist wenigstens das Ende hinzugekommen aus dem Moskowschen Manuscripte des Libasius. Außerdem liefert die letztere noch zwey bisher ganz unbekannte Fragmente, Überreste von dem Buche des Rufus: *περὶ ἀφροδισίων*, welches Herr Matthaei de morbis venereis übersetzt; da der Inhalt offenbar zeigt, daß schon die alten griechischen Ärzte diese Krankheiten kannten. Eine merkwürdige Ergänzung hat Rufus ferner in der M. Ausgabe aus dem erwähnten Manuscripte des Dribasius erhalten. Dieses enthält nämlich die 15 ersten Bücher seiner *Συναγωγῶν ἰατρικῶν* (Medicinische Kollektaneen), die nunmehr ebenfalls abgedruckt sind. Zufolge einer Nachricht von Herrn Weigel in Dresden, einem eben so erfahrenen praktischen Arzte, als gelehrten Philologen, bemerkt Rec., daß derselbe zu Rom in der vatikanischen und barberinischen Bibliothek, und auch in der kaiserlichen zu Wien Manuscripte

vom Rufus gefunden und benutzt habe. Doch waren diese bey weitem unvollständiger und mangelhafter, als das Moskowsche und Augsburgiſche, die bey der Ausgabe des Herrn Matthaei zum Grunde liegen. In einem Anhange hat eben dieſer ehrwürdige Gelehrte noch mitgetheilt: 1) verſchiedene Leſarten zum Buche des Galenus: τίνας δεῖ καθάριεν; (wer ſoll purgiren?) 2) einen Brief des Dioſkles aus Caryſtus (einer Stadt in Euboea) an den Antigonuſ, König von Macedonien, welcher προφυλακτικά (Vorſichtsmaßregeln) in Abſicht der Geſundheit enthält, nach drey augsburgiſchen Manuſcripten. Die Anmerkungen des Hrn. Herausgebers zu dem geſamten Texte ſind meiſtens kritiſch; einige erklären aber auch Sachen und Wörter.

In kurzem wird Herr Matthaei ein größeres Werk in Quart herausgeben, welches Bücher und Fragmente von mehr als zwanzig andern griechiſchen Ärzten enthält, und auf Koſten der Herrn Gebrüder Zoſima zum Theil bereits gedruckt iſt, nach Manuſcripten des Dribasiuſ. Für die Geſchichte der Medicin im Alterthume kann man daraus manche Aufklärung hoffen.

Moskwa.

Buhle.

Kurze Übersicht der Meinungen über die  
 Natur der Kometen von den Zeiten der  
 Chaldäer an bis auf Newton; nebst Beob-  
 achtungen des lezthin erschienenen  
 Kometen.

Obgleich der gestirnte Himmel in jeder heitern  
 Nacht dem denkenden Menschen den reichlichsten  
 Stoff zur Bewunderung darbietet, so macht dieses  
 herrliche Schauspiel auf den großen Haufen der  
 Erdbewohner doch nur einen sehr geringen, oder  
 vielmehr gar keinen merklichen Eindruck. Nur  
 drey Haupterscheinungen giebt es am Himmel, die  
 zu allen Zeiten und in allen Gegenden die Augen  
 der Menschen auf sich zogen; nämlich die Finster-  
 nisse der Sonne, des Mondes und die Kometen.  
 Durch eine lange Reihe von Jahrhunderten setzte  
 besonders der Anblick der leztern unsere, in der  
 Natur und Sternkunde unwissende, und von dem  
 Aberglauben getäuschte, Vorfahren, in Schrecken  
 und bange Erwartungen der Dinge, die da kom-  
 men sollten; weil man sie für von der Gottheit un-  
 mittelbar ausgeschiedte Herolde hielt, die uns den  
 Zorn Gottes und die unausbleiblich zu erwartenden  
 göttlichen Strafen ankündigten; und derjenige  
 wurde beynah für einen Gottesläugner gehalten,  
 welcher es wagte, an dieser seit undenklichen Zei-  
 ten herrschenden, und, wie man glaubte, durch die  
 Erfahrung bestätigten frommen, zur Buße er-  
 mahnenden, Lehre, zu zweifeln.

Indessen gab es fast zu allen Zeiten philosophische Köpfe, die sich über diesen Aberglauben wegsetzten, und, wiewohl auf verschiedene Weise, die Erscheinung der Kometen auf eine natürliche Art zu erklären suchten. Nach dem Berichte des Seneca \*) existirten schon zur Zeit des Epigenes und des Apollonius von Myndus, die beyde Schüler der Chaldäer gewesen, und Zeitgenossen Alexanders des Großen waren, zwey Sekten der Chaldäer. Epigenes behauptete, diese seine Lehrmeister hätten keine besondere Kenntnisse von den Kometen gehabt, und hielten sie für Körper, welche durch die heftige Bewegung eines Wirbelwindes wären entzündet worden. Apollonius von Myndus hingegen versicherte, die Chaldäer, deren Unterricht er genossen, setzten die Kometen in die Zahl der Planeten, und könnten ihre Bewegung bestimmen. Johann Stobäus, ein griechischer Schriftsteller des 4ten oder 5ten Jahrhunderts, spricht gleichfalls von diesen beyden Sekten unter den Chaldäern \*\*). Die Chaldäer, erzählt er, glaubten, daß die Kometen eine Art von Planeten wären, nämlich Sterne, die uns eine Zeitlang unsichtbar werden, weil sie sich zu weit von uns entfernen, und welche zuweilen wieder erscheinen, wenn sie sich, nach den Gesetzen, die ihnen vorgeschrieben sind, zu uns herabsenken; und daß nur diejenigen sie Kometen nennen, welche nicht wissen, daß es wirkliche Sterne sind, die zu verschwinden scheinen, wenn sie nach der ihnen angewiesenen entfernten Gegend zurückkehren, und sich in den ungeheuern Tiefen des Aethers verbergen, wie die Fische auf dem Grunde des Meeres. Aber andere, setzt dieser Schriftsteller hinzu, ha-

\*) Seneca Nat., Quaest. L. VII. cap. III.

\*\* ) Joh. Stobaeus, Eclog. Phys. L. I. c. XXV.

ben geglaubt, daß irdische Dünste in unserer Atmosphäre durch einen Wind oder Wirbelwind weggeführt werden und sich entzünden etc.

Seneca, der ohne Zweifel die von ihm allegirten Schriften des Apollonius von Myndus gelesen hatte, erklärt sich ganz für die planetarische Natur der Kometen \*). Es wird, sagt dieser in die Zukunft schauende Schriftsteller, die Zeit kommen, daß ein anhaltendes Studium des Himmels uns diese noch verborgenen Wahrheiten entdecken wird. Unsere Nachkommen werden über unsere Unwissenheit, in Ansehung dieser so auffallenden einfachen und der Natur gemäßen Wahrheiten, erstaunen. Im prophetischen Geiste verkündigte er die Erscheinung eines Newton und Halley, die einst die Bahnen der Kometen und die Perioden ihrer Umläufe um die Sonne bestimmen und berechnen würden. Erit, sagt er, qui demonstret aliquando, in quibus cometae partibus errent, cur tam seducti a caeteris eant, quanti qualesque sint etc. Diodor aus Sicilien berichtet, daß einige Physiker behaupteten, die Erscheinungen der Kometen hätten ihre bestimmten Perioden, nach welchen sie wiederkehrten, und daß sogar die Chaldäer und andere Astrologen ihre unfehlbare Wiederkunft vorherzusagen im Stande wären \*\*).

Auch Ammianus Marcellinus spricht von dieser Meinung eines Theils der zu seiner Zeit lebenden Philosophen, so wie von andern über die Natur der Kometen damals aufgestellten Hypothesen, ohne sich übrigens darüber zu erklären, welche ihm am wahrscheinlichsten vorkomme \*\*\*).

\*) Seneca l. cit. c. XXIV — XXVI.

\*\*\*) Diod. Sic. L. II, et L. XV.

\*\*\*) Ammianus Marcellinus L. XXV, c. X.

Plutarch und Aristoteles selbst berichten uns, daß mehrere Pythagoräer\*), wie auch Hippokrates aus Chius, dessen Schüler Aeschylus, und noch andere Philosophen, die Kometen für Irrsterne oder Planeten gehalten hätten. Desto mehr muß man sich verwundern, daß ein so genie-reicher Kopf, als dieser genannte Aristoteles war, die wahrscheinlichste und vernünftigste Er-klärung, die freylich damals noch eine bloße Hy-pothese und kein aus unumstößlichen Gründen de-monstrirter Satz war, verkennen, und der Mei-nung derjenigen beypflichten konnte, welche die Kometen für bloße, in unserer Atmosphäre erzeugte Meteore hielten: eine Voraussetzung, deren Un-zulässigkeit durch leichte Beobachtungen hätte au-genscheinlich dargethan werden können. Aber da-mals war die Kunst zu beobachten, selbst bey den Griechen, noch in der Wiege.

Daß außerordentliche Ansehen, welches dieser Stifter der Peripatetischen Secte unter den Philoso-phen in den Schulen erhielt, machte, daß man seine Aussprüche beynah als göttliche Orakel ansah. So wurde auch seine Meinung, daß die Kometen nichts anders als aus den Dünsten unserer Erde erzeugte Meteore wären, durchaus allenthalben angenom-men, und die entgegengesetzte Hypothese, welche sie für wirkliche Weltkörper, für eine Gattung von Planeten, erklärte, wurde nach und nach fast ganz und gar vergessen.

Die Astronomen insbesondere hatten noch einen andern Grund, die Kometen für bloße Meteore zu halten. Bey ihnen stand Ptolemäus in eben solchem hohen Ansehen, als Aristoteles

---

\*) Plut. de plac. Philos. Liv. III. c. II. Aristoteles Meteor. L. I. c. VI.

bey den Physikern und Metaphysikern. Nun aber hatte jener so berühmte Lehrer der Alexandrinischen Schule in seinem *Almagest*, die alte in der Kindheit des menschlichen Geschlechts entstandene Idee der soliden krystallinen Planetenhimmel, als eine Hypothese aufgenommen, um die eigene Bewegung dieser Weltkörper zu erklären. Bey dieser von ihnen als ein unstreitiges Axiom angenommenen Voraussetzung blieb kein Raum für die Kometen übrig, als die untere Luftregion unterhalb des Mondes, in welcher sich die Meteore bildeten. Sie handelten also wenigstens sehr konsequent, wenn sie den Peripatetikern Beyfall gaben, und eben so konsequent, wenn sie es unter der Würde der Astronomie hielten, sich mit Beobachtungen der Bewegung zufälligerweise entstehender und wieder verschwindender Dünste zu beschäftigen.

So verschieden indessen die beyden alten Hypothesen auch waren, so brachten sie doch in gewisser Rücksicht übereinstimmend einerley Wirkung hervor. Die unterrichtete und gebildete Klasse mochte nun die Kometen für bloße Meteore oder für seit der Zeit der Schöpfung vorhandene Weltkörper, für Planeten halten, so war sie, in einem Falle wie in dem andern, vor dem Schrecken gesichert, welchen bey jeder Ankunft eines neuen Kometen der Aberglaube unter dem großen unkultivirten Haufen erregte, der in dieser Erscheinung die unmittelbare, mit einer Zuchtruthe bewaffnete, Hand eines erzürnten und dem sündigen Menschengeschlechte mit Krieg, Pest, Hungersnoth und andern unausbleiblich zu erwartenden Landplagen drohenden Gottes zu sehen glaubte.

Zu bedauern ist es, daß die alten Dichter, bis auf den *Lasso* herab, indem sie diesen Aberglauben mit allen Reizen der Dichtkunst ausschmück-

ten, nicht wenig darzu beytragen, ihn immer fester zu gründen und weiter zu verbreiten \*). Die Physiker stützten sich nun wieder auf die Autorität der Dichter, um diesem so schädlichen Irrthum auch ihrerseits Opfer zu bringen. So soll, nach dem Zeugniß des Plinius \*\*), der sich deswegen auf eine Stelle des Dichters Lucanus beruft, ein Komet, dieser so schreckliche Stern, welcher die Staaten umstürzt, seinen fürchterlichen Schweif gezeigt haben, um den bürgerlichen Krieg zwischen Cäsar und Pompejus zu verkündigen. Noch weit trauriger aber ist es, wenn der ernste Geschichtschreiber sich so tief herabwürdigen konnte, dergleichen Thorheiten in den Annalen der Geschichte aufzunehmen, und sie so auf die Nachkommenschaft fortzupflanzen. Livius \*\*\*)) drückt sich zwar so aus, daß man nicht wohl errathen kann, was er

\*) Virgil. Aen. X. 278 und Georg. I. 488 — 490. Ovid. Metam. XV. 787. C. Valer. Flaccus Argon. VI. 608. Lucan. Phars. I. 529. Tibull. II. 5. 7r. Claudianus, Etyll. V. 4. Torq. Tasso, Gerus. liber. Canto VII. 52.

\*\*)) Plin. Hist. Natur. II. c. 25.

\*\*\*)) Livius, Hist. L. XXXXIII. c. 13. Non sum nescius, ab eadem negligentia, qua nihil Deos portendere vulgo nunc credant; neque nunciari admodum ulla prodigia in publicum, neque in annales referri. Caeterum et mihi vetustas res scribenti, nescio quo pacto antiquus fit animus: et quaedam religio tenet, quae illi prudentissimi viri publice suscipienda censuerint, ea pro dignis habere, quae in meos annales referam. Anagnia duo prodigia eo anno sunt nunciata: facem in coelo inspectam, et bovem foeminam locutam publice ali. Ob in dieser und einigen andern ähnlichen Stellen der Römischen Schriftsteller ein Komet oder eine Feuerkugel zu verstehen sey, ist freylich deswegen noch etwas zweifelhaft, weil die ältern Römer und ihre Annalisten, aus denen Livius seine Geschichte schöpfte, nicht nur die Kometen, sondern überhaupt alle feurige und glänzende ungewöhnliche Erscheinungen am Himmel mit dem gemeinschaftlichen Namen Faces, faces coeli, faces coelestes, faces ardentis, trabes igneae, bezeichneten. Daß sie sogar die Sternschnuppen in eben diese Klasse unter die faces setzten, wird aus Liv. XXXI. c. 21. verglichen mit Virg. Aen. II. 694. sehr wahrscheinlich, obgleich Cicero de Div. I. II. c. 28. die trajectio stellae und die Faces, als zwey verschiedene den Überglauben schreckende Prodigia von einander unterscheidet. Der sonst so einsichts-

selbst hierüber gedacht habe. Ich weiß es nicht anders zu erklären, als daß er auf diese Art einerseits dem Spotte der ungläubigen starken Geister, andererseits aber den Vorwürfen des Collegii Augurum und des großen Haufens der frommen starkgläubigen auszuweichen suchte.

So fehlte also diesem eingewurzelten Aberglauben nur noch eine Stütze an den Philosophen, und auch diese fand er in der Sekte der Stoiker. Cicero läßt in seinem Buche von der Natur der Götter drey Philosophen, C. Vellejus, einen Epikureer, Lucilius Balbus, einen Stoiker, und C. Cotta, einen Akademiker, auftreten, die in seiner Gegenwart miteinander über die Natur der Götter disputiren. Unter andern vertheidiget Balbus, nach den Dogmen seiner Sekte, auch die abergläubige Lehre von den Auspicien, von den

---

volle Livius hat allem Vermuthen nach selbst nicht gewußt, ob die *faces coeli*, die er in den ältern Annalen Roms aufgezeichnet fand, Kometen oder Feuerkugeln, oder bloße Sternschnuppen gewesen seyn möchten. Erst als die rohen Römer durch ihre Bekanntschaft mit den Griechen etwas aufgeklärter geworden waren, fingen wenigstens einige Gelehrte unter ihnen an, die Kometen von den Sternschnuppen, Feuerkugeln und andern feurigen oder glänzenden Erscheinungen am Himmel zu unterscheiden, und erstere entweder mit ihrem ächten griechischen Namen, *Cometes*, zu benennen, oder wenn sie, als Puristen in der Römischen Sprache, dieses unlateinische fremde Wort zu gebrauchen sich scheueten, so pflegten sie solches durch *stella crinita*, *stella cincinnata* etc. zu übersetzen. Manche Schriftsteller aber blieben bey der alten, im gemeinen Leben noch immer gewöhnlichen, Benennung, wie z. B. Petronius c. 122. *Fax stellis comitata novis incendia ducit.* — Seneca Octav. 232. verbindet beyde Benennungen, *pandit infestam facem cometa*. Da es nun unwidersprechlich ist, daß das Wort *fax* wirklich eine so ausgedehnte Bedeutung hatte, welche auch die Kometen unter sich begriff, und es sich überdies nicht denken läßt, daß die alten Römischen Annalisten bloß die Sternschnuppen und Feuerkugeln als merkwürdige, den Staat betreffende *Prodigia* angesehen und aufgezeichnet, die ihnen so schrecklichen Kometen aber mit Stillschweigen übergangen hätten, so müssen wohl die *faces coeli*, deren nicht nur Livius, sondern noch mehrere Römische Schriftsteller gedenken, wenigstens zuweilen wirkliche Kometen gewesen seyn.

Prodigien, und insbesondere von den nichts als Unglück weissagenden leidigen Kometen \*). Nun läßt zwar Cicero die Behauptungen des Balbus durch den Cotta mit so starken Vernunftgründen widerlegen, daß man wohl sieht, er habe dem Cotta seine eigenen Gedanken unterschoben. Dessen ungeachtet erklärt er sich am Ende des Buchs für die Meinung des Balbus \*\*), welche Äußerung aber für nichts andres, als eine feine Persiflage angesehen werden muß. Denn wer wird wohl glauben, daß es dem Cicero wirklich Ernst gewesen, ihm, der an einer andern Stelle \*\*\*)) die Stoiker mit ihrem Aberglauben so sehr verspottete, und in dem ganzen zweyten Buche De Divinatione die von seinem, nach dieser Sekte sich hinneigenden, Bruder Quintus Cicero zur Vertheidigung der verschiedenen Gattungen des damals herrschenden Aberglaubens vorgetragenen Scheingründe, mit siegreichen Waffen bekämpfte und entkräftete.

Indessen erschienen manche Kometen, ohne daß sie blutige Kriege, epidemische Krankheiten, Mißwachs oder Hungersnoth zur Folge gehabt hätten. Der Aberglaube läßt sich aber so leicht nicht irre machen, und diese Erfahrung, die ihn hätte stürzen sollen, mußte dazu dienen, ihn noch mehr zu befestigen. Die Kometen mußten nun nicht allein jene allgemeine Landplagen, sondern auch den bevorstehenden Tod großer Monarchen, tapferer Feldherren, großen Staatsbeamten und anderer berühmter Personen ankündigen. Man erfand eine sehr scharfsinnige Regel, die das Orakel der die göttliche Rache androhenden Kometen ge-

\*) Cicero de Nat. Deor. L. II. c. 5.

\*\*\*) Cic. de Nat. Deor. L. III. in fine.

\*\*\*\*) Cicero de Div. L. II. c. 41.

gen jeden aus der Erfahrung hergenommenen Einwurf der ungläubigen Zweifler in Sicherheit setzte. Die angedrohte Plage konnte auf eine oder mehrere Perioden von vierzig Jahren, oder auch auf so viele Jahre verschoben werden, so viele Tage der Unglück weissagende Komet sichtbar gewesen. Fromme Astrologen, und von dieser Gattung gab es sehr viele, machten jedoch die eben so kluge als nothwendige Einschränkung, daß die angedrohten Strafen erlassen werden könnten, wenn etwa während der Zeit die Thränen der Buße den Zorn Gottes besänftigen sollten \*). Selbst gegen das klare und deutliche Gebot der heiligen Schrift fand der erfindsame Aberglaube seine Ausflüchte. Ein zu Zeiten des Kaisers Ludwig des Frommen lebender anonymen Schriftsteller, der das Leben dieses Monarchen beschrieben hat, erzählt hierüber folgende Anekdote: „Gegen die Mitte der Ostersfeier des Jahrs 837 erschien ein Komet im Zeichen der Jungfrau. — Der Kaiser Ludwig überzeugt, daß diese Sterne die Vorboten des Todes der Großen sind, befragte mich über die Bedeutung dieses Wunderzeichens, weil man von mir glaubte, daß ich einige Kenntniß des Himmels hätte. Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich ihm die Worte der heiligen Schrift anführte: Fürchtet euch nicht vor den Zeichen des Himmels. Ich fürchte mich nicht vor dem Zeichen, antwortete der fromme Monarch, ich fürchte mich vor dem allmächtigen Schöpfer dieses Zeichens und meines Wesens, er benachrichtiget mich ohne Zweifel, daß ich mich auf meinen Tod vorbereiten soll.“ Zu welchem Kontrast stehet dieser Aberglaube mit

---

\*) Cornelius Gemma, de Naturae divinis characteribus, L. II. c. 3. Idem, De prodigiosa specie cometæ anni 1577. p. 53.

dem witzigen Scherz des Kaisers Vespasian, der in seinen letzten Stunden erfuhr, daß ein Haarstern, eine stella crinita, sich zeige. Der geht mich nichts an, erwiederte dieser Monarch, er bedeutet den Tod des Königs der Parther, der ein langes Haar trägt \*).

Daß nichts so fruchtbar sey an abentheuerlichen Geburten als der Aberglaube, davon giebt uns auch besonders die Kometologie unserer Vorfahren die auffallendsten Beyspiele, wovon ich nur noch einige anführen will.

Plinius, dieser eben so gelehrte als leichtgläubige Naturforscher, zählt zwölf verschiedene Arten der Kometen auf, die er durch griechische Namen von einander unterscheidet. Die Unterschiede sind alle von den Figuren hergenommen, welche eine lebhaftere fruchtbare Einbildungskraft an diesen Unglückspropheten wahrzunehmen glaubte. Am Ende fügt er hinzu: „Es giebt auch einen Kometen von weißer Farbe, der mit seinem silberfarbenen Haupthaar so glänzend erscheint, daß man ihn kaum anzuschauen im Stande ist. Man siehet in ihm das Bild Gottes unter der Gestalt eines Menschen \*\*).“ Was der gute Plinius hierbey gedacht haben mag, ist mir unbegreiflich. Sollte nicht die Quelle dieser Fabel in dem Umstande zu suchen seyn, daß das römische Volk die

\*) Suet. in Vespas. c. 23.

\*\*\*) Plin. Hist. Nat. L. II. c. 25 n. 22. Fit et candidus comes, argenteo crine ita refulgens, ut vix contueri liceat, specieque humana Dei effigiem in se ostendens.

Diese verschiedenen Arten der Kometen, von welchen Plinius spricht, ließ Hevelius in Kupfer frechen, und seine Kometographie damit auszieren. Er verschönerte aber noch die Beschreibung des Plinius in einigen Stücken, z. B. Xiphias, (ein Schwerdstern,) ist nach Plinius ein Komet, der einer Schwerdt- oder Degenklinge gleicht. Von dem Degenesäß aber, das man in der von Hevel gezeichneten und in Kupfer gestochenen Abbildung des Xiphias bewundert, findet sich bey dem Römischen Schriftsteller keine Spur.

Seele des vergötterten Julius Cäsar in dem Kometen zu erblicken glaubte, der während der Feyerlichkeiten, die Augustus auf Veranlassung dieser Vergötterung angeordnet hatte, sieben Tage lang sich sehen ließ \*).

Einige Schriftsteller des achten Jahrhunderts und der folgenden Zeiten schmückten die Kometologie mit einer neuen scharfsinnigen Hypothese. Nach ihnen werden die Kometen von Gott zu der Zeit erschaffen, wenn es ihm gefällt, den Menschen seinen Zorn anzukündigen. Er befiehlt deswegen einem Engel, oder irgend einer höheren Intelligenz, die Kometen durch diejenigen Zeichen und Gestirne zu leiten, die seinen Absichten gemäß sind; das heißt, durch welche sie nach den Regeln der Astrologie wandern müssen, um diese oder jene angedrohten Strafen anzudeuten \*\*).

Die allerseltensamste und abgeschmackteste Meinung war aber wohl diejenige, welche Johann Bodinus, ein berühmter und sonst sehr geschätzter Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts aufstellte, und dem Democritus unterschrieben wollte, ob man gleich nirgends eine Spur davon findet, daß dieser Weltweise einen so thörichten seiner Landsleute würdigen Gedanken gehabt hätte. Bodinus drückt sich so aus: „Wenn ich über die Meinung des Democritus recht nachdenke, so finde ich mich, wie dieser Philosoph, geneigt, zu glauben, daß die Kometen nichts andres sind, als die Seelen erlauchter Personen, welche, nachdem sie auf der Erde eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch gelebt haben, und im Begriff sind zu ster-

\*) Sueton. in Julio Caesare. c. 66.

\*\*\*) Riccioli Almag. Tom. II. L. VIII. Sect. I. cap. XVI. Es ist dieses die eilfte der daselbst angeführten Meinungen über die Kometen.

ben, gleichsam im Triumph getragen, oder als glänzende Sterne nach dem Sternhimmel berufen werden. Eben daher kommt es, daß Hungersnoth, ansteckende Krankheiten und bürgerliche Kriege auf die Erscheinung der Kometen folgen; denn alsdenn vermiffen die Städte und Völker diese ihre vortrefflichen Oberhäupter, die sich bestrebt hatten, die Wuth der innerlichen Zwietracht zu besänftigen \*).

Man glaubt hier beynabe eine prosaische Uebersetzung oder Paraphrase der Stelle des *Virgils* \*\*) zu lesen, wo er von der in einen Kometen verwandelten Seele des Julius Cäsar spricht. Was aber bey dem Dichter als ein poetischer Schmuck gefällt, wird unbegreiflicher Unsinn in dem Werke eines Naturforschers und Philosophen.

Im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert standen die Kometen als göttliche Drakel betrachtet auf dem höchsten Gipfel ihres Ansehens. Die Kometomantie, welche *Ptolemäus*, oder vielmehr der *Pseudoptolemäus* \*\*\*) in zwey bis drey Perioden abgefertiget hatte, war nun zu einer besondern Wissenschaft erhoben, die in eigenen Werken weitläufig abgehandelt wurde \*\*\*\*). In diesen

\*) *Bodinus*, *universae naturae theatrum*. L. II. Außer seinen gedruckten übrigen Schriften, hat man noch im Manuscript ein ungedrucktes Werk von ihm, mit dem Titel: *Heptaplomeron, sive de abditiis rerum sublimium arcanis*, worinnen sehr viele seltsame und zum Theil ärgerliche Gedanken vorkommen sollen.

\*\*) *Ovid*. *Metam.* L. XV. v. 643—651.

\*\*\*) Es ist außerst unwahrscheinlich, daß ein so scharfsinniger Kopf, als der Verfasser des *Uimagedes* war, fähig gewesen seyn sollte, solche Absurditäten zu schreiben, womit der, wie ich vermüthe, seinem Namen unterschobene und von einem spätern griechischen Astrologen verfaßte Traktat *de judiciis*, angefüllt ist. Ueberdies trifft man in seinem genannten astronomischen Werke keine Spur von astrologischem Aberglauben an.

\*\*\*\*) *J. B. Venanzio Baffo*, *de Cometis Libri III*. *Alfonso Zoboli*, *Asicometologia*. *J. Schuleri*, *Cometologia*. *Antonii Mizaldi*, *Cometographia* etc.

noch vorhandenen kostbaren Büchern, die eine Zierde der damaligen Bibliotheken waren, findet man auf das sorgfältigste erklärt, und — aus der Erfahrung bewiesen, daß die Bedeutung der Kometen von der Himmelsgegend, wo sie entstanden waren, von der Natur der Planeten, welche wie man damals glaubte sie hervorgebracht hätten, und die man aus der Farbe leicht erkennen könnte, von den Sternbildern, durch welche sie sich bewegten, von der Gestalt, und Länge ihres Schweifs ic. und andern dergleichen Umständen abhänge.

W. G. F. Weidler.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

### Der schlafende Cros.

Im Dunkel schattender Gebüſche,  
Da fand ich einst Kytherens Sohn,  
Und um ihn wankten im Gemische  
Die Rose und der volle Mohn.

Er schien im Schlaf das Aug' zu schließen,  
Und lächelte im süßen Traum;  
Der Bogen lag zu seinen Füßen,  
Der Köcher hing an einem Baum.

Dicht hüllten Blumen hier den Holden,  
Wie rings in einem Kelche ein,  
Und Bienehen nah'ten leicht und golden,  
Um sich des Schlummernden zu freun.

Und summten auf und summten nieder  
Und schwärmten um den Rosengrund,  
Und flogen auf und kamen wieder  
Zu seinem süßen Nektarmund.

Prose.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre  
in Rußland.

No. 50. Mitau, den 16. December 1807.

## L i t e r a t u r.

- 1) Masais Luttera Kalkismus, kà arri  
fwehti Deema wahrdi jeb kristigas  
tizzibas = un dsihwoſchanas mahzibas  
no Biheles jaunekteem par ismahzi-  
ſchanu no galwas islaſſiti no W. G.  
Maczewski, Piltenes Superdenta un  
Ahrlawas = draudſes mahzitaja. (Klei-  
ner lutheriſcher Katechiſmus, nebst  
chriſtlichen Glaubens- und Sitten-  
lehren aus der Bibel, von W. G. Ma-  
czewski.) Mitau, 1807, bey Steffenhagen und  
Sohn. 32 S. 8.
- 2) Kristiga mahziba. Latweefcheem par  
isſkaidroſchanu wiſſau tizzibas zit-  
fahrt farakſita no G. F. Stender,  
Sehrpilles preeſſchmahzitaja: taggad  
no jauna pahrraudſita, ſkaidrota un  
wairota no wiſſaa dehla N. J. Sten-  
der, Sehrpilles preeſſchmahzitaja.  
(Chriſtliche Glaubenslehre. Für die  
Letten zur Berichtigung ihres Glau-  
bens, früher verfaßt von G. F. Sten-

der, jetzt aufs neue durchgesehen, be-  
 richtiget und erweitert von dessen Sohn  
 A. F. Stender.) Mitau, 1807, bey Steffen-  
 hagen und Sohn. 79 S. 8.

Nr. 1. ist ein acht biblischer Katechismus,  
 der nur die sechs Hauptstücke des kleinen luthere-  
 rischen, ohne alle Erklärungen, Fragen und Ant-  
 worten, mit Weglassung einiger Partikeln, die  
 dem Genius der lettischen Sprache zuwider waren,  
 nebst derjenigen Glaubens- und Sittenlehre ent-  
 hält, die der Herr Superintendent bereits in dem  
 neuen lettischen Gesangbuch hat abdrucken lassen.  
 Sie besteht aus lauter biblischen Sprüchen, in  
 vierzehn Abschnitten, zum Theil mit Unterabthei-  
 lungen, die jedesmal den Haupt Sinn der folgenden  
 Sprüche deutlich und kurz angeben, und liefert so  
 einen kurzen, deutlichen und möglichst vollstän-  
 digen Inbegriff der christlichen Religions- und Sit-  
 tenlehre. Der Herr Verf. hat es jedem, der sich  
 dieses Katechismus zum Unterricht bedienen will,  
 überlassen, die hier aufgestellten und mit Be-  
 weisstellen aus der Bibel belegten, allgemein an-  
 genommenen, Glaubens- und Lebensregeln selbst,  
 nach seinen religiösen Ansichten und katecheti-  
 schen Fähigkeiten, zu entwickeln und eindringlich  
 zu machen, und eben dadurch, daß er niemand  
 durch Erklärungen, Fragen und Antworten vor-  
 greift, hat er, wie uns dünkt, seiner Arbeit eine  
 lange Dauer zu sichern, und ihr eine überall

passende Brauchbarkeit und Nutzbarkeit zu geben gewußt.

Nr. 2. ist eine, wie schon der Titel sagt, verbesserte und erweiterte Auflage des allgemein bekannten und in vielen Gemeinen eingeführten Stenderschen Katechismus, in drey Hauptabtheilungen. Der erste Theil liefert eine kurze alt- und neutestamentliche Religionsgeschichte in vier und zwanzig Erzählungen, die fünf und zwanzigste und letzte erwähnt der Ausbreitung des Christenthums in unserm Vaterlande, und des milden Schutzes, den unsere Konfession unter dem russischen Scepter genießt. Der zweyte Theil enthält den kleinen, selbst in dem Texte der Hauptstücke umgearbeiteten, und der dritte den großen Katechismus, mit vielen Erklärungen, Fragen und Antworten, auch einigen Gebeten und der schönen christlichen Haupttafel des um unsere lettische Literatur so hochverdienten unvergeßlichen seligen Propsts Stender. Das Ganze ist mit vielem Fleiße ausgearbeitet, kann aber hier nicht ausführlicher angeführt und beurtheilt werden, weil alsdann diese Anzeige in eine Recension übergehen würde, die sie durchaus nicht seyn soll.

t—

Kurze Übersicht der Meinungen über die Natur der Kometen von den Zeiten der Chaldäer an bis auf Newton; nebst Beobachtungen des lezt hin erschienenen Kometen.

(Fortsetzung des in Nr. 42. abgebrochenen Aufsatzes.)

Nun aber war die Zeit vorhanden, daß die alten bloß auf das Vorurtheil der Autorität gegründeten Irrthümer, dem Lichte der Wahrheit und der Vernunft nach und nach weichen sollten. Die von Tycho Brahe angestellten und von mehreren gleichzeitigen Astronomen bestätigten Beobachtungen des schönen Kometen von 1577 und einiger andrer kurz darauf folgender, bewiesen unwidersprechlich, daß alle diese Kometen viel weiter von der Erde entfernt gewesen waren, als der Mond. Nun stürzten die krystallinen Himmel des Ptolemäus in Trümmer zusammen, und die Kometen erhoben sich, alles Widerstrebens der Peripatetiker ungeachtet, aus dem Luftkreise über den Mond hinauf in die entfernten Regionen des flüßig gewordenen Himmels. Ein Schritt war gemacht, man sah, daß die Aussprüche des Ptolemäus und Aristoteles keine unfehlbare blindlings anzunehmende Axiomen waren, man fing an selbst zu denken. Die Astrologie und Kometomanie fingen an zu wanken.

Kurz nach Tycho kam Kepler, der eigentliche Reformator, oder vielmehr Schöpfer der

neuern wahren Sternkunde. Aus den Observationen, die der Fleiß des Tycho gesammelt hatte, entwickelte er die Gesetze der Bewegung der Planeten, verbannte die kreisförmigen Ptolemäischen und Kopernikanischen Bahnen und ihre Epicykeln, und wies dagegen diesen Himmelskörpern Ellipsen an, in denen sie sich bewegen sollten. In Ansehung der Kometen aber, die er aus den Unreinigkeiten oder dem Schmutze des himmlischen Äthers entstehen, und in gerader Linie sich bewegen lassen wollte, kam er noch nicht ins Reine, und konnte sich auch von der Astrologie, wie es scheint, noch nicht völlig losmachen. Am Ende seiner Rudolphinischen Tafeln findet man noch ein Kapitel, das er *Sportula Genethliacis missa* überschreibt. Er entschuldigt sich aber deswegen mit folgenden Worten: *ne mater vetula se destitutam et despectam a filia ingrata et superba queratur.* Dieses war aber auch ungefähr der letzte Tribut, welchen die Astronomen der Astrologie entrichteten. Die Schriften des Gassendi erschütterten diesen Aberglauben in seiner innersten Grundfeste, und von dieser Zeit an findet man keinen einzigen Astronomen von einiger Bedeutung, der diesen Götzen geopfert hätte, obgleich der große Haufen ihm noch immer anhing. So schwer ist es, alte eingewurzelte Irrthümer auszurotten.

Die Fernröhre wurden erfunden, durch ihre Hülfe entdeckte man die Trabanten des Jupiter's;

der scharffsinnige Galiläus entwickelte das Gesetz, nach welchem fallende Körper sich bewegen; Hevel bemerkte, daß die Kometenbahnen eine parabolische Krümmung hätten, und Dörffel zeigte, daß der große Komet von 1680 wirklich eine Parabel beschrieben hätte, in deren Brennpunkt sich die Sonne befand. Man näherte sich der Wahrheit Schritt vor Schritt, und schaffte die Materialien herbey, aus denen der unsterbliche Newton sein wundervolles Gebäude der Welt zusammensetzen und aufführen sollte.

Dieser große Geist enthüllte endlich einige der wichtigsten Geheimnisse der Natur. Seine *Principia philosophiae naturalis mathematica* erschienen zuerst im Jahre 1686. In diesem Werke, das noch nach Jahrtausenden ein Gegenstand der Bewunderung seines weit umfassenden und tief eindringenden Genies bleiben wird, beweiset Newton a priori die Keplerischen Gesetze von der Bewegung himmlischer Körper, und zeigt, daß sie eine nothwendige Folge des so einfachen Gesetzes der allgemeinen Schwere seyen, und daß in Folge dieses Gesetzes alle Himmelskörper sich nothwendig in einem Kegelschnitte, nämlich in einer Ellipse, einer Parabel, oder einer Hyperbel bewegen müssen, in deren Brennpunkten sich die Sonne befindet. Er schloß daraus, daß auch die Kometen dem nämlichen Gesetz unterworfen seyn müßten, daß folglich diese Himmelskörper wirkliche Plane-

ten wären, die sich von den andern uns längst bekannten Planeten in Ansehung der Bewegung nur darinnen unterscheiden, daß ihre Bahnen sehr excentrische oder länglichte Ellipsen wären, deren Krümmungen in dem kleinen Bogen, worin wir sie, wenn sie sich uns nähern, beobachten können, mit einer parabolischen Krümmung so nahe zusammen fallen, daß unsere Observationen, den Unterschied beyder Krümmungen zu bestimmen, unzureichend seyn müssen. Aus diesem Grunde schlug Newton selbst vor, bey Berechnung der Elemente \*) einer Kometenbahn, das kleine Stückchen, welches wir beobachten können, nicht als einen elliptischen, sondern als einen parabolischen Bogen anzusehen, weil unter dieser Voraussetzung

---

\*) Elemente einer Kometenbahn, heißt man diejenigen Bestimmungen, wodurch sie von jeder andern Kometenbahn unterschieden werden kann. Diese sind: 1) die Zeit, wenn der Komet durch sein Perihelium oder seine Sonnennähe gehet; 2) der Ort dieser Sonnennähe am Himmel; 3) die Entfernung dieser Sonnennähe von dem Mittelpunkte der Sonne; 4) die Richtung der Linie, in welcher die Ebene der Kometenbahn, die Ebene der Ekliptik schneidet, oder die Lage der beyden Knoten; 5) die Neigung der Kometenbahn gegen die Ebene der Ekliptik; 6) die Richtung der Bewegung der Kometen, vorwärts nach Osten, oder rückwärts nach Westen. Wenn ein neuer Komet erscheint, und die fünf letztern Elemente seiner Bahn sind übereinstimmend mit den nämlichen Elementen der Bahn eines andern schon ehedessen beobachteten Kometen, so ist man befugt zu behaupten, daß der nämliche Komet wiedergekommen ist, und die zwischen beyden Durchgängen durch die Sonnennähe verfllossene Zwischenzeit ist die Periode seines Umlaufs um die Sonne.

die äußerst ermüdende und verwickelte Rechnung merklich abgekürzt wird. Halley, ein Freund Newtons, übernahm die ungeheure Arbeit, nach der vorgeschlagenen Methode, die Bahnen von 24 Kometen zu berechnen. Er fand, was er vermuthet hatte. Die Kometen von 1531, von 1607 und von 1682 gaben ihm einetley Elemente. Was die Geschichtschreiber von dem Kometen des Jahres 1456 berichtet hatten, stimmte mit eben solchen Elementen überein. Die Zwischenzeiten der Erscheinungen dieser Kometen waren ebenfalls gleich, von 75 bis 76 Jahren. Als nun Halley in der Kometengeschichte von 75 zu 75 Jahren rückwärts ging, fand er, daß in den Jahren 1380 und 1305 gleichfalls ein Komet sich gezeigt hätte. Nun nahm er keinen weitern Anstand, zu behaupten, daß die Umlaufszeit dieses Kometen vom Jahre 1682, — 75 bis 76 Jahre betrage, und daß er daher gegen das Ende des Jahrs 1758 oder gegen den Anfang des Jahrs 1759 wiederkehren würde. Diese Vorhersagung traf auf das genaueste ein, der Komet wurde den 25. Dec. 1758 entdeckt, und beschrieb die ihm von Halley angewiesene Bahn. Nun kann man, ohne sich den Kopf mit Rechnungen nach der parabolischen oder elliptischen Laufbahn zu zerbrechen, ohne Bedenken sicher prophezen, daß dieser Komet im Jahre 1834 uns wieder einen Besuch abstatten wird.

Durch die pünktliche Erfüllung der Halley =

sehen Prophezeung wurde die hier und da noch im Finstern herumschleichende Kometomantie ihrer letzten morschen Stützen beraubt, und die Überreste ihrer Anhänger aus ihren letzten Verschanzungen herausgetrieben. Selbst unter der niedrigsten unkultivirten Klasse ist der ehemalige so allgemeine Aberglaube, daß die Kometen Unglücksboten seyen, wenigstens in unsern Gegenden, beynabe völlig verschwunden.

Da übrigens die auf unwidersprechliche Naturgesetze gegründete Newtonische Theorie der Bewegung der Himmelskörper nicht nothwendig Ellipsen, sondern nur überhaupt Kegelschnitte fordert, deren nähere Bestimmung von dem Verhältnisse der beyden Kräfte abhängt, welche die Himmelskörper in ihren Laufbahnen leiten; da es ferner Hyperbeln giebt, deren Krümmungen in dem kleinen Bogen der Kometenbahnen, den wir observiren können, mit einer parabolischen Krümmung so nahe zusammenfallen, daß wir den allzukleinen Unterschied nicht bemerken können: so bleibt es, sowohl nach der Theorie, als nach den bisher angestellten Beobachtungen, noch immer unentschieden, ob, wie Newton glaubte, alle Kometen sich in Ellipsen um die Sonne bewegen, oder, ob nicht auch einige in einer hyperbolischen Bahn um die Sonne sich herumschwingen. In letzterem, nicht nur in Rücksicht der Bewegungsgesetze möglichen, sondern auch wegen Mannigfaltigkeit der Natur sehr

wahrscheinlichen Falle würde ein solcher Komet, wenn er sich von unsrer Sonne entfernet, nicht wieder zurückkehren, sondern er müßte in den ungeheuren Tiefen des Himmels sich so lange fortbewegen und von unsrer Sonne immer weiter und weiter entfernen, bis er in die Wirkungssphäre einer andern Sonne käme, die ihn wieder in einer hyperbolischen Bahn um sich herumschleudern würde. So müßte ein solcher Komet immerfort von Sonne zu Sonne wandern, und hätte nirgends eine bleibende Stätte oder Heimath, wie die in Ellipsen sich bewegenden Weltkörper, die sich von ihren Sonnen niemals trennen können. Der ehemalige berühmte Philosoph und Mathematiker Lambert hielt dergleichen Kometen, von deren Existenz er fest überzeugt war, für Wohnungen höherer seliger Wesen, die von Gott auserwählt wären, die wundervolle Ordnung und unbeschreibliche Pracht der Werke seiner Schöpfung näher kennen zu lernen, als es uns, den an unsere Sonne gefesselten Erdbewohnern, in dem kleinen uns angewiesenen eingeschränkten Plätzchen, worin wir untaufhörlich im Kreise herumgetrieben werden, möglich ist.

Was die Schweife der Kometen anbelangt, so konnte selbst ein Newton nichts darüber demonstrieren, sondern nur muthmaßen. Er hielt sie für Dünste, die aus dem soliden Kerne dieser Weltkörper aufsteigen, wenn bey ihrer Annäherung zur

Sonne der Kern erhitzt und ihre Atmosphäre durch die Wärme verdünnt wird.

Eine andre Vermuthung Newtons, daß die Kometen bestimmt wären, nach vielen wiederholten periodischen Umläufen in die Sonne zu fallen, um ihr, als einem ausgebrannten Körper, neue Nahrung zu verschaffen, läßt sich heut zu Tage nicht mehr vertheidigen. Die Sonne ist kein Feuer, das einer frischen Nahrung bedürftig wäre, wie unser Küchenfeuer.

Indessen hat die Newtonische Theorie der Kometen, durch welche wir von jener abergläubigen Furcht befreyt wurden, die bey jeder Erscheinung dieser Weltkörper in den vergangenen Zeiten das ganze menschliche Geschlecht ängstigte, bey einigen eine andere Art von banger Besorgniß hervorgebracht. Es ist möglich, sagte man, daß einst ein Komet an unsre Erde stoßen, oder wenigstens so nahe an ihr vorbeystürzen kann, daß wir von diesem Zusammentreffen die schrecklichsten Folgen zu erwarten hätten. Aber du Sejour in Frankreich, Leonhard Euler in Petersburg und Prosperin in Schweden \*) haben durch ihre Berechnungen erwiesen, daß man von keinem der bisher bekannten Kometen so etwas zu besorgen

---

\*) Du Sejour, *Essai sur les Cometes*. Leonh. Euler, in *Comment. nov. Acad. Scient. Imp. Petrop.* 1774. — Prosperin in den *Abhandlungen der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften* 1785.

haben könne. Es kann aber unter den Kometen, die wir noch nicht kennen, vielleicht einen oder mehrere geben, welche genau durch die Bahn der Erde gehen; es bleibt also immer eine Möglichkeit, daß in einem und demselben Augenblicke der Komet und die Erde in diesem Durchschnittspunkte auf einander stoßen. Gut! diese Möglichkeit läßt sich nicht läugnen. Sollen wir uns aber vor einem Weltkörper fürchten, dessen Existenz auf einem Vielleicht beruhet? Einer unsrer scharfsinnigsten Geometer und Astronomen, der Herr Staatsrath und Ritter von Schubert in Petersburg, hat in seiner, jedem Verehrer der Sternkunde so schätzbaren, theoretischen Astronomie am Ende des dritten Buchs, zum Theil aus Gründen, die sich auf die bewunderungswürdigen Resultate der erhabensten Untersuchungen eines La Grange und La Place über die Einrichtung und ewige Dauer unsers Sonnensystems beziehen, die Wichtigkeit jener Besorgnisse auf eine so überzeugende Weise dargethan, daß auch der Schatten von Furcht, wegen der eingebildeten Möglichkeit eines solchen Zufalls, verschwinden muß.

Dieses ist das Vorzüglichste aus der Geschichte der Meinungen und Vermuthungen der Vorwelt über die Kometen, bis auf die Zeiten Newtons, der diese Weltkörper mit der Fackel der Geometrie beleuchtete, die Finsterniß verscheuchte, welche der Aberglaube über den Erdkreis verbreitet hatte, und

die Prophezeung des Seneka in Erfüllung brachte. Und nun noch einige Worte über den letzten nunmehr verschwundenen Kometen.

W. G. F. Beidler.

(Der Beschluß folgt.)

### Musikalische Bemerkungen.

Die Leser unsrer Blätter sind gewohnt, von den in Mitau vorkommenden öffentlichen Musiken von Zeit zu Zeit Nachricht zu erhalten. Wenn dieser Artikel seit mehreren Monaten leer ausging, so geschah es deswegen, weil jene Epoche leer an musikalischen Ereignissen war. — Bey dem Schiffbruche, welchen die Berliner Kapelle in dem politischen Sturme erlitt, hat sich das Personal größtentheils zerstreut. Dussak, der an den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen attachirt war, soll nach Paris gegangen seyn. Einige Subjekte gehen nach St. Petersburg, z. B. Herr Kapellmeister Mussini, den wir vor wenigen Tagen auf seiner Durchreise hier in Mitau kennen lernten. Auch Madame Marchetti Fantozzi, bisher erste Sängerin in der großen Oper zu Berlin, welche nach jenem politischen, noch einen Sturm zur See auszuhalten hatte, kam (mit dem berühmten italienischen Operndichter und Improvisatore Lisftri) nach Riga, wo sie öffentlich gesungen hat.

Hier in Mitau ließen sich jener und diese bloß in Privatgesellschaften hören; wir halten uns daher zu keinem öffentlichen Urtheil über ihren Gesang befugt.

So schränkt sich also unser musikalischer Genuß auf das ein, was Liebhaber sich unter einander oder sich selbst gewähren. Eine Symphonie, gut aufgeführt, ist freylich etwas, wonach bey einem Musikfreunde je zuweilen der Wunsch aufsteigt. Indesß kann eine gediegene Sonate, ein gutes Quartett schon ziemlich dafür entschädigen. Ein einfaches Lied aber, froh oder traurig, wie es die Stimmung giebt oder verlangt, natürlich vorge- tragen, wie es aus der vollen Seele fließt, ent- schädigt gewiß jeden Unverdorbeneu für den prunk- und glanzvollen, meist mit Manieren überladenen, Operngesang, der selten Rührung, oft gähnende Bewunderung erweckt. Wie leicht ist es, eine Stimme so weit auszubilden, daß sie jenem wahren Bedürfnisse des Geistes und Herzens genüge! — und wie selten geschieht es! Wer einigermaßen musikalisch ist, kann mit Hülfe der unten angege- benen Singschule \*) singen lehren und lernen, so viel man für s Haus braucht. Und wie viel sind denn derer, die sich für Theater und Säle bilden sollen und wollen? Wird der einstimmige

---

\*) Gesanglehre des Conservatoriums der Musik in Paris. (Preis, bey Herrn Jenisch in Riga, 3 Rthlr. 8 Gr. sächsisch Courant.)

Gesang zu einförmig; wie leicht, sollte man denken, müßten sich in jedem Hause, auf dem Lande besonders, vier Menschen zusammenfinden, die Duette, Terzette und vierstimmige Chöre aufführen könnten! sintemal gegenwärtig fast alle Welt musikalisch ist, und Gott auch bey nahe jedem Menschen eine Stimme gegeben hat, mit der er sich vor sich selbst und vor einigen Hausfreunden hören lassen kann; wie leicht, da dieß keine Ausgabe für Instrumente und bey weitem keine so lange Übung, oder so große Vollkommenheit voraussetzt, als bey mehrstimmiger Instrumentalmusik der Fall ist! Gleichwohl verschafft sich der gemeine Russe jenes Vergnügen häufiger, als die Menschen aus den gebildeten Ständen.

Und kommt es denn nur darauf an, wie man singt? Ich denke, mehr darauf, was man singt. — Ich, meines Theils, werde durch einen vierstimmigen Choral, durch Zelters Lieder, Händels Chöre und andre Gesangstücke, die, sowohl in Absicht auf Text als Musik, sich durch einen männlichen Charakter und ächten Gehalt auszeichnen, am meisten erbaut, und würde vor mir selbst erröthen, wenn ich nichts, als die weichlichen, allerliebsten und verliebten, besonders französischen, jetzt grassirenden Schnurren und Unbedeutlichkeiten hergurgeln sollte, vornämlich vor Menschen, an deren Hochachtung mir gelegen wäre. Damit will ich aber jenen Säckelchen nicht allen

Werth absprechen. Sie mögen zu Zeiten mit unter laufen. Nur sollen sie den wahren Gesang nicht verdrängen; nicht den deutschen Gesang, der sich mit jedem messen kann, der, was ihm von der Geschmeidigkeit des italienischen abgeht, durch Energie, Tiefe und Gründlichkeit ersetzt. Seb. Bach, Händel, Mozart, Haid'n, Zelter sind deutsche Sänger. Jede Nation singt; der Charakter des Gesanges ist der Charakter der Nation. Wie sehr aber der Gesang auf Sitten und Charakter des Menschen einfließe, das haben weise Männer vor mehr als 2000 Jahren gewußt. Die Einführung gewisser Tonarten wurde damals von Staatswegen verboten. Unsre Väter und Mütter scheinen es aber nicht zu wissen; denn, da den meisten doch das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, so würden sie ja sonst wahrlich vernünftiger Weise mehr darauf sehen, was diese singen, als wie sie singen. Es läßt sich behaupten, daß oft das ganze Gebäude der Erziehung durch ein schlechtes Lied untergraben worden ist.

Philomusos.

---

Auf einen betrunken Gestorbenen.

Mit deiner Seligkeit hat's keine Noth,  
Schon selig gingst du in den Tod.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für  
Liebhaber deutscher Lektüre  
in Rußland.

---

No. 51. Mitau, den 23. December 1807.

---

## L i t e r a t u r.

*Illustratio Mythi de Pandora et antiquae artis operum ad eum spectantium, quam amplissimi Philosophorum Ordinis auctoritate ad consequendum Doctoris Philosophiae gradum instituit Nicolaus Koschansky AA. LL. Magister. Mosquae 1806.*  
34 S. 8.

Der Verfasser, ein Zögling der hiesigen Kaiserlichen Universität, ist ein junger Gelehrter von sehr vorzüglichen Talenten und Kenntnissen, der sich bereits durch mehrere literarische Arbeiten in Russischer Sprache rühmlich bekannt gemacht hat, und auch durch die vorliegende Abhandlung, welche er zur Erhaltung der Doktorwürde öffentlich vertheidigte, zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Die von ihm getroffene Wahl des Gegenstandes ist sehr zweckmäßig, da die Fabel von der Pandora, dem Prometheus und Epimetheus, sowohl durch ihren Stoff, als durch ihre Einkleidung, zu den lieblichsten und interessantesten Dichtungen des entferntern griechischen Alterthums gehört, und bisher einzeln noch nicht

mit der Sorgfalt bearbeitet und aufgeklärt ist, welche sie verdient. Mit Recht unterscheidet er in der Einleitung drey Gattungen der alten Mythen überhaupt: erstlich solche, welche bildliche Vorstellungen der ältesten griechischen Weisen und Dichter von der Natur und den Ursachen der Dinge enthalten (philosophische Mythen); zweitens solche, welche die ältesten Traditionen von der Urgeschichte der griechischen Völkerschaften und Staaten in poetischer und romantischer Hülle darstellen (historische Mythen); endlich eigentliche und bloße Dichtungen, die lediglich dem Spiele der Phantasie der Dichter und Künstler ihren Ursprung verdanken (poetische und artistische Mythen). Die Fabel von der Pandora gehört zu der philosophischen Gattung, und ist eine der ältesten in der griechischen Mythologie. Merkwürdig ist bey ihr außerdem besonders, daß derselbe griechische Dichter Hesiodus, bey dem wir sie zuerst antreffen, (obgleich er nicht selbst der Erfinder davon war, sondern sie aus den Gesängen älterer Dichter entlehnte), sie auf eine ganz verschiedene Art in seiner Theogonie und in seinem bekannten Lehrgedichte: "Ἔργα καὶ Ἡμέραι (Opera et Dies) vorgetragen und behandelt hat. Auch für die alte Kunst ist die Fabel von der Pandora lehrreich, weil das Sujet derselben in mehreren noch igt vorhandenen antiken Kunstwerken vorgestellt ist.

Die Abhandlung des Verfassers ist in drey Abschnitte eingetheilt. In dem ersten entwickelt er die Fabel von der Pandora, dem Prometheus und Epimetheus selbst, hauptsächlich nach den verschiedenen Erzählungen des Hesiodus; wobey die Stellen in dessen Gedichten, welche jene Fabel enthalten, zugleich historisch und kritisch erläutert werden. Das Verfahren des Verfassers war hierin seiner Absicht angemessen. Alle die Stellen bey den alten Schriftstellern zu sammeln, wo der Fabel der Pandora beyläufig erwähnt wird, oder wo gar nur das Wort Πανδώρα als Adjectiv, als schmückendes Beywort (epitheton ornans), vorkommt, ohne daß die Stellen übrigens neue Züge zu der Fabel, oder neue Erklärungen der Bedeutung derselben darböten, würde sehr unnütz und überflüssig gewesen seyn. (Rec. erinnert hier folgendes: die Stelle in der Theogonie des Hesiodus v. 535.

Καὶ γὰρ ὅτ' ἐκρίνοντο θεοὶ θνητοὶ τ' ἄνθρωποι,  
 die, so wie sie da steht, keinen Sinn giebt, hat der Verf. sehr richtig ausgelegt: cum adhuc mixti essent Dii et mortales i. e. cum Dii adhuc inter mortales versarentur — nur daß diese Erklärung nicht aus dem Worte ἐκρίνοντο einzusehen ist. Die Schwierigkeit läßt sich aber leicht heben. Statt ἐκρίνοντο muß gelesen werden ἐγκρίναντο. Dann kann die Stelle keinen andern Sinn haben, als den, welchen sie haben muß, und welchen der

Berf. auch errathen hat. Eben diesen ersten Abschnitt beschließt eine Vergleichung und Beurtheilung der verschiedenen Erzählungen der Fabel von der Pandora.

Im zweyten Abschnitte folgt die Auseinandersetzung des Sinnes, oder des Philosophems, welches bey der ganzen Fabel von der Pandora, dem Prometheus und Epimetheus, zum Grunde liegt. Auf die Entwicklung des Berf. im Einzelnen kann sich Rec. hier nicht einlassen. Er zeigt also nur das Resultat an. Der Urheber der Fabel wollte durch dieselbe den Ursprung des Übels erklären, und seine Meinung darüber unter allegorischen Bildern vortragen. Er denkt sich das Übel als eine Folge der Kultur, welche, indem sie neue Bedürfnisse erzeugte, die sinnlichen Neigungen der Menschen weckte, und zu größern Ausschweifungen reizte, auch Laster aller Art, und mit diesen Krankheiten und Übel aller Art nach sich zog. Prometheus ist das Bild der Kultur des Menschengeschlechts durch die Künste — daher die Fabel ihn das himmlische Feuer entwenden, und sogar den Menschen selbst aus Thon bilden und beseelen läßt. Pandora ist das Bild des Lasters, das anfangs die Menschen durch seine Reize verführt — (daher die Fabel, die Pandora mit den schönsten und lockensten Gaben der Götter und Göttinnen ausgestattet dichtet) — aber hernach sie elend und

unglücklich macht, oder, nach der Fabel, ihnen die verüchtigte Büchse reicht, aus welchem sich die Übel über die Erde verbreiteten. Epimetheus ist das Bild der zu späten Reue, die gewöhnlich den Menschen, nur leider! in der Regel zu spät ergreift, der sich vom Laster verführen ließ.

Im dritten Abschnitte fügt der Verf. noch die Notiz einiger antiken Kunstwerke hinzu, auf welchen eben die erwähnte Fabel in ihren Hauptmomenten vorgestellt ist. Befriedigend ist dieser Abschnitt nicht, und konnte es nicht seyn, da es dem Verf. an Muße, und auch an den dazu erforderlichen literarischen Hülfsmitteln fehlte. Dennoch wird man die von ihm gesammelten Nachrichten mit Vergnügen lesen.

Moskwa.

Buhle.

Kurze Übersicht der Meinungen über die Natur der Kometen von den Zeiten der Chaldäer an bis auf Newton; nebst Beobachtungen des lezt hin erschienenen Kometen.

(Beschluß des in Nr. 50. abgebrochenen Aufsazes.)

Nach öffentlichen Nachrichten wurde dieser reisende, einen Besuch bey uns abstattende Fremdling schon den 21. Sept. von Herrn Pons \*) zu

\*) Er ist Kastellan der schönen und auf einem Felsen gebauten Sternwarte zu Marseille. Schon im Jahre 1803 erhielt er

Marseille im Sternbilde der Jungfrau entdeckt, sein Schweif wurde auf anderthalb Grade lang angegeben, und sein Kern soll an Klarheit einem Sterne dritter Größe gleich gewesen seyn. In unsern nördlichen Gegenden stand er damals nach Untergang der Sonne viel zu niedrig, als daß man ihn in den Dünsten des Horizonts hätte unterscheiden können, wenn auch gleich der Himmel heiter gewesen wäre. Allein die schlimme, noch bis jetzt fortdauernde, trübe und regnerische Witterung hatte in unserm Klima schon mehrere Tage vorher angefangen.

Acht Tage nachher, am  $\frac{17}{9}$ . Sept., entdeckte ihn Herr Hofrath Huth zu Frankfurt an der Oder im Sternbilde der Wage. Diese Beobachtung wurde hier erst den 9ten und 10ten Oktober durch die angekommenen Hamburger Zeitungen bekannt.

Den 10ten Oktober des Nachmittags klärte sich der bisher bedeckt gewesene Himmel auf. Der Komet wurde an diesem Abend hier in Mitau zuerst von dem Herrn Oberburggrafen v. Nolde zwischen acht und neun Uhr mit bloßen Augen aufgefunden. Er stand im rechten oder westlichen

---

zum erstenmal den jährlichen Preis, welchen der nun verstorbene verdienstvolle Astronom de La Lande, für denjenigen Astronomen gestiftet hatte, der im Laufe eines jeden Jahres den ersten Kometen entdecken würde. Der heitere Himmel, das milde Klima und die südliche Lage der Sternwarte zu Marseille werden ihm diesen Preis noch oft verschaffen.

Arme nahe an der Schulter des Herkules, beynähe zwischen den Sternen  $\beta$  und  $\gamma$ . Folglich gerade Aufsteigung 244 Grade, Abweichung  $20\frac{1}{2}$  Grad, nach ungefährender Schätzung. Der Kern war einem Sterne dritter Größe gleich, und der Schweif von weißer Milchfarbe, etwas über einen halben Grad lang.

Den 11ten Oktober war des Abends wieder ein heiterer Himmel. Um halb acht Uhr befand sich der Komet in der geraden Linie, die von dem hellen Sterne oder Gemma in der nördlichen Krone nach Ras Alhague oder  $\alpha$  Ophiuchi hingezogen wird. Wega, Athair und der Komet bildeten ein rechtwinklichtes Dreyeck, in dessen rechten Winkel Wega stand. Der Unterschied der geraden Aufsteigungen zwischen Rutilicus und dem Kometen betrug im Mittel aus mehrern Beobachtungen im Bogen nicht über 18 bis 20 Minuten, oder in Zeit 72 bis 80 Sekunden, um welche Rutilicus, der sich mit dem Kometen zugleich in dem Felde eines kleinen, schwach vergrößernden Fernrohrs befand, in der täglichen Bewegung voranging \*). Hieraus ergibt sich die

---

\*) Ich mußte dieses an einen zwölfzölligen zur Zeitbestimmung durch korrespondirende Höhen bestimmten Quadranten befestigte Fernrohr deswegen wählen, weil an der kleinen gegen Südwesten angebrachten Fensteröffnung mit der parallaxtischen Maschine, dem großen Dollondischen Achromaten und andern größern Instrumenten, wegen des eingeschränkten Lokals auf dem Observatorium durchaus nicht

gerade Aufsteigung 245 Grade 48 Minuten, und die Abweichung 21 Grade. Der Schweif und die Helligkeit des Kerns hatten sich, seit dem vorhergehenden Tage nicht merklich geändert.

Den 12ten Okt. des Abends um drey Viertel auf sieben Uhr war der Komet über die gerade Linie zwischen Ras Alhague und  $\alpha$  Coronae merklich gegen Norden herauf gerückt, und stand nordöstlich von Rutilicus. Sein Schweif und Kern schienen

anzukommen war, auch kein eigenes, zu dergleichen Beobachtungen erforderliches und eingerichtetes, Fernrohr mit einem Rhomboidalnes vorhanden ist. Da das gebrauchte kleine Fernrohr nicht achromatisch ist, und am Rande seines Feldes ein etwas undeutliches Bild zeigt, so ergiebt sich von selbst die Ursache, warum die damit angestellten Beobachtungen nicht denjenigen Grad der Genauigkeit haben konnten, den man vermittelst eines guten Sehrohrs mit einem Rhomboidalnes erwarten kann. Ueberdies hatte die seit vier Wochen anhaltende trübe und regnerische Witterung alle Versuche vereitelt, die Uhr durch korrespondirende Sonnenhöhen mit astronomischer Genauigkeit zu reguliren. Wenn auch öfters des Vormittags der Himmel klar war, und eine Menge Sonnenhöhen genommen wurden, so machten die Wolken des Nachmittags einen Strich durch die Rechnung, und alle gehabte Mühe war vergeblich gewesen. Dieses ungünstige Wetter dauerte fort bis zum 11ten Nov., an welchem Tage es endlich doch gelang, die Zeit durch korrespondirende Sonnenhöhen genau zu bestimmen. Aber schon den folgenden Tag änderte sich der Himmel wieder, und seit dieser Zeit bis heute den 27sten Nov., da wir nahe am Ende dieses Monats sind, war nicht ein einziger Tag, an welchem man die Uhr hätte prüfen können. Dieser Fall ist aber in den vier Monaten, die um die Wintersonnenwende fallen, in diesem nördlichen Klima gar nichts seltenes, wie auch Herr Hofrath und Professor Pfaff in der Vorrede zu Nr. 3. seiner astronomischen Beyträge bezeuget. Herr von Zach sagt daher mit Recht von dieser Methode

nicht viel verändert. Mehrere diesen Abend angestellte Versuche, den Kometen mit benachbarten Sternen, vermittelst des am kleinen Quadranten befindlichen Sehrohrs, zu vergleichen, überzeugten mich, daß dieses Sehrohr wegen der Undeutlichkeit am Rande des Feldes zu dem beabsichtigten Gebrauch untauglich sey.

Den 16ten Oktober Abends um sechs Uhr klärte sich der Himmel etwas auf. Als ich aber auf der

in seinen Tab. motuum Solis, pag. 97. Quotidie ad dignoscendum motum horologii in capiendis altitudinibus Solis correspondentibus operam impendere, ardua sane est servitudo, magnum temporis dispendium exposcit, indefessique observatoris patientiam tandem frangit et lacessit, ut astronomi, tubo culminatorio non instructi, et ad methodum hanc perpetuo compulsi, optime norunt. Diese Schwierigkeiten in Ansehung der Zeitbestimmung, die Unmöglichkeit mit größern Instrumenten an der gegen Südwesten angebrachten Fensteröffnung anzukommen, und die durch wiederholte Versuche bestätigte Ueberzeugung, daß das Feld des Sehrohrs am kleinen zwölfkolligen Quadranten, als eines zu andern ganz verschiedenen Zwecken eingerichteten Instruments, statt eines Mikrometers gebraucht, durchaus nicht die erforderliche Genauigkeit in den Beobachtungen gewähren könne, bewogen mich, den Kometen von nun an mit bloßen Augen zu observiren, und seine Stellung am Himmel durch die als eine sacra anchora in solchen Fällen allein übrig bleibende Methode des Configurations et des Alignements zu bestimmen. Doch bediente ich mich auch zuweilen eines sogenannten Branderschen Polymetroscopiums, oder eines kleinen Fernrohrs von 9 Zollen, das zwar gar keine Vergrößerung giebt, aber ein großes Feld faßt, dabey die Gegenstände deutlicher zeigt, und daher einem Myops, wie ich, der die kleinern Sterne entweder gar nicht oder wenigstens nicht mit hinlänglicher Deutlichkeit unterscheiden kann, bey dieser Art von Observationen sehr gute Dienste leisten konnte.

Sternwarte ankam, war er schon wieder völlig bedeckt. Ein unangenehmer, verdrießlicher Zufall, dem die Astronomen nördlicher Gegenden, besonders in dieser Jahreszeit, gar nicht selten ausgesetzt sind.

Den 18ten Oktober des Abends um sechs Uhr war der Komet wieder eine halbe Stunde lang sichtbar. Er stand beynabe in der geraden Linie zwischen  $\alpha$  Ophiuchi und  $\zeta$  Herculis, dem Augenmaße nach von ersterem drey mal so weit entfernt, als von dem letztern. Eben so stand er ziemlich genau, doch etwas weniges südlicher in einer zweyten geraden Linie, zwischen  $\beta$  Herculis und  $\zeta$  Lyrae. Durch Vergleichung dieser Beobachtung mit der Himmelscharte, fand ich, nach genommener Rücksicht der geschätzten Abweichung des Orts des Kometen von den Richtungen der genannten Linien, gerade Aufsteigung  $253$  Grade, Abweichung  $25\frac{1}{2}$  Grad. Der Schweif hatte an Länge und der Kern an Glanz merklich abgenommen.

Den 20sten Oktober Abends um sechs Uhr zerstreuten sich die Wolken in der Gegend des Kometen am Himmel, der über eine Viertelstunde lang sichtbar blieb. Er stand noch etwas weniges südwärts der geraden Linie zwischen  $\alpha$  und  $\zeta$  Herculis, die er in seiner scheinbaren Bahn noch nicht erreicht hatte, und befand sich in dem Durchschnitt der beiden Linien, deren die eine durch  $\alpha$  Ophiuchi und  $\varepsilon$  Herc., die andern hingegen durch  $\gamma$  Lyrae und  $\mu$  Herc. gezogen, und weiterhin in ihrer Richtung verlängert werden muß. Hieraus findet man gerade Aufsteigung  $256\frac{1}{4}$  Grad, Abweichung  $26\frac{1}{4}$  Grad.

Den 22sten Okt. des Abends zwischen sieben und acht Uhr zeigte sich der Komet abermals eine

Viertelstunde lang zwischen den Wolken. Der Himmel war aber so dunstig, daß ich  $\lambda$  Herc. und andre Sterne fünfter Größe durch das Brandersche Polymetrostrop nur mit äußerster Anstrengung der Augen, zuweilen auch gar nicht erkennen konnte. Er befand sich damals, wenn ich nicht etwa wegen der beständig vorüberziehenden Wolken die Sterne  $\alpha$  und  $\delta$  Herc. mit einander verwechselt haben sollte, von welchen ich im Momente der Observation nur den einen, nicht aber den andern unterscheiden konnte, in der geraden Linie durch  $\alpha$  und  $\rho$  Herc., und schien mir auch in einer andern geraden Linie zwischen  $\epsilon$  und dem nur zuweilen etwas durchblickenden  $\lambda$  Herc. zu stehen. Die Himmelskarte zeigte für diese Beobachtung gerade Aufsteigung  $257\frac{3}{4}$  Grade, Abweichung 28 Grade. Schweif und Kern waren wegen der Dünste nur schwach zu sehen. Vermöge dieser Observation hatte der Komet die Konstellation des Herkules verlassen, und setzte seine Reise in dem mit vielen kleinen teleskopischen Sternen besetzten Raume, zwischen dem linken oder östlichen Schenkel und Arm des Herkules gegen das Gestirn der Leher hin, weiter fort.

Als sich gegen eilf Uhr der Himmel in der Gegend des Wallfisches wieder etwas aufklärte, richtete ich mein Polymetrostrop nach der Mira im Halse dieser Konstellation. Allein ich konnte keine Spur von diesem Sterne auffinden, ob ich gleich andere Sterne vierter und fünfter Größe deutlich wahrnehmen konnte. Dieser Stern mußte also damals wenigstens bis zur sechsten Größe, die ich durch gedachtes Fernrohr nicht unterscheiden konnte, herabgesunken seyn. Erst am 24sten November fand ich diesen merkwürdigen Stern wieder, und zwar von der vierten Größe.

Den 25ten Oktober Abends nach sieben Uhr war der Komet zwischen Wolken einige Minuten lang sichtbar. Weil keine Zeit zu verlieren war, bemerkte ich nur in möglichster Geschwindigkeit so viel, daß er in der verlängerten Linie durch  $\zeta$  und  $\epsilon$  Herc. sich befand, und in dem Scheitel des rechten Winkels eines Dreiecks zu stehen schien, das zur Hypotenuse die Linie zwischen  $\mu$  und  $\rho$  Herc. hatte.

Den 28ten Oktober Abends nach sechs Uhr erblickte ich ihn auf einige Augenblicke, und konnte bloß so viel wahrnehmen, daß er über die Linie zwischen  $\mu$  und  $\rho$  Herc. gegen die Konstellation der Leyer hin schon hinausgerückt war. Der Schweif war äußerst schwach an Glanz.

Den 30sten Okt. Abends um sieben Uhr wurde der Himmel wieder in der Gegend des Kometen eine halbe Stunde lang von Wolken befreit; die Luft war aber so dunstig, daß ich nur mit äußerster Anstrengung meiner Augen den uns verlassenden fremden Gast auffinden konnte. Ich erblickte ihn endlich beynahe in der geraden Linie zwischen  $\circ$  und  $\rho$  Herc. Seine Entfernung von  $\circ$  Herc. schien nach dem Augenmaße eben so groß, als seine Entfernung von  $\circ$  Herc. und von  $\mu$  Herc., der Stern  $\rho$  Herc. hingegen hatte von dem Sterne  $\circ$  Herc. und dem Kometen einerley Abstand. Durch das Polymetrostrop erblickte ich noch eine schwache Spur von dem Schweife; der Kern glich einem Sterne fünfter Größe. Seine gerade Aufsteigung war also ungefähr  $267\frac{1}{2}$  Grad, und seine Abweichung 31 Grade.

Den 7ten Nov. Abends nach halb sechs Uhr hatten wir nochmals einen heitern Himmel. Mit bloßen Augen konnte ich den Kometen nicht mehr unterscheiden, aber mit dem Polymetrostrop fand

ich ihn im westlichen oder linken Flügel des Ceyers mit der Leyer, ganz nahe bey dem Sterne  $\alpha$  Lyrae, in der Richtung nach  $\epsilon$  Herc. hin und in der verlängerten geraden Linie durch  $\beta$  und  $\gamma$  Lyrae. Diese Beobachtung giebt gerade Aufsteigung 273 Grade, Abweichung 36 Grade. Der Schweif war an diesem Tage nur mit äußerster Mühe noch etwas zu unterscheiden, und der Kern gleich einem Schwachen Sterne sechster Größe. Nach dieser Zeit konnte ich den verschwundenen, von uns wegeilenden fremden Reisenden nicht wieder auffinden, ob ich ihn gleich in einigen günstigen Augenblicken in der Himmelsgegend, wo er sich befinden mußte, mit dem Polymetroskop noch aufzufinden versuchte.

Innerhalb der 28 Tage, während welcher Zeit der Komet in Mitau sichtbar gewesen und beobachtet werden konnte, hat derselbe in der geraden Aufsteigung am Himmel einen Bogen von  $27\frac{1}{4}$  Grad, in der Abweichung aber einen Bogen von 15 Graden beschrieben, oder täglich im Mittel einen Grad in der geraden Aufsteigung, und 33 Minuten eines Grades in der Abweichung zurückgelegt. Auch ergiebt sich aus diesen Beobachtungen, daß er, von der Zeit an, da er zuerst in Mitau entdeckt wurde, sich beständig von unsrer Erde entfernte. Solches erhellet nicht nur aus der Abnahme seines Glanzes, der von einer Beobachtung zur andern schwächer wurde, sondern auch aus der Verminderung seiner scheinbaren Geschwindigkeit. In den letztern 8 Tagen, vom 30sten Okt. bis zum 7ten Nov., war zwar seine tägliche Bewegung in der Abweichung etwas stärker als 33 Minuten, nämlich von ungefähr  $37\frac{1}{2}$  Minute, dagegen hatte seine tägliche Bewegung in der geraden Aufsteigung sehr merklich abgenommen, und belief sich statt

des im Mittel gefundenen ganzen Grades, nur auf  $\frac{2}{3}$  eines Grades, oder auf etwa 41 bis 42 Minuten.

Man siehet, daß den 3ten Nov. der Komet die nördliche Abweichung von  $33\frac{1}{2}$  Grad ererichen mußte. Sterne in dieser Entfernung vom Aequator können auf dem Horizonte von Mitau nicht untergehen. Seit diesem Tage hätte man also den Kometen die ganze Nacht durch beobachten können, wenn nicht Wolken und die Dünste, welche auch bey dem heitersten Himmel, die nahe am Horizonte befindlichen Sterne verdunkeln und unsern Augen entziehen, solches verhindert hätten.

Beynahe bis zum Tage der letztern Beobachtung hatte der Komet noch kein europäisches Land erreicht, über welchem er senkrecht weggegangen wäre. Am 6ten und 7ten Nov. aber ging er den Einwohnern der Inseln Candia und Malta über dem Scheitel weg, und die folgenden Tage bis zum 11ten Nov. kam er in den Scheitel vom südlichsten Spanien, Sicilien, Kalabrien und Morea.

Bermittelt guter achromatischer auf Parallaxtischen Maschinen liegender Sehröhre, wird man diesen für unbewaffnete Augen und schwache Sehröhre nun verschwundenen fremden Gast auf seiner bisher gegen Südost konver gekrümmten scheinbaren Bahn noch einige Wochen lang verfolgen und beobachten können. Den 11ten Nov. mußte er sich ganz nahe südlich bey dem hellen Sterne in der Leyer befinden, von wo an er seinen Weg nordöstlich gegen den Stern  $\delta$  im rechten oder nordwestlichen Flügel des Schwans nehmen, und in diesem Sternbilde vermuthlich auch für achromatische Sehröhre verschwinden wird.

W. G. F. Beitlek.

Schreiben an den Herrn Epistates in Nr. 43.  
der W. U. von diesem Jahre.

Mein Herr!

Ihre Friedensvorschläge sind ein artiger Spaß, der aber kaum anders als seines Zwecks verfehlen könnte. Wichen, wie allerdings vorauszusehen ist, die streitenden Theile schon in ihren Begriffen und Definitionen von Verstand, Vernunft u. s. w. von einander ab: so würden ja nun erst neue Streitigkeiten entstehen über das, was man sich bey Verstand, Vernunft u. s. w. zu denken habe; mithin würde der Krieg, anstatt ein Ende zu nehmen, durch dergleichen Nebenscharmützel, die doch in der Hauptsache nichts entscheiden \*), nur noch weiter in die Länge gespielt werden.

Indessen ist Ihre Absicht, Frieden zu stiften, — und wäre es auch durch einen Spaß — immer gut und lobenswerth. Sie verdient es schon, daß man Sie und Ihre stiftsfähige Anverwandtschaft nicht ohne Trost läßt. Ich freue mich, Ihnen diesen Trost geben zu können. Der Eine von den kriegsführenden Theilen hat nämlich bekanntermaßen schon erklärt, daß er, wenigstens in den W. U., nicht fortstreiten wolle. Was den andern Theil betrifft: so habe ich Grund zu glauben, daß dieser sich gleichfalls weder in die von Ihnen

---

\*) Die Hauptfrage, und — falls Träumerey und Wahrheit nicht gleichviel gelten sollen — eine nicht unwichtige Frage, bleibt nämlich nach wie vor diese: Besitzt der Mensch wirklich ein Vermögen, das Uebersinnliche zu schauen, oder unmittelbar zu erkennen? Wie man dieß Vermögen zu nennen habe, ob Vernunft, oder Phantasie u. s. w., oder ob es der Hauptstamm sey, von dem diese Seelenkräfte nur Zweige sind, oder endlich, ob es als ein von ihnen verschiedener geistiger Sinn sich im Gemüthe befinde, auf dieß alles kommt es hier nicht an.

beliebten Friedenspräliminarien einlassen, noch auch überall den Krieg weiter fortsetzen werde; — das erstere nicht, weil er Sie für einen unberufenen Friedensvermittler hält, und ihm, wie gesagt, Ihre Vorschläge keinesweges zum Ziele zu führen scheinen; — das zweyte nicht, weil er sich einerseits über die Hauptgegenstände für Leser, die prüfen können und wollen, schon hinlänglich erklärt zu haben meint, andererseits aber bemerkt haben will, daß sein Gegner, besonders in dessen letzterer, halb offensiven, halb defensiven, Kriegsoperation zu Waffen gegriffen habe, denen er ähnliche entgegenzusetzen nicht angemessen findet. Wahrscheinlicherweise wird es ihn also wohl das Beste zu seyn dünken, ohne förmlichen Friedensschluß, aber auch ohne sich für besiegt zu halten, den bisherigen Krieg in einen fortwährenden Waffenstillstand zu verwandeln.

Ich hoffe, daß diese Nachricht Sie, mein Herr, und Ihre ehrenwerthe Familie beruhigen, und Sie von der vergeblichen Bemühung zurückhalten werde, in einer Streitsache, die Ihnen doch wirklich ein wenig zu fremd seyn möchte, den Friedensstifter zu machen. Da ich Sie nicht kenne: so wird der Herr Redakteur der W. U. wohl die Güte haben, dieses Schreiben durch seine Wochenschrift zu Ihrer und Ihrer Angehörigen Wissenschaft zu bringen. Übrigens, mein Herr Idioten,

Ihr

ganz ergebener Diener  
Sincerus.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre  
in Rußland.

---

No. 52. Mitau, den 30. December 1807.

---

An Seine Erlaucht

den

Herrn General-Gouverneur

Grafen von Buxhöwden.

Beim Schlusse des Jahres.

Söhne Kurleniens, auf! Begrüßet den Abend des  
Jahres!

Was ihr am Morgen gewünscht, sehet ihr glücklich  
erfüllt:

Freundlich schirmet uns wieder, nach Alexander's  
Gebote,

Unseres Vaterlands und der Gerechtigkeit Freund.

---

## L i t e r a t u r.

*Verzeichniß der Pflanzen des botanischen Gartens der kaiserlichen Universität zu Dorpat, im Jahr 1807. Dorpat, bey Grenzius, 1807. X und 142 S. 8.*

Botanische Gärten theilen das Schicksal der meisten gemeinnützigen Anstalten. Das Publikum hat ein Recht, Vortheile und Nutzen davon zu erwarten; jeder einzelne im Publikum macht sich aber von dem Nutzen seinen eigenen Begriff, und nennt nun leicht unnütz, oder wenigstens unvollkommen, was dieser seiner, zu eng oder zu weit gefaßten, Vorstellung von Nützlichkeit mehr gemäß ist. So wird der Liebhaber erotischer Gewächse den botanischen Garten mangelhaft finden, der deren nicht viele, nicht genug seltene aufzuweisen hat; der Gartenfreund wird die seltensten Blumen- und Obstarten, der Forstmann die Waldbäume haben wollen, und der Kunstgärtner wird unzufrieden seyn, wenn er nicht alle Ziersträucher des chinesischen und brittischen Gartenluxus zusammen findet. Doch diese Beurtheiler sind noch alle nicht so schlimm, als die metaphysischen Kleinmeister, welche sich ein Ideal von dem bilden, was alles ein botanischer Garten leisten könnte und sollte, und die, ohne die Natur zu kennen, ohne die Umstände zu beachten, unter welchen eine solche Anstalt sich bildete, ohne endlich in Erwägung zu ziehen, daß das Schaffen einer Idee das Werk

eines Augenblicks, das Ausführen aber immer nur eine langsame Annäherung zur Verwirklichung dieser Idee ist, die Anstalt tadeln, weil sie ihrer vor-  
gefaßten Meinung nicht entspricht.

Von botanischen Gärten gilt auf der andern Seite ebenfalls, was von jeder andern öffentlichen Anstalt gilt: je weniger begränzt ihr Zweck ist, desto mehr ist sie in Gefahr, keinen ihrer Zwecke wahrhaft zu erreichen, und nicht leicht dürfte eine Anstalt je wahrhaft groß seyn, die gleich ins Unbegränzte angelegt wird. Wie in der Natur aus dem Kleinen und Unscheinbaren nach und nach das Große hervorgeht; so sollten auch alle Anstalten, welche Menschen machen, zuerst in dem möglichst enge begränzten Zweck angelegt werden, damit sie nach und nach wachsen und sich gleichsam aus sich selbst zu schöner Blüthe entfalten können.

Der nächste Zweck eines botanischen Gartens bey einer Universität ist Unterricht der Studierenden. Aber wie alle öffentliche Hülfsmittel des Studirens, Bibliotheken, Instrumentensammlungen etc., so ist auch dieses mehr für den Lehrer als für den Lernenden. Der Lehrling in der Botanik bedarf zunächst nur einer kleinen Anzahl Gewächse, um sich an denselben mit den Charakteren und der Kunstsprache der Wissenschaft bekannt zu machen. Freylich wird er dabey nicht stehen bleiben; allein bey dem beschränkten Zeitraume (das Triennium wird ja fast allen Studierenden schon zu lang) des

akademischen Kursus, wird er genug zu thun haben, wenn er unter den einheimischen die vorzüglich nützlichen und die schädlichen, und unter den ausländischen diejenigen Gewächse kennen lernen will, welche auf das Fach, wozu er sich bestimmt, eine nähere Beziehung haben. Sonst ist zu besorgen, daß er durch ein voreiliges Umfassen der ganzen Pflanzenwelt wichtigere Dinge verabsäumen und doch nicht einmal eine fruchtbare Kenntniß der Botanik von der Universität mitnehmen dürfte. — Ohne daher die Forderungen an einen botanischen Garten zu überspannen, müßte man in demselben, außer den Gewächsen, welche sich vorzüglich zu botanischen Demonstrationen eignen, vorfinden: Getreidearten, Futterkräuter, ökonomische und Farbegewächse, officinelle Gewächse, Unkräuter und Giftpflanzen in besondern Abtheilungen, Forstbäume (damit man wenigstens künftig berechtigt sey, von den Aspiranten zu Forststellen Kenntniß ihres Fachs zu fordern, und von den Forstanstalten Erleichterungsmittel des überall zunehmenden Holzmangels zu erwarten) und Obstbäume, deren Zucht praktisch gelehrt werden könnte. Einen weitem Umfang würde die Nützlichkeit des botanischen Gartens haben, wenn derselbe die Flora des Landes in gewisser Art mit einem Blicke übersehen ließe. — Einen noch größern Kreis umfaßt das Akklimatiren fremder Gewächse, und herrlich ist es, wenn der Geübtere

in dem botanischen Garten Gelegenheit findet, die Natur in ihren mannigfaltigsten Gestalten kennen zu lernen, und die Bewohner der entferntesten Himmelstriche ohne kostbare und gefahrvolle Reisen um sich her zu versammeln und mit Muße ihre Eigenthümlichkeiten zu betrachten: allein dieser wissenschaftliche Luxus wird mit Recht für verwerflich erklärt werden, wenn die Erreichung eines der näher liegenden Zwecke dadurch gehindert oder unmöglich gemacht werden sollte.

Das vorliegende Verzeichniß der Pflanzen des botanischen Gartens der kaiserlichen Universität Dorpat ist als eine Rechenschaft über die daselbst vorrätliche Pflanzensammlung an das große Publikum anzusehen. Und zwar an ein Publikum, welches seine Meinung darüber laut geäußert haben muß. S. III sagt der Herausgeber, Herr Professor *Ger mann*, Direktor des botanischen Gartens: „Gerne, ich gestehe es, hätte ich noch eine Weile (mit der Herausgabe des Verzeichnisses) geögert (der botanische Garten ist erst vier Jahre alt); aber mehrere Ursachen bewegen mich dazu.

Die erste der Hauptursachen, und diese allein wäre mir schon hinreichend, ist die, daß von mehreren behauptet worden ist, im botanischen Garten befände sich noch fast gar nichts, und es lohnte sich nicht der Mühe, einen Blick auf die dortigen Pflanzen zu werfen, da sie doch nur durchgängig gemein wären.“

Eine ausführliche Anzeige eines Pflanzenverzeichnis würde eine Wiederholung desselben seyn, Ref. kann also nur das eigenthümliche davon bemerken. Es ist alphabetisch geordnet, und zeichnet sich von allen bekanten durch die Zusammenstellung seltener Gewächse mit den gemeinsten Unkräutern aus, Lavendel und Taubnessel, Weizen und gemeines Viehgras stehen hier vertraulich neben einander, weil, nach der Behauptung des Herrn Direktors, ein botanischer Garten auch die einheimischen Arten müsse aufweisen können, und das Studium der einheimischen Pflanzen den wahren Botaniker bilde. Ref. ist vollkommen einverstanden, daß sich keine Gränzlinie zwischen Garten- und wilden Pflanzen ziehen lasse, und daß einheimische Gewächse zur Erlangung einer gründlichen Pflanzenkenntniß hinreichen. Wenn nun aber dieser höchste Zweck dieses Studiums ohne Mühe überall erreicht werden kann, wozu die kostbare Anlage und Unterhaltung eines Gartens um *Arctium Lappa* (Klette), *Chenopodium urbicum* (Gänsefuß), *Lamium album* (weiße Taubnessel), *Triticum repens* (Queckgras), *Thlaspi bursa pastoris* (gemeines Täschelkraut); *Sonchus oleraceus* (gemeine Sandiestel), sorgfältig auf Beeten zu pflanzen, da doch diese Unkräuter überall gegen unsern Willen aufschießen, und auch dem Ungeübtesten bekant und geläufig sind. Zwar giebt es auch eine Unkraut-Gärtnerey, und Ref.

hat darüber oben einen Wink gegeben; allein er würde in einem botanischen Garten in Mitau selbst der gemeinen Spitzklette (*Xanthium strumarium*, die in Dorpat selten seyn muß, S. V) keinen Platz anweisen, weil er dieses Gewächs an allen Zäunen findet, und eben so muß er sich wundern, daß gemeine Viehgras (*Poa trivialis*) in dem Verzeichnisse der gezogenen oder wenigstens gepflegten Gewächse aufgeführt zu sehen, da doch schwerlich auch der fleißigste Gärtner verhüten wird, daß nicht wenigstens an der Eingangsschwelle des Gartens dieses Gras aufschiefe. Dagegen vermißt Ref. einige seltene und auch manches gewöhnliche, obgleich nicht weniger interessante, einheimische Gewächse, wie *Convolvulus sepium*, *arvensis*, *Eupatorium cannabinum*, *Gentiana centaurium*, *Rubus fruticosus*, *Senecio Jacobaea*, *Spiraea ulmaria*, *aruncus*, *Valeriana sylvestris*, *Vaccinium oxycoccus*, *uliginosum* u. s. w. Diese könnten zum Theil ihres ökonomischen und Arzneygebrauchs wegen mit Recht eine Stelle fordern, und sind gewiß nicht schwer zu erhalten. *Asclepias vincetoxicum*, *Cypripedium calceolus*, *Evolvulus verrucosus*, *Hyoscyamus Scopolia* würden selbst eine Zierde des botanischen Gartens seyn. Überhaupt kann Ref. den Plan des Ganzen nicht recht durchsehen. Eben so hätten, da der Herr Direktor mit diesem Verzeichniß die Absicht einer

einheimischen Flora verbinden wollte, die inländischen Gewächse, zur leichtern Übersicht und nach dem Beyspiele Murray's in seinem Prodrromus florae Goettuigensis, von den ausländischen getrennt und besonders verzeichnet werden müssen.

Wer die Schwierigkeit bey der Anlage eines botanischen Gartens, und zwar hoch im Norden, kennt, der wird die Zahl von 2367 Arten, auch wenn man die in die Flora, aber nicht in das Verzeichniß des botanischen Gartens, gehörigen 357 Arten abrechnen wollte, für den Zeitraum seit der Stiftung des Gartens nicht gering finden, und es würde zu viel verlangt seyn, wenn man fordern wollte, daß dieser botanische Garten jetzt schon den in der Nähe von Dorpat befindlichen trefflichen Pflanzensammlungen in jeder Hinsicht sollte an die Seite gesetzt werden können.

Mit Vergnügen bemerkt Ref. mehrere Pflanzen der entferntern Provinzen Rußlands, die nirgends weniger, als in den inländischen Gärten angetroffen werden. Selbst mehrere exotische Bäume und Sträucher stehen da; obgleich hier auch wohl der von Ref. oft bemerkte Fall eintreten möchte, daß die größern Baumarten in kleinen und unvollkommenen Exemplaren vorhanden sind, und daher nur eine eben so unvollkommene Idee von dem Baume im natürlichen Standorte geben. Viele sind für die Gewächshäuser zu groß und dauern

im Freyen nicht auß, wie *Fagus Castanea*, *Liquidambar styraciflua* u. s. w.

Daß auch eine Anlage für Wasserpflanzen im botanischen Garten seyn, oder vielmehr ein stehendes Wasser das Fortkommen einiger einheimischen Wasserpflanzen begünstigen müsse, zeigen *Alisma natans*, *plantago*, *Butomus umbellatus*, *Nymphaea alba*, *lutea*, *Hydrocotyle vulgaris*, *Zanichellia palustris*.

Einen wesentlichen Vortheil gewährt dieses Verzeichniß durch die Bezeichnung derjenigen Gewächse, die in der Dorpatschen Gegend ausdauern, wodurch der Gartenliebhaber dieser Gegend mancher kostspieligen und zeittödtenden Versuche überhoben wird.

Noch eine Bemerkung über die Flora Lieflands. Es sind mehrere Gewächse als einheimisch genannt, gegen deren Bürgerrecht Ref. sich, wenn sie gleich von Fischer und Grindel aufgeführt stehen, so lange einige Zweifel erlauben möchte, bis ihr Standort bestimmter angegeben seyn wird, und sie auch von andern daselbst gefunden werden können, wie *Arnica montana*, *Atropa belladonna*, *Gratiola officinalis*, *Ligustrum vulgare*, *Sanguisorba officinalis*.

## Popen und Angermünde.

(Aus v. Schlippenbachs noch ungedruckter Reise.)

Längs dem Puffenschen See, der etwa sechs Werst lang und zwey breit ist, gelangt man durch einige waldige mit Heidekraut bewachsene Gegend nach Popen, drey Meilen von Piltten entfernt. Nur mit den wenigsten Gütern und Landsitzen Kurlands dürfte sich Popen in einem Wettstreit über den Vorzug der Lage und Gegend einlassen. Die Umgebung besteht aus ungeheuren, dichten oft sumpfigen Fichtenwäldern. Man bemerkt weder eine dem Auge so wohlthätige Abwechslung von verschiedenartigen Laubhölzern und Gehägen, noch andere Schönheiten der Natur, auf welche mehrere Gegenden unsers Vaterlandes mit Recht stolz seyn können, und die großen Felder, welche den Hof umgeben, liefern mehr eine Probe von dem Fleiße der Bewohner, als von der Ergiebigkeit des Bodens. Nichts desto weniger findet der Freund des ländlichen Aufenthalts bey mühsamen Spähen doch einige Standpunkte, die ihm etwas Eigenthümliches darbieten und den Vergleich mit andern Gegenden für Popen weniger nachtheilig machen. Diese Standpunkte sind die Kirche und der Schloßberg. Schon der Hof selbst liegt auf einem Hügel, der über das übrigen ganz flache Land sich bedeutend erhebt; aber auf einem noch höhern Bergrücken ragt die Kirche hervor, an deren Fuße man, wenn die Sonne sich zum Untergange neiget, das in gerader Linie wenigstens drey Meilen entfernte Dondangen und den, so von den Schiffern genannten, blauen oder Slitterberg erblickt. Auf dem Thurme öffnet sich dem Auge ein sehr ausgebreiteter Horizont. Man sieht über alle die weitläufigen Waldungen hinweg, und

bemerkt in Osten das benachbarte Pussen mit seiner Kirche, in Süden die Thurmspitze von Schleck und in Westen die Stadt Windau mit dem angränzenden Meere. Ein Fernglas entdeckt auch die Schiffe in dem Hafen dieser Stadt, so wie die nach Riga gehenden, oder von daher kommenden Fahrzeuge. Im Norden sieht man das isolirte Angermündsche Pastorat mit der benachbarten Kirche. Auf dem Schloßberge hat die Aussicht etwas wildromantisches. Der Berg selbst ist ganz mit kleinen Gesträuchen besetzt; am Fuße desselben breitet sich eine Wiese aus, die in ihrer Mitte einen Teich einschließt, und das Ganze wird wiederum durch einen majestätischen Wald begrenzt, den der Zuschauer von oben herab unter seinen Füßen zu haben glaubt. In diesen großen Wäldern gab es ehemals eine Menge Bären, oft wurden in einem Winter sechs bis sieben geschossen; seit mehreren Jahren aber haben sie sich sehr vermindert, und es ist jetzt schon etwas seltenes, nur einen einzigen aufzufinden.

Ein Monument aus dem Alterthume sind hier noch die wenigen übrigen Ruinen des Schlosses bey Angermünde, dessen Erbauung Friebe in die Zeiten des Herrmeisters Diedrich von Grünigen versetzt. Die Burg ist im schwedischen Kriege zu Anfange des vorigen Jahrhunderts stark beschädigt worden und nachher verfallen. Unweit derselben ist eine Schlacht zwischen den Polen und Schweden, zum Nachtheil der erstern, geliefert. Eine kleine in der Nähe befindliche Quelle nennen die Bauern Affin Walke (Blutquelle) und glauben, wenn im Herbste von den herabgefallenen Eichen- und Birkenblättern die Quelle sich röthlich färbt, dann fließe hier noch jetzt das Blut der Erschlagenen. D frommer Glaube des friedlichen

Landvolks, warum haben Dich nicht alle die mächtigen Gebieter der Erde! — — —

Auch in dieser Gegend steht eine ehemals von den heidnischen Bewohnern Kurlands für heilig geachtete Linde. Sie ist groß und stark und verräth ein Alter von mehreren Jahrhunderten. Einige Alterthümer, die man um die Linde herum gefunden, bestätigen die Sage, daß hier ehemals von den alten heidnischen Bewohnern Kurlands Opfer gebracht wurden.

Im Popenischen Gebiete findet sich viel Eisenerz. Ein dasiger erbunterthäniger Schmid hat mit diesem Erze Versuche angestellt, und aus selbigem reines schönes Eisen gewonnen. Ich selbst habe eine davon geschmiedete kleine Stange gesehen, die der Schmid als Probe gehämmert und seinem Herren übergeben hatte. Das Erz soll reichhaltig seyn, ist aber hieselbst noch nie zu einer Anlage genutzt worden. Zu den Popenischen Gütern gehören mehrere Nebenhöfe, sechs Dörfer und überhaupt 157 Gesinde nebst drey Kirchen. Das Pastorat liegt bey Angermünde, und hat, obgleich mitten im Walde, doch in seiner nächsten Umgebung, an einem ansehnlichen Flusse — die Anger —, eine liebliche Lage, die man eben so wenig erwartet, als den Umstand, hier in diesem abgeschiedenen Theile von Kurland, in dem Prediger selbst einen sehr kenntnißreichen, gebildeten Mann zu finden, der zugleich einer der besten Kanzelredner ist, die ich jemals gehört habe.

In Angermünde ist eine schöne Mühle, eine Gerberey und eine Waidasche-Fabrik. Zu letzterer werden jährlich 130000 Schiffspfund Okerasche, 3640 Tonnen Kohrasche und 900 Tonnen Brackasche verbraucht. Zwey Schmelzöfen und zwey große Kessel sind zum Kochen der Okerasche

bestimmt. Bey dieser Fabrik arbeiten fortwährend einige zwanzig Menschen, und es werden jährlich an 1300 Tonnen reiner Baidasche gewonnen, nach Windau verkauft, von dort aber weiter verschifft. In Popen ist auch eine beträchtliche Papierfabrik, die ebenfalls gegen dreyßig Menschen beschäftigt.

---

Warum haben schöne Frauenzimmer gemeinhin wenig Verstand?

Der Schönheit huldigt alles, was sich ihr nähert, und niemand kann sich ihrer Allgewalt entziehen. Alles beugt sich vor einem schönen Frauenzimmer, alle Vollkommenheiten legt man ihm bey, alle Tugenden, alle Vorzüge sind sein Eigenthum. Aber stete Lobeserhebungen machen selbst Männer stolz, warum sollten Schmeicheleien nicht Frauenzimmer eitel machen? Schon in früher Jugend sagt man einem schönen Mädchen Schmeicheleien, sobald es nur in eine Gesellschaft tritt; man bewundert seine Gestalt, seine Worte, sein Betragen, kurz sein Anblick muntert alles zu Lobeserhebungen auf. Die Ausbildung des Verstandes kostet Mühe, Anstrengung und Zeit; alles dieses aber ist beschwerlich und lästig; ein allgemein bewundertes Mädchen glaubt schon jeden Vorzug des Kopfes und Herzens zu besitzen, warum soll es sich also noch anstrengen? Warum soll es sich noch Kenntnisse erwerben? Es besitzt ja alles, was Lob und Ansehen verschafft! Warum schmeichelt man ihm? Warum giebt man ihm den Vorzug vor jenem stillen, bescheidenen und gebildeten Mädchen? Das Außere gefällt und gewinnt allgemeinen Beyfall, während den innern Werth und die geistigen Voll-

kommenheiten nur Wenige zu schätzen wissen. Von Lobeserhebungen berauscht, und von Schmeicheleien betäubt, wird ein schönes Mädchen eben so stolz als eitel. So wenig Werth auch seine Unterhaltung hat, so sucht man seiner Person doch von allen Seiten Weihrauch zu streuen. Da auf diese Art sein Verstand nicht ausgebildet wird, so fühlt es nicht, daß ihm noch etwas fehlt; es kommt in keine Lage, wo ihm der Mangel an Verstandeskultur schmerzlich wäre; es weiß nicht, daß Geistesvorzüge allein adeln. Im blinden Wahne und dummen Dünkel verachtet es daher alles, was es nicht kennt und zu würdigen im Stande ist. Sein Verstand bleibt unausgebildet, sein Herz wird nicht gebessert, sein Geschmack nicht veredelt; es wird eine eitle Narrin, die Lobeserhebungen Anderer haben es zu Grunde gerichtet, und die vielen Schmeicheleien um den Verstand gebracht. Ein schönes Mädchen hat keinen ärgern und gefährlichern Feind als Mannspersonen, die ihm immer Süßigkeiten vorplappern und Schmeicheleien vorbuchstabiren.

---

#### Muster zu einer Todesanzeige.

Wenn man die Todesanzeigen in unsern Zeitungen liest, so kommt es einem vor, daß die Betrübtten sich oft die größte Mühe geben, ihren Schmerz recht zierlich, recht poetisch, recht witzig zu schildern. Den Liebhabern ist vielleicht mit einem Muster gedient; daher lassen wir eine solche Anzeige, die uns vorzüglich gefallen hat, aus der Beilage zum 97sten Stück der diesjährigen Königsberger Zeitung hier wörtlich abdrucken.

Beym Durchlesen wird es hoffentlich niemanden entgehen, daß der Unterzeichnete ein Literatus und kein Jüngling ist, dem der Kopf noch von der Kathederweisheit warm seyn könne.

„Zum Throne des Höchsten in jener Central-Welt, 30mal höher denn unsre Sonne, wohin Vollendete mit bloßer Lichtschnelle in 4 Stunden sich erheben, entsloh der Geist meiner einzigen 19jährigen Tochter Johanne Wessel am Abend des 23. huj. nach einer gewöhnlichen Nervenkrankheit. Dort stört sie weiter kein Jammer der Sterblichen, deren Leben fürchterlicher ist als der Tod. Dasselbst früher bekannt kommt sie einst dem schwachtenden Geiste der Ihrigen mit himmlischen Stärkungen entgegen, und dann keine Klage und Trennung mehr! Dieß sey Balsam für die Herzen theilnehmender Freunde, denen diesen Todesfall melde.

Tiefensee, den 24. Nov. 1807.

Wessel, Pfarrer.“

### Die Geschenke der Physis an Mädchen.

Nachahmung des zweyten anakreontischen Liedes.

Gab Physis, zu seinem gewaltigen Rachen,  
 Dem Stier zwey hornige spitzige Zacken;  
 Dem Löwen den Rachen mit schrecklichen Zähnen;  
 Dem edlen Rosse den Huf und Mähnen;  
 Des Windes Schnelle den Hasen und Reh'n,  
 Des witternden Hundes Verfolg zu entgehn;  
 Das weithinschauende Auge dem Luchs,  
 Und List, sich zu nähren und sichern, dem Fuchs;  
 Das Schwimmen den Fischen im tiefen Meer;  
 Ein zottiges Fell dem nordischen Bär;

Den Blutdurst, das Fächeln dem Vampyre,  
 Und Blutgier und Zähne dem Tigerthier;  
 Dem Adler den hohen Flug und Klauen;  
 Die Kunst, dem Biber, ein Haus zu bauen;  
 Den Fittig der Luftbewohner Junft;  
 Das Schwert dem Manne und hohe Vernunft: —  
 Was hat sie denn dem Mädchen gegeben,  
 Um sicher zu seyn und frey zu leben?  
 Statt Scharffsinns Allgewalt, Spieß und Schwert,  
 Hat Pnyxis dem Mädchen das Best're beschert.  
 Sie gab ihm zum Überwinden und Siegen  
 Die Schönheit, und ihrem Schooß das Vergnügen.  
 Die schön ist, besieget Verstand und Schwert,  
 Drum, sag' ich, drum ist ihr das Best're beschert.

F.....n.

---

Als ein freundschaftlicher Zirkel sich  
 Abends trennte.

O Freude, Schaffnerin des Erdenglückes,  
 Wie milde strahlet uns Dein Zauberschein!  
 Du schließest in den Kelch des Augenblickes  
 Den Honig ferner Ewigkeiten ein.

O lächle uns, bis an des Lebens Abend,  
 Und wenn wir unser Tagewerk vollbracht;  
 Sey Vor- und Rückblick unserm Auge labend,  
 Und treue Freundschaft wünsch' uns: „gute Nacht!“

Er. Chr. Trautvetter.

---

### A n z e i g e.

Das nächste Blatt, als das erste des folgenden Jahrganges,  
 erscheint unter dem Titel: Neue wöchentliche Unterhal-  
 tungen größtentheils über Gegenstände der Lite-  
 ratur und Kunst.

---